This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,427,425

Geschichte

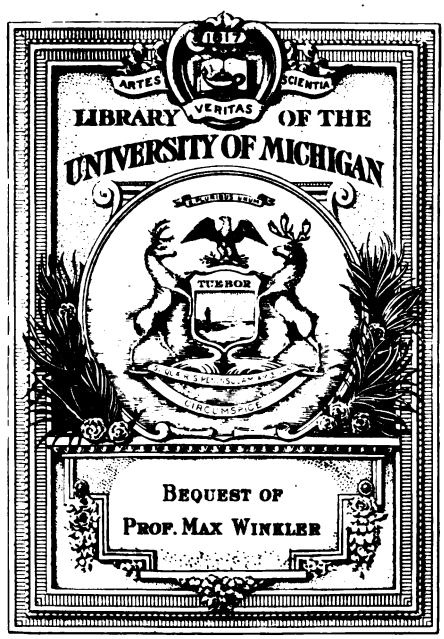
der

deutschen Litteratur.

von

[illegible] Koenig

[illegible]



Leipzig ist
u beziehen
chen:

Zeitschrift
Prof.
Otto
von

birkung von
en von Dr.
n Jahrgang

Lyon, Dr.
natu
als
Gedi
bis

lichen und
che, sowie
aſtücke und
eil: Sexta
0.

b. L

r und

Bartels-M
Gusta
ſämtl

ulen). Nach
s, Direktor
h. *M.* 6.15.

II. — 2. Aufl. [VIII u. 274 S.] 1892. *M.* 1.20.
III. — 2. Aufl. [X u. 464 S.] 1895. *M.* 2.—
IV. — 2. Ausg. [XI u. 636 S.] 1893. *M.* 2.80.
Der IV. Teil auch in zwei Abteilungen: I. Abt.: Prosa 2. Ausg. [IV u. 312 S.] 1893. *M.* 1.50.
II. — Poesie 2. Ausg. [IX u. 324 S.] 1893. *M.* 1.50.

Kaiser, Karl, Schuldirektor in Barmen, Edelsteine deutscher Dichtung. Eine Auswahl von Gedichten zum Auswendiglernen stufenmäßig geordnet für zehn Schuljahre und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 4. Auflage. [XVI u. 368 S.] 8. 1888. geh. *M.* 2.—

Lesebuch, deutsches, für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem Königlichen Realgymnasium zu Döbeln. 5 Teile. gr. 8. geh.

Einzeln: I. Teil: Sexta. 2. Auflage. [XII u. 289 S.] 1890. *M.* 1.50.
II. — Quinta. 2. Auflage. [XII u. 321 S.] 1890. *M.* 1.80.
III. — Quarta. 2. Auflage. [X u. 350 S.] 1891. *M.* 2.—
IV. — 1. Abt.: Unter-Tertia. 2. Aufl. [X u. 326 S.] 1892. *M.* 2.—
2. — Ober-Tertia. 2. Aufl. [VIII u. 404 S.] 1893. *M.* 2.40.
Anhang, für Realschul-Sekunda. *M.* —.60.
V. — Sekunda. A. u. d. T.: Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa ausgestattet und herausgegeben von Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey und Dr. O. Lyon. 2., völlig umgearb. Aufl. [XII u. 590 S.] 1895. *M.* 3.60.

Menge, Dr. Karl, Rektor des Progymnasiums zu Boppard, Trauer und Treue. Gedichte zur Feier der Geburts- und Sterbetage der deutschen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. sowie des Geburtstages Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm II. (Mit einem Anhang.) Für höhere Schulen und für Vereine ausgewählt. [VIII u. 155 S.] 8. 1890. Reich in Leinwand geb. *M.* 2.—

Schmid, E., Direktor der städt. höh. Töchterschule und des Lehrerinnen-Seminars in Potsdam, und **Fr. Speyer,** Oberlehrer an der Königl. Elisabethschule in Berlin, deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen auf Grund des „Deutschen Lesebuchs für höhere Töchterschulen von G. Wirth" nach den preußischen „Bestimmungen" vom 31. Mai 1894 neu bearbeitet. In 4 Teilen. I. Teil. Für Klasse VIII und VII. (2tes und 3tes Schuljahr.) [XVI u. 319 S.] gr. 8. 1895. Dauerhaft gebunden *M.* 2.40.

830.9
K777
1896

Schmid, E., Direktor der städt. höh. Töchterschule und des Lehrerinnen-Seminars in Potsdam, und **Fr. Speyer,** Oberlehrer an der Königl. Elisabethschule in Berlin, deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen auf Grund des „Deutschen Lesebuchs für höhere Töchterschulen von G. Wirth" nach den preußischen „Bestimmungen" vom 31. Mai 1894 neu bearbeitet. In 4 Teilen. II. Teil. Für Klasse VI und V. (4tes und 5tes Schuljahr. [XIII u. 400 S.] gr. 8. 1896. geb. *M.* 3.—

Dem vorliegenden Teil I und II werden sich die anderen Teile in rascher Folge anschließen, und zwar wird Teil III im Januar und IV noch vor Ostern 1896 erscheinen. Selbstverständlich wird das Wirthsche Lesebuch für höhere Töchterschulen auch in der bisherigen Fassung weitergeführt und stetig verbessert werden.

Schmid, E., Direktor der städtischen höheren Töchterschule und des städtischen Lehrerinnen-Seminars in Potsdam, Lesebuch zur preußisch-vaterländischen Geschichte für die Oberstufe höherer Mädchenschulen, zunächst als Ergänzung zu der Oberstufe von G. Wirth's Lesebuch für höhere Töchterschulen auf Grund der kaiserlichen Ordre vom 1. Mai 1889 und der Ministerialverordnung vom 18. Oktober 1890 zusammengestellt. [VIII u. 219 S.] gr. 8. 1891. geh. *M.* 1.60.

Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen unter Mitwirkung von Dr. Baumann, Lehrer an der Viktoriaschule, Prof. Dr. Hamann, Direktor der Dorotheenschule, Professor Hofmeister, Oberlehrer an der Charlottenschule, Dr. Staedler, Oberlehrer an der Margaretenschule, und Wetzel, Oberlehrer an der Luisenschule, sämtlich in Berlin, herausgegeben von Professor Dr. Bornhak, Oberlehrer an der Königl. Elisabethschule zu Berlin. kl. 8. 27 Bändchen in biegsamen Leinwandband gebunden.

Der Zweck dieser Ausgaben ist, den Grundsätzen des Berliner Normallehrplans für die höheren Mädchenschulen gerecht zu werden. Die Forderung, daß der litterarhistorische Unterricht an die Lektüre angeschlossen werde, läßt sich erfahrungsmäßig durch ein Lesebuch nicht erreichen. Ebensowenig können die Ausgaben klassischer Dichtwerke, welche für Knabenschulen veranstaltet worden sind, den Zwecken der höheren Mädchenschulen genügen. Denn selbst wenn die eine oder die andere dieser Ausgaben paßt, genügt doch die große Mehrzahl nicht, da Zweck und Methode beider Schulen zu verschieden geartet sind.

In die Sammlung sind nur solche Werke aufgenommen, welche thatsächlich in den verschiedenen Berliner höheren Mädchenschulen gelesen werden. Sie bieten bei umfangreicheren Werken den Hauptinhalt zur leichteren Aneignung und gewähren im Anschluß an die Lektüre durch die vorausgeschickten litterarhistorischen Einleitungen ein Mittel, den Unterricht des Lehrers, ohne demselben vorzugreifen, durch häusliche Wiederholungen zu unterstützen, und stehen in einem organischen Zusammenhange.

Die Sammlung enthält folgende Werke:

Das Nibelungenlied	geb. 80 Pf.	Bearbeitet von Prof. Dr. Bornhak.
Das Gudrunlied	geb. 80 Pf.	
Wolframs von Eschenbach Parzival	geb. 80 Pf.	
Hartmanns von Aue armer Heinrich	geb. 60 Pf.	
Walthers v. d. Vogelweide Gedichte in Ausw.	geb. 60 Pf.	
Volkslieder des 14., 15. u. 16. Jahrh. in Ausw.	geb. 80 Pf.	
Hans Sachs' Lieder und Gedichte in Ausw.	geb. 80 Pf.	Bearbeitet von Prof. Dr. Staedler.
Luthers Schriften und Dichtungen in Ausw.	geb. 80 Pf.	
Klopstocks Messias und Oden in Auswahl	geb. 80 Pf.	
Lessings Minna von Barnhelm	geb. 80 Pf.	Bearbeitet von Direktor Prof. Dr. Hamann.
— **Nathan der Weise**	geb. 80 Pf.	
Herders Cid	geb. 80 Pf.	
Schillers Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Tell, Wallenstein (I. Wallensteins Lager. Piccolomini. II. Wallensteins Tod)	geb. je 80 Pf.	Bearbeitet von Prof. Dr. Baumann.
Goethes Hermann und Dorothea	geb. 60 Pf.	Bearbeitet von Professor Hofmeister.
— **Iphigenie auf Tauris, Torquato Tasso, Götz von Berlichingen**	geb. je 80 Pf.	
— **Dichtung und Wahrheit** in Ausw.	geb. 1 Mk.	
Kleists Prinz Friedrich von Homburg	geb. 80 Pf.	Bearbeitet von Prof. Dr. Bornhak.
Schulzes bezauberte Rose	geb. 60 Pf.	
Homers Ilias u. Odyssee, nach Voß	geb. je 80 Pf.	Bearb. von Prof. Wetzel.

Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen.

Sophokles' Antigone . . . . . geb. 60 Pf. — Bearbeitet von Prof. Dr. Bornhak.

Shakespeares Julius Cäsar . . . . . geb. 60 Pf. — Bearbeitet von Professor Dr. Hamann.

Indem die Herausgeber hiermit Ausgaben deutscher Klassiker, welche nur für die Zwecke des litterarhistorischen Unterrichts an höheren Mädchenschulen bestimmt sind, darbieten u. spätere Wünsche zur Erweiterung der Sammlung gern befriedigen werden, hoffen sie, der allgemein anerkannten Forderung, daß der genannte Unterricht an die Lektüre geknüpft werde, gerecht geworden zu sein.

☞ Bei trefflichster Ausstattung sind die Preise dieser in einem sehr handlichen Kleinoktav-Format gedruckten und hübsch gebundenen Schulausgaben so niedrig als möglich gestellt worden. Zu vorheriger Prüfung stehen Freiexemplare gern zu Diensten.

Wirth, G., deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen auf Grund des „Deutschen Lesebuchs für höhere Töchterschulen von G. Wirth" nach den preußischen „Bestimmungen" vom 31. Mai 1894 neu bearbeitet von E. Schmid, Direktor der städt. höh. Töchterschule und des Lehrerinnen-Seminars in Potsdam, und Fr. Speyer, Oberlehrer an der Königl. Elisabethschule in Berlin. In 4 Teilen. Siehe oben unter Schmid und Speyer, Lesebuch.

——— ——— Alte Ausgabe. U. d. T.: deutsches Lesebuch für höhere Töchterschulen. 6 Teile. gr. 8. geh. *M.* 11.20.

Einzeln:	I. Teil.	Unterstufe.	I. Kursus.	10. Aufl.	[VIII u. 131 S.] 1891.	*M.* —.80.
	II. —	Unterstufe.	II. —	11. Aufl.	[VIII u. 180 S.] 1894.	*M.* 1.—
	III. —	Mittelstufe.	I. —	10. Aufl.	[X u. 294 S.] 1893.	*M.* 1.60.
	IV. —	Mittelstufe.	II. —	10. Aufl.	[VIII u. 340 S.] 1893.	*M.* 1.80.
	V. —	Oberstufe.	I. —	9. Aufl.	[VIII u. 494 S.] 1894.	*M.* 2.80.
	VI. —	Oberstufe.	II. —	7. Aufl.	[XII u. 657 S.] 1895.	*M.* 3.20.

Die letzten Auflagen sämtlicher Teile sind von E. Schmid, Direktor der städt. höheren Töchterschule in Potsdam, durchgesehen und verbessert.

[———] Gedichte zum Auswendiglernen aus G. Wirths Lesebuch für höhere Töchterschulen. I. Sammlung. [IV u. 81 S.] 8. 1885. kart. *M.* —.75.

[———] ——— II. Sammlung. [IV u. 92 S.] gr. 8. 1890. kart. *M.* —.40.

[———] Lesebuch zur preußisch-vaterländischen Geschichte für die Oberstufe höherer Mädchenschulen, zunächst als Ergänzung zu der Oberstufe von G. Wirths Lesebuch für höhere Töchterschulen auf Grund der Kaiserlichen Ordre vom 1. Mai 1889 und der Ministerialverfügung vom 1. Okt. 1890 zusammengestellt von E. Schmid, Direktor der städtischen höheren Töchterschule und des städtischen Lehrerinnen-Seminars zu Potsdam. [VIII u. 219 S.] gr. 8. 1891. geh. *M.* 1.60.

c. Lehr- und Hilfsbücher

zum grammatischen und litterargeschichtlichen Unterricht.

Beispiele und Aufgaben zu den Hauptregeln der Interpunktion. Herausgegeben von dem Verein der Berliner Gymnasial- u. Realschullehrer. [16 S.] 8. geh. *M.* —.15.

Gelbe, Dr. Theodor, Direktor der II. städtischen Realschule in Leipzig, Diktierstoff im Anschluß an die offiziellen Regeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung. [VIII u. 64 S.] 8. 1890. kart. *M.* 1.—

Glöde, Dr. O., Oberlehrer in Wismar, die deutsche Interpunktionslehre. Die wichtigsten Regeln über die Satz- oder Lesezeichen und die Redestriche, dargestellt und durch Beispiele erläutert. [VI u. 33 S.] 8. 1893. steif geh. *M.* —.30.

Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa ausgestattet und herausgegeben von Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey und Dr. O. Lyon. 2. Aufl. [XII u. 590 S.] gr. 8. 1895. geh. *M.* 3.60.

Kappes, Karl, Direktor des Realgymnasiums in Karlsruhe, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Stilistik für höhere Lehranstalten entworfen. 5. Aufl. [VIII u. 64 S.] gr. 8. 1891. kart. *M.* —.80.

[Fortsetzung am Ende des Buches.]

Geschichte

der

deutschen Litteratur

in zusammenhängender Darstellung

für

höhere Mädchenschulen und die weibliche Jugend

sowie für jeden

der sich in die geschichtliche Entwickelung der poetischen Litteratur der Deutschen einführen will.

Von

O. König,

Direktor der höheren Mädchenschule zu Bunzlau.

Dritte Auflage.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1896.

Alle Rechte,
einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Hinkley Bequest
1-20-31

Vorwort zur ersten Auflage.

Vorliegendes Büchlein ist aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen. An Leitfäden und Hilfsbüchern für den Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte fehlt es nicht; aber alle, auch das vielgebrauchte Buch von Dr. Hermann Kluge, leiden an einem Fehler, nämlich dem, daß sie, indem sie möglichste Vollständigkeit anstreben, keine Bücher sind für die höhere Mädchenschule, die den Stoff noch mehr zu sichten hat als jede andere Lehranstalt, welche deutsche Litteraturgeschichte in den Bereich ihres Unterrichtes zieht. Auch wir aber wollen unsern Schülerinnen durchaus nicht nur einzelne Brocken hinwerfen, sondern wir wollen ihnen die geschichtliche Entwickelung der poetischen Litteratur der Deutschen von ihren ersten Anfängen an klar vor Augen legen. Demgemäß ist Verfasser bemüht gewesen, auch bei der größtmöglichen Beschränkung des Stoffes doch immer darauf Bedacht zu haben, den Entwickelungsgang der deutschen poetischen Litteratur ohne Unterbrechung, ohne Sprünge zu geben.

Was die Form der Darstellung anlangt, so sollte nicht nur ein trockenes Kompendium geboten werden, das kurz nur die Namen, die Lebensdaten und die Werke der einzelnen Schriftsteller angiebt, sondern ein Büchlein, das lesbar wäre; und so mag es vielleicht manchem scheinen, als sei Verfasser vielfach zu ausführlich geworden für ein Hilfsbuch, das für die Hand der Schülerinnen bestimmt ist. Zunächst ist ja vorliegende Zusammenstellung berechnet für das Bedürfnis der höheren Mädchenschule; aber es sollte in derselben gleichzeitig überhaupt der weiblichen Jugend ein Büchlein in die Hand gegeben werden, das dieser ein Führer sei durch die Geschichte der poetischen Litteratur der Deutschen, das dazu beitrage, Liebe bei ihr zu wecken zu den Geistesprodukten unserer Dichter, und das ihr zugleich ein Ratgeber werde für die Wahl der Lektüre. Indessen auch jeder andere, der sich, ohne auf möglichste Vollständigkeit Anspruch zu erheben, in die geschichtliche Entwickelung der poetischen Litteratur der Deutschen einführen will, wird in dieser Zusammenstellung das finden, was ihn mit dem Gange der Entwickelung unserer Litteratur in ihren Haupterscheinungen und ihren Hauptvertretern bekannt machen kann.

Daß vorliegendes Büchlein Mängel, vielleicht große Mängel hat, darüber ist Verfasser nicht im Zweifel; aber er rechnet auf Nachsicht, und besonders auch auf Winke insbesondere von seiten der Fachgenossen.

1-9-37

die auf demselben Gebiete zu arbeiten haben, um in den Stand gesetzt zu werden, bei etwa nötig werdender neuer Auflage Mängeln abzuhelfen und Verbesserungen eintreten zu lassen.

Bunzlau, im Oktober 1887.

O. König.

Vorwort zur zweiten Auflage.

In der nunmehr erscheinenden zweiten Auflage vorliegenden Büchleins nimmt der Verfasser ganz denselben Standpunkt ein, den er bei dem ersten Erscheinen desselben in dem Vorworte dargelegt hat. Demgemäß ist in der Anlage des Buches nichts geändert worden, und auch der in demselben verarbeitete Stoff ist derselbe geblieben; nur hat sich Verfasser aus mehrfachen Gründen veranlaßt gesehen, auch Cl. Brentano und J. P. Hebel noch besonders zu berücksichtigen. Die wesentlichste Änderung, die getroffen worden ist, dürfte die sein, daß die Grenze zwischen dem dritten und dem vierten Abschnitte anders gezogen worden ist, insofern an die Spitze der Vorbereitungszeit der zweiten Blütezeit mit Recht Luthers Bibelübersetzung gestellt worden ist. Im übrigen aber hat das Büchlein durchweg eine eingehende Überarbeitung erfahren, sodaß Verfasser hoffen zu dürfen glaubt, es werde sich auf dem zweiten Gange noch mehr Freunde erwerben, als es auf dem ersten bereits gefunden hat.

Bunzlau, am 2. September 1892.

O. König.

Vorwort zur dritten Auflage.

In der nunmehr erscheinenden dritten Auflage ist vorliegendes Büchlein in seiner Anlage durchaus unverändert geblieben. Nur an einzelnen Stellen waren Änderungen und Zusätze nötig, da die weiteren Ergebnisse der Wissenschaft nicht unberücksichtigt bleiben durften. Überall aber ist die bessernde Hand bemüht gewesen, noch vorhandene Unebenheiten zu beseitigen und die Darstellung auch in ihrer Form möglichst gefällig zu machen. Wie weit solches gelungen ist, das muß dem Urteile anderer überlassen bleiben. Möge denn das Büchlein auf dem neuen Gange, den es antritt, auch wieder neue Freunde finden.

Bunzlau, den 15. September 1895.

O. König.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Erster Abschnitt.

Die Urzeit bis ca. 1150.

a) Gotische Periode.

§ 1. Die Bibelübersetzung des Ulfilas 1

b) Althochdeutsche Periode.

§ 2. Volkspoesie während der Völkerwanderung 2
§ 3. Das Hildebrandslied 3
§ 4. Die Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen 4
§ 5. Der Heliand 5
§ 6. Der Krist 7
§ 7. Die Zeit der sächsischen und der fränkischen Kaiser 8
§ 8. Das Walthariliet 9
§ 9. Roswitha 10

Zweiter Abschnitt.

Die erste klassische Periode, 1150—1300.

§ 10. Die Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge. Der Sängerkrieg auf der Wartburg 11

I. Das Volksepos.

§ 11. Die Sagenkreise 14
§ 12. Das Nibelungenlied 15
§ 13. Das Gudrunlied 18
§ 14. Der gehörnte Siegfried 21
§ 15. Die Tiersage 23

II. Das höfische Kunstepos.

§ 16. Das Rolandslied 24
§ 17. Andere Stoffe des Kunstepos. Artussage. Gralsage 25
§ 18. Hartmann von Aue 27
1. Erek 27
2. Iwein 28
§ 19. Gottfried von Straßburg 29
Tristan und Isolde 29

Seite

§ 20. Wolfram von Eschenbach 30
Parzival 31
§ 21. Kleinere Erzählungen 33
1. Der arme Heinrich (Hartmann von Aue) 33
2. Der gute Gerhard (Rudolf von Ems) 34

III. Die höfische Lyrik.

§ 22. Der Minnegesang 34
§ 23. Walther von der Vogelweide 36

Dritter Abschnitt.

Die Periode des Nachlebens der ersten Blütezeit, 1300 bis zum Beginne der Reformation.

§ 24. Die Zeit nach dem Ende der Hohenstaufen 38
§ 25. Der Meistergesang 39
§ 26. Die Anfänge des Dramas 41
1. Die geistlichen Spiele 41
2. Die Fastnachtsspiele 42
§ 27. Hans Sachs 43
§ 28. Das Volkslied 44

Vierter Abschnitt.

Die Vorbereitungszeit der zweiten Blütezeit, von der Reformation bis 1740.

§ 29. Luthers Bibelübersetzung 45
§ 30. Das evangelische Kirchenlied 47
§ 31. Sebastian Brant: Das Narrenschiff 48
§ 32. Das siebzehnte Jahrhundert. Christoph v. Grimmelshausen . . . 50
§ 33. Die Sprachgesellschaften 52
1. Die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden 52
2. Die deutschgesinnte Genossenschaft 53
3. Die Gesellschaft der Pegnitzschäfer 53
§ 34. Die erste schlesische Schule 54
1. Martin Opitz 54
2. Paul Fleming 56
3. Simon Dach 57
4. Paul Gerhardt 58
§ 35. Die zweite schlesische Schule 58
§ 36. Die Gegner der schlesischen Dichter 59
§ 37. Der Gottsched-Bodmersche Streit 59
1. Gottsched 60
2. Bodmer und Breitinger 61
§ 38. Der Leipziger Dichterverein und die Bremer Beiträge 62
Gellert 63
§ 39. Der Hallesche Dichterverein 64
1. Gleim 64
2. Ewald v. Kleist 65

Fünfter Abschnitt.

Die zweite klassische Periode, seit Klopstock bis zu Goethes Tode, 1740—1832.

Seite

§ 40. Klopstock 66
§ 41. Der Göttinger Dichterbund 73
1. Voß 74
2. Hölty 76
3. F. L. Graf zu Stolberg 76
4. Bürger 77
5. Claudius 79
§ 42. Wieland 81
Oberon 83
§ 43. Lessing 85
Minna von Barnhelm 88
Emilia Galotti 89
Nathan der Weise 90
§ 44. Herder 91
Der Cid 94
§ 45. Goethe 95
Hermann und Dorothea 102
Götz von Berlichingen 104
Iphigenie 105
Egmont 106
Torquato Tasso 107
Faust 108
§ 46. Schiller 108
Die Räuber 113
Don Carlos 114
Wallenstein 115
Maria Stuart 116
Die Jungfrau von Orleans 117
Die Braut von Messina 118
Wilhelm Tell 119
§ 47. Die romantische Schule und ihre Gegner 120
1. August Wilhelm von Schlegel 121
2. Friedrich von Schlegel 121
3. Tieck 122
4. Hardenberg (Novalis) 123
5. Brentano 123
6. Heinrich von Kleist 124
7. Chamisso 125
8. Eichendorff 127
9. Platen 128
10. Seume 129
§ 48. Dichter der Freiheitskriege 129
1. E. M. Arndt 130
2. Th. Körner 132
3. M. von Schenkendorf 133
4. Fr. Rückert 133

Seite

§ 49. Der schwäbische Dichterkreis 135
1. L. Uhland 135
2. G. Schwab 137
3. J. Kerner 138
4. J. P. Hebel 139

Sechster Abschnitt.

Die neueste Zeit.

§ 50. Österreichische Dichter 140
1. Nik. Lenau 141
2. A. Grün 142
§ 51. Andere Dichter der Neuzeit 143
1. H. Heine 143
2. F. Freiligrath 143
3. G. Kinkel 145
4. Hoffmann von Fallersleben 146
5. E. Geibel 147
6. K. Gerok 149
7. V. von Scheffel 149
8. K. von Holtei 150
9. Fr. Reuter 150

Einleitung.

Unter deutscher Litteratur verstehen wir die Gesamtheit der Geisteserzeugnisse des deutschen Volkes, welche es in seiner Sprache niedergelegt hat. Demgemäß hat die deutsche Litteraturgeschichte darzustellen den Gang der Entwickelung, welchen das deutsche Volk in geistiger Bildung genommen hat, wie er sich aus seinen Sprach- und Schriftwerken erkennen läßt, insonderheit aus seinen dichterischen Erzeugnissen.

Rücksichtlich der Entwickelung und Gestaltung der deutschen Sprache können wir vier Perioden unterscheiden: 1. die gotische, 2. die althochdeutsche (7.—11. Jahrhundert), 3. die mittelhochdeutsche (12.—15. Jahrhundert) und 4. die neuhochdeutsche (15.—19. Jahrhundert).

In der Geschichte der deutschen Litteratur unterscheidet man in der Regel sechs Perioden:

1. Die Urzeit, bis ca. 1150.
2. Die erste klassische Periode, 1150—1300.
3. Die Periode des Nachlebens der ersten Blütezeit, 1300 bis zum Beginne der Reformation.
4. Die Vorbereitungszeit der zweiten Blütezeit, von der Reformation bis 1740.
5. Die zweite klassische Periode, seit Klopstock bis zu Goethes Tode, 1740—1832.
6. Die neueste Zeit.

Erster Abschnitt.

Die Urzeit bis ca. 1150.

a) Gotische Periode.

§ 1. Die Bibelübersetzung des Ulfilas.

Unter allen germanischen Volksstämmen treten zuerst die Goten, die auch als die ersten das Christentum annahmen, hervor, und ihnen gehört auch das älteste in einer der deutschen nahe verwandten Sprache abgefaßte Denkmal an, die gotische Bibelübersetzung des Ulfilas.

Ulfilas (got. Vulfila), Bischof der Westgoten, war unter den Westgoten um 311 von christlichen Eltern, die aus Kappadocien stammten und von dort durch die Goten in die Gefangenschaft geführt worden waren, geboren, wurde 341 auf der Kirchenversammlung zu Antiochien zum Bischofe der Westgoten geweiht und starb 381 in Konstantinopel, wohin er von Kaiser Theodosius berufen worden war, um auf seiten der Arianer an den Verhandlungen teilzunehmen, durch welche das nicänische Glaubensbekenntnis weiter ausgebaut werden sollte. Ulfilas soll angeblich die ganze heilige Schrift ins Gotische übersetzt haben mit alleiniger Ausnahme der Bücher Samuelis und der Bücher der Könige, damit durch die in diesen enthaltenen hinreißenden Schilderungen der kriegerischen Begebenheiten aus längst vergangener Zeit seine ohnehin schon kriegerischen Goten nicht noch kriegerischer gemacht würden; erhalten jedoch sind uns nur Bruchstücke derselben. Für seine Übersetzung setzte sich Ulfilas ein eigenes Alphabet von 26 Zeichen aus den vorhandenen Runen und aus griechischen und lateinischen Schriftzeichen zusammen. Die Reste seiner Bibelübersetzung haben wir in dem sogenannten silbernen Codex. Diese Blätter wurden im 16. Jahrhunderte von Arnold Mercator, dem Sohne und Gehilfen des berühmten Geographen und Kartographen Gerhard Mercator (Kremer), in der Abtei Werden a. d. Ruhr (Reg.-Bez. Düsseldorf) entdeckt, kamen in den Besitz des Kaisers Rudolf II. (1576—1612) nach Prag und 1648 nach Abschluß des westfälischen Friedens durch den Grafen Königsmark nach Stockholm. Von hier aus wurden sie nach Holland verkauft. Der schwedische Marschall de la Gardie erwarb sie indessen zurück, ließ sie in massives Silber binden und schenkte sie der Universität Upsala, wo sie sich bis zum heutigen Tage befinden. Diese Handschrift enthielt die vier Evangelien auf 330 Blättern, von denen aber nur 177 erhalten geblieben sind. Die Schrift ist in Silberfarbe auf purpurgefärbtes Pergament aufgetragen. Eine Einteilung in Kapitel und Verse ist nicht vorhanden; die Handschrift weist vielmehr Abschnitte von verschiedener Länge auf, denen am Rande Buchstabenzahlen zur Bezeichnung der Reihenfolge beigefügt sind. Jede erste Zeile eines solchen Abschnittes ist in goldenen Lettern geschrieben. — Im Jahre 1818 wurde in dem italienischen Kloster Bobbio an der Trebbia von der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas auch ein großer Teil der paulinischen Briefe entdeckt. Von dem alten Testamente sind nur wenige Blätter erhalten, einige Stellen aus Esra und Nehemia.

b) Althochdeutsche Periode.

§ 2. Volkspoesie während der Völkerwanderung.

Die gewaltigen Kämpfe der Völkerwanderung mit ihren Heldengestalten, wie sie uns in den Gotenkönigen Hermanrich und Theodorich, in dem Burgunderkönige Gundikar, dem Hunnenkönige Attila und

zwei Frankenkönigen Sigibert entgegentreten, lieferten eine Menge Stoff zu Heldensagen, welche von da an im Munde des Volkes fortlebten. Aufgezeichnet wurden solche Heldenlieder erst zur Zeit Karls des Großen, der auch eine Sammlung derselben veranstaltete, die aber leider verloren gegangen oder richtiger vermutlich absichtlich vernichtet worden ist durch einen übergroßen Eifer für Verbreitung des Christentums, der mit diesen heidnischer Zeit und Anschauung entstammenden Heldenliedern auch das Heidentum vernichten zu können wähnte. So sind uns aus dieser Zeit althochdeutscher Poesie nur ganz vereinzelte Bruchstücke, man möchte sagen rein durch Zufall erhalten geblieben. — Die Form dieser ältesten deutschen Dichtungen ist die der Allitteration oder des Stabreimes. Die Allitteration beruht auf der Wiederholung gleichklingender Konsonanten am Anfange der einzelnen Wörter oder Silben und stellt sich in der einfachsten Form noch in volkstümlichen Redefiguren, wie Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof, Kind und Kegel, dar. Als Gesetz für die strengere Allitteration in der altdeutschen und der nordischen Dichtung gilt, daß in jedem Verse drei Wörter mit gleichem Anfangskonsonanten vorkommen, von denen zwei in den ersten, das dritte in den zweiten Abschnitt des Verses fallen. Diese wichtigsten Wörter im Verse wurden als „Liedstäbe" bezeichnet. Die Isländer dichten noch jetzt in dieser Weise. Den Endreim kannte man noch nicht; diesen an Stelle des Stabreimes wie auch die Einteilung in Strophen finden wir zuerst in dem „Krist" oder „Otfrieds Evangelienbuche".

§ 3. Das Hildebrandslied.

Das älteste uns erhaltene Gedicht ist das Hildebrandslied, welches dem ostgotischen Sagenkreise entstammt und vor dem Jahre 800 aufgeschrieben worden ist, aber ein viel höheres Alter hat. Zwei Mönche des Klosters Fulda haben es aus dem Gedächtnisse auf das erste und das letzte innere Blatt der hölzernen mit Leder überzogenen Decke ihres lateinischen Gebetbuches geschrieben, und grade diesem Umstande ist es wohl zu danken, daß es erhalten worden ist und uns so einen Einblick gestattet in die Art des deutschen Heldengesanges im 8. Jahrhunderte. Seit dem dreißigjährigen Kriege bildet diese Handschrift einen der wertvollsten Schätze der Landesbibliothek zu Kassel. Das Hildebrandslied wurde zunächst für das Bruchstück eines niederdeutschen Prosa-Romanes gehalten, bis die Gebrüder Grimm in der Schrift „Die beiden ältesten Gedichte aus dem 8. Jahrhundert" 1812 nachwiesen, daß es in allitterierenden Versen abgefaßt ist. — Inhalt: Hildebrand, der kühne Waffenmeister Dietrichs von Bern (Theodorich von Verona) ist mit seinem Herrn vor Ottacher (Odoaker) an den Hof des Hunnenkönigs Etzel (Attila) geflohen. In der Heimat hat er seine Gattin und ein dreijähriges Knäblein zurückgelassen. Als er nach dreißig Jahren ins Vaterland heimkehrt, tritt ihm an der

Spitze seiner Gefolgsmannschaft ein Ritter entgegen, um ihm den Eintritt in Italien zu verwehren. Ein Zweikampf zwischen beiden soll entscheiden. Bevor sie aber, gerüstet zu demselben sich bereits gegenüber stehend, diesen beginnen, forscht der alte Hildebrand nach seines Gegners Namen und Herkunft. Als dieser sich Hadubrand, Hildebrands Sohn, nennt, glaubt Hildebrand in ihm den eigenen Sohn zu erkennen und bietet ihm, da er den Kampf mit dem Sohne vermeiden will, als Gabe goldene Armringe, die er einst als Geschenk von Attila empfangen habe. Hadubrand aber weist sie zurück, indem er ihm, dem alten Hunnen, List und Trug vorwirft: derselbe wolle ihn nur bethören, um ihn dann desto gewisser mit dem Speere zu töten; denn von Seefahrern über den Wendelsee (das mittelländische Meer) habe er erfahren, daß sein Vater längst tot sei. Von Schmerz darüber ergriffen und in seiner Ehre gekränkt, weil ihm Feigheit vorgeworfen wird, beginnt endlich Hildebrand mit seinem Sohne den Zweikampf; zuerst schleudern sie die Eschenlanzen gegeneinander, daß sie in den Schilden stecken bleiben; sodann schlagen sie mit den Schwertern aufeinander los. — Damit bricht die Erzählung ab. Wir dürfen vermuten, daß der Vater gesiegt, seinen Sohn getötet und mit ihm sein eigenes Geschlecht vernichtet habe. — Das Hildebrandslied pflanzte sich Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund fort. Veränderungen des Grundgedankens konnten dabei nicht ausbleiben. Die letzte Fassung erhielt es am Ende des 15. Jahrhunderts (1472) durch Kaspar von der Roen. Nach dessen Bearbeitung dieses Sagenstoffes wurde der Sohn von dem Vater aus dem Sattel geworfen und dazu gezwungen, ihn als Vater anzuerkennen. — Von dem Liede erhielt die epische Weise den Namen Hildebrandston. Dieser ist eine jüngere Gestaltung der Nibelungenstrophe, durch Kürzung der letzten Zeile entstanden, indem in der zweiten Hälfte derselben die vierte Hebung in Wegfall kam. Außerdem zerlegte man jede Langzeile in zwei kurze Zeilen, sodaß eine Strophe von acht Zeilen entstand mit gekreuzten Reimen, und zwar in der Weise, daß auf die ungraden Verse weibliche, auf die graden männliche Reime fallen. Von den neueren Dichtern (Uhland, Rückert, Platen) wird diese Strophe sehr häufig gebraucht (vgl. z. B. Uhland, Der Schenk von Limburg). — Wie beliebt der Hildebrandston auch schon in früherer Zeit war, kann man daraus ersehen, daß auch christliche Kirchengesänge in demselben gedichtet wurden. In einem Gesangbüchlein, Coburg 1621, trägt ein solcher zur Bezeichnung der Melodie die Überschrift: „Ich will zu Land ausreiten, sprach sich Meister Hildebrand".

§ 4. Die Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen.

Aus den germanischen Stämmen, die seit der Völkerwanderung auf des späteren Deutschlands Boden zur Geltung kommen, tritt zu-

letzt der fränkische als der bedeutendste in den Vordergrund. In ihm ersteht als gewaltiger Neuerer nicht bloß auf staatlichem, sondern auch auf kirchlichem Gebiete Karl der Große. Dieser verfolgte den großen Plan, alle Völker germanischer Abkunft unter seinem Zepter zu vereinigen und zum Christentume und dadurch zur Gesittung zu führen. Darum war er neben dem Streben nach äußerer Vergrößerung seines Reiches besonders auch darauf bedacht, im Innern desselben den neuen Glauben zu befestigen und die Bildung des Volkes zu fördern. Mit Hilfe von italienischen Gelehrten war er bemüht, in seinem Reiche Schulen zu gründen, und er verschmähte es nicht, in dem Streben nach Hebung der Bildung bei sich und seinem Hause anzufangen. Vor allem aber lag ihm daran, die Geistlichen, welche zu Lehrern des Volkes berufen waren, auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben und damit allgemeine Bildung zu befördern. Eine lebendige Teilnahme wandte er besonders der deutschen Sprache und der deutschen Dichtung zu, da er erkannt hatte, welche Schätze in derselben ruhten. Nach den Berichten seines Geschichtschreibers Eginhard ließ er die alten deutschen Volkslieder aufschreiben und sammeln. Diese Sammlung aber ging wahrscheinlich schon unter seinem Nachfolger Ludwig dem Frommen, der ganz andern Grundsätzen folgte, wieder verloren: er schätzte die Volkslieder, die er in der Jugend gelernt hatte, gering und mochte sie weder lesen, noch hören, noch weiter lehren lassen. So kam es, daß der altheidnische Volksgesang nach und nach verstummte, seitdem die Deutschen zum Christentume bekehrt waren. Die Geistlichkeit, welche fast allein des Schreibens kundig war, und so durch Aufzeichnen der alten Lieder diese der Nachwelt hätte erhalten können, suchte vielmehr alles auszurotten, was an die alte Götterwelt erinnern konnte. An die Stelle der alten heidnischen Lieder trat mit der Zeit eine christliche Dichtung, die vornehmlich in den Klöstern gepflegt wurde und im 9. Jahrhunderte einige bedeutende Erzeugnisse hervorbrachte. Zur Behandlung wählte diese christliche Dichtung den würdigsten, aber auch schwierigsten Gegenstand, den Erlöser in seinem Leben, Wirken und Sterben. Sie wagte es, das Evangelium der Liebe und Versöhnung dem kriegslustigen deutschen Volke in deutschen Lauten zu verkündigen. In zwei nach Sprache und Ausführung unter sich ganz verschiedenen, höchst bedeutenden Schöpfungen, in dem Heliand und dem Krist, löste sie diese Aufgabe, die sie sich gestellt hatte.

§ 5. Der Heliand.

Der Heliand, auch die altsächsische Evangelienharmonie genannt, giebt uns das Leben Jesu nach dem vereinigten Berichte der vier Evangelien in altsächsischer, d. h. nieder- oder plattdeutscher, Sprache und in der Form der Allitteration. Dieses Werk wurde um 830 vollendet und auf Veranlassung Ludwigs des Frommen angeblich

durch einen sächsischen Bauern (d. h. durch einen ungelehrten Volkssänger sächsischen Stammes), der im Schlafe durch eine Stimme zur Abfassung solcher Dichtung sich berufen wähnte, verfaßt. Ist dies auch nur eine Sage, und kann der Dichter, der außer der lateinischen Evangelienharmonie des Tatian noch eine Reihe von Kirchenvätern benutzte, nur ein Gelehrter, und zwar ein sächsischer Geistlicher oder Klosterbruder, vielleicht des Klosters Werden, das ein zu jener Zeit berühmter Sitz geistlicher Bildung in Westfalen war, gewesen sein, so hat er doch den schlichten Ton des Volksepos aufs glücklichste getroffen. Der erste Teil umfaßt die Geburt Christi, seine Jugend und seine Vorbereitung zum Heil- und Lehramte; der zweite Teil sein Wirken, seine Lehre und seine Wunder; der dritte Teil beginnt mit dem Einzuge in Jerusalem und behandelt sodann den Erlösungstod, die Auferstehung und die Himmelfahrt. — Den Stoff macht der Verfasser seinen Lesern und Hörern äußerlich und innerlich möglichst verständlich und volkstümlich, und dies erreicht er durch die einfachsten Mittel. Der fremdartige geographische und ethnographische Hintergrund des Morgenlandes ist durch einheimischen, sächsischen ersetzt. So sind z. B. die Städte Palästinas sächsische Burgen, auf denen die Edelinge des Volkes hausen. Der Saal, in welchem Herodes sein Festmahl hält, ist die hölzerne Halle der Germanen. Die Gäste sitzen auf Bänken, der König auf dem Königsstuhle. Die Weisen aus dem Morgenlande sind schnelle Degen, die dem Gottessohne den Vasalleneid leisten. Rossehüter begrüßen zuerst das neugeborene Kind. Christus erscheint als ein mächtiger, milder deutscher Volkskönig, den aber sein treuloses und verblendetes Volk verleugnet und zuletzt auch verrät, und ist umgeben von der Schar seiner Getreuen, seinen Mannen, die gleichfalls hoch- und edelgeborene Männer sind. Die Bergpredigt ist in der Form gehalten, in welcher die Reichsversammlungen unter freiem Himmel angesichts des ganzen Volkes an Dingtagen vor sich gingen. Der Satan besitzt den unsichtbar machenden Helm der germanischen Sage. Der heilige Geist setzt sich in Gestalt einer weißen Taube auf die Achsel Christi, wie die Raben auf die Schulter Wodans. Das Leben und Wirken des Heilandes wird zu einem Kampfe des segenbringenden und befreienden Helden mit dem Verrate und der Treulosigkeit der Menschen, welcher Kampf ohne Schädigung der Geschichte und der Persönlichkeit Jesu, welcher immer in göttlicher Würde als Himmelskönig erscheint, ganz der deutschen Volksanschauung gemäß sich vollzieht. — Der Heliand ist uns in zwei Handschriften erhalten, deren eine im britischen Museum zu London, die andere (früher in Bamberg) in der Münchener königlichen Bibliothek sich befindet. Er ist das letzte in allitterierenden Versen verfaßte Dichtwerk.

Dem Dichter des Heliand werden wir aber auch eine Genesis-Dichtung (das erste Buch Mosis) zuschreiben müssen, und wir dürfen vielleicht gar die Vermutung haben, daß er auch noch andere altteſtamentliche Dich-

tungen verfaßt habe. Karl Zangemeister, Oberbibliothekar der Heidelberger Universität, hat nämlich in neuester Zeit unter den Handschriften des Vatikans auf leergebliebenen Blättern einer lateinischen Handschrift des 9. Jahrhunderts altdeutsche allitterierende Verse von einer andern, aber demselben Jahrhunderte angehörenden Hand eingezeichnet gefunden, welche sich als Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung ergaben. Es sind vier Bruchstücke, von denen das vierte ein Stück aus dem Heliand (Vers 1279—1357) ist, die drei andern aber alttestamentlichen Inhalts sind. Es sind drei Stücke der altsächsischen Genesis-Dichtung, und zwar das erste (26 Verse) ein Stück aus der Geschichte vom Sündenfalle, das zweite (124 Verse) ein Stück aus der Geschichte von Kain und Abel, und das dritte (187 Verse) die Schilderung des Unterganges von Sodom und Gomorrha. Der erste dieser drei Abschnitte findet sich Wort für Wort übersetzt wieder in der angelsächsischen Genesis, einer allitterierenden Dichtung von etwa 3000 Versen, und gehört grade einem Abschnitte von etwa 600 Versen an, welchen Professor Eduard Sievers (Der Heliand und die angelsächsische Genesis. Halle 1875) nicht als angelsächsische Urschrift erklärt, sondern als wörtliche Übersetzung eines altsächsischen Gedichtes, das dem Dichter des Heliand zuzuschreiben sein dürfte. Dies ist um so wahrscheinlicher, als sich der Dichter, wie im Heliand an die lateinische Evangelienharmonie des Tatian, so hier an die Vulgata anschließt, und als auch hier dieselbe Art der Bearbeitung zu erkennen ist wie im Heliand. Er bindet sich nämlich nicht durchaus an den Bibeltext, sondern streicht, was ihm anstößig oder sonst ungeeignet erscheint, und gruppiert nach eigenem Ermessen, grade wie wir es im Heliand finden. In gleicher Weise sind auch hier die Örtlichkeiten in die nordische Heimat übertragen, wie auch germanischer Brauch, germanische Sitte überall zur Geltung kommen.

§ 6. Der Krist.

Der Krist ist, wie der Dichter selbst die Dichtung genannt hat, ein Evangelienbuch in althochdeutscher Sprache. Verfasser ist der fränkische Benediktinermönch Otfried aus der Gegend von Weißenburg im Elsaß, der erste deutsche Dichter, den wir dem Namen nach kennen. Schon in früher Jugend für den geistlichen Stand bestimmt, besuchte Otfried in seiner Knabenzeit die Schule, die zu der Benediktinerabtei Weißenburg gehörte, und setzte seine Studien in der Domschule zu Konstanz fort. Den Bischof Salomo I. von Konstanz nennt er neben Hrabanus seinen Erzieher und Meister. Seine Bildung vollendete er im Kloster zu Fulda unter Hrabanus Maurus, wurde später Mönch im Kloster zu St. Gallen und sofort auch Meister der Klosterschule daselbst. Später war er Leiter der Klosterschule zu Weißenburg, wo er um 875 starb. — Den Plan zu seinem Evangelienbuche faßte er schon zu Fulda, als er seinen Lehrer Hrabanus

über den „unheiligen Volksgesang" klagen hörte, und Freunde, vor allem aber die ehrwürdige Matrone Judith — wahrscheinlich die Kaiserin, die Witwe Ludwigs des Frommen — bestimmend auf ihn einwirkten. Er vollendete sein Werk nur allmählich, etwa von 850 bis 870, und widmete es Ludwig dem Deutschen. — Otfried gab die bisherige heidnische Form des Stabreimes auf und führte dafür den in christlichen Kirchenliedern schon üblichen Endreim ein, sodaß wir in dem Krist das früheste größere Denkmal der Reimpoesie haben. Jede Strophe besteht aus zwei Langzeilen mit je acht Hebungen neben Senkungen, die nicht gezählt werden. Jede Langzeile hat zwei Hälften zu je vier Hebungen, die unter sich reimen, sodaß man die zweizeilige Strophe auch in eine vierzeilige zerlegen kann. — Wenn auch das Werk an dichterischem Werte dem Heliand bedeutend nachsteht, so ist es doch für die Metrik (Otfriedstrophe) und für die weitere Entwickelung unserer Litteratur von der größten Wichtigkeit. — Die Geburt, das Leben, Wirken und Leiden, der Tod und die Auferstehung Christi werden in fünf Büchern behandelt, weil der Mensch fünf Sinne habe: was er mit diesen fehle, solle durch die Lektüre dieser fünf Bücher wieder gut gemacht werden. Während der Heliand den Inhalt der Evangelien mehr zusammenhängend erzählt, also durchaus episches Gepräge trägt, wird im Krist der Gang der Erzählung fortwährend unterbrochen, indem der Dichter seine eigenen Betrachtungen, lehrhafte Auslegungen und Gefühlsergüsse, sittliche Nutzanwendungen, ja selbst das Lob der Franken in die Erzählung einzuflechten sich erlaubt. Es ist darum das Gedicht kein reines Epos, sondern eine lyrisch-didaktische Dichtung. — Handschriften sind in den Bibliotheken zu Wien, Heidelberg und München vorhanden; Bruchstücke einer vierten Handschrift in Wolfenbüttel, Bonn und Berlin.

§ 7. Die Zeit der sächsischen und der fränkischen Kaiser.

Nach dem Tode Karls des Großen war für Deutschland eine unruhige Zeit angebrochen, die auch auf dem Gebiete der Litteratur Blüten sich nicht entfalten ließ. Im Innern des Landes herrschte Zwietracht und Zerrüttung, die Karolinger selbst waren untereinander uneinig, die Vasallen empörten sich gegen das Oberhaupt des Staates, einzelne Teile des Reiches, wie Niederburgund und Hochburgund, die besondere Königreiche wurden, lösten sich von demselben los. Dazu kamen die heftigen Kämpfe gegen die das Reich von außen bedrohenden und beunruhigenden Feinde, gegen die an den Küsten erscheinenden barbarischen Normannen, die erst nach der furchtbaren Niederlage, welche Arnulf ihnen bei Löwen beibrachte, keine größeren Angriffe auf Deutschland mehr unternahmen; sodann weiter die gewaltigen Kämpfe, die gegen Slaven und Magyaren besonders die ersten Sachsenkönige Heinrich I. und Otto I. zu führen hatten, welchem

letzteren es auch nicht erspart blieb, besonders während der ersten Zeit seiner Regierung, viele Kriege zu führen gegen die aufständischen Herzöge; ja gegen seinen eigenen Sohn Ludolf und gegen seinen Schwiegersohn Konrad mußte er zum Schwerte greifen. So erstickte die junge Saat der Bildung bald wieder, und auf dem Gebiete der Litteratur werden keine Früchte gezeitigt, bis eben genannter Otto I., nach endlicher Beendigung aller jener Kämpfe, in staatlicher und kirchlicher Hinsicht der getreue Nachahmer Karls des Großen wurde. Im Jahre 962, auf seinem zweiten Zuge nach Italien, wo er zum Kaiser gekrönt wurde, errichtete er das heilige römische Reich deutscher Nation, und grade die Beziehungen, in die er zu Italien und auch zu Konstantinopel, indem er seinen Sohn Otto mit der byzantinischen Prinzessin Theophano vermählte, trat, waren es, die der deutschen Litteratur einen von dem früheren ganz verschiedenen Charakter aufprägten. Die gelehrte Bildung Italiens, die er nach Deutschland verpflanzte, die klassische Litteratur, die in Italien gepflegt wurde, fand nun auch in Deutschland Pflege; man fing an, die Volksgesänge in lateinische Verse zu kleiden und aus Virgil und Homer Entlehntes als Zuthaten einzuschalten. So entstand in Deutschland eine lateinische Hofdichtung, die aber selbstverständlich auf das Volk, dem gelehrte Bildung fremd war, gar keinen bildenden Einfluß übte, gegen welche das Volk überhaupt ganz gleichgiltig blieb. Vor allem wurde solche gelehrte Bildung in den Klöstern gepflegt, und in allen poetischen Arbeiten ausschließlich die lateinische (die Gelehrten-) Sprache gebraucht; es entstand eine lateinische Klosterdichtung.

§ 8. Das Waltharilied.

Dieser Zeit entstammt das Waltharilied (Walther von Aquitanien), ein dem burgundisch-hunnischen Sagenkreise angehöriges Gedicht, das der Mönch Eckehard I. († 973) von St. Gallen in lateinischen Hexametern verfaßte, das hundert Jahre später noch einmal von Eckehard IV. († 1036) überarbeitet und geglättet wurde, und in neuester Zeit von Victor Scheffel, der das Lied in seinen Roman „Eckehard" verwoben hat, neu übersetzt worden ist. — Etzel, der mächtige Hunnenfürst, zieht an den Rhein. Gibich, der König der Franken, der in Worms seinen Sitz hat, stellt ihm seinen Vetter Hagen als Geisel, da sein eigenes Söhnlein Gunther noch allzu schwach und klein ist. Der Burgunderkönig Herrich giebt sein einziges Töchterlein, die schöne Hildegunde, und Alpher, der König von Aquitanien, seinen jugendlichen Sohn Walthari, dem Hildegunde bereits verlobt ist. Die Geiseln sind an Etzels Hofe geachtet und geliebt und werden königlich erzogen. Hildegunden hat die Königin Ospirin lieb gewonnen und zuletzt zur Schaffnerin des Schatzes der Hofburg gesetzt. In dieser Stellung gelingt es ihr, Gold, Edelsteine und Waffen zu entwenden,

um so eine Flucht zu ermöglichen; denn die Sehnsucht zieht die Geiseln nach der Heimat. Zuerst entflieht Hagen, nachdem Gibich gestorben ist und dessen Sohn Gunther den Zins verweigert hat. Nach Hagens Flucht sucht Etzel — auf seiner Gemahlin schlauen Rat — den Walthari durch Verheiratung mit einer Hunnentochter zu fesseln. Dieser aber erklärt, er wolle sich nicht binden durch ein Weib, und dadurch erreicht er, daß Etzel glaubt, seiner ganz sicher sein zu können. Während eines Festes jedoch gelingt es auch Walthari und Hildegunde, zu entfliehen. Ein stattliches Roß trägt beide und in zwei Schreinen ihre Schätze von dannen. Die Nächte benutzen sie zur Reise, am Tage sind Schlupfwinkel in Wäldern ihr Aufenthalt. Den Unterhalt gewinnen sie durch Vogelstellen und Fischfang. Nach vierzehn Tagen gelangen sie in der Nähe der Stadt Worms an den Rhein. Dem Fergen, der sie übersetzt, geben sie als Lohn die letzten Donaufische, die sie noch bei sich führen. Diese Fische kommen auf den Tisch des Königs Gunther, der, als er sie kostet, bekennen muß, daß solche Fische das Frankenland nicht kenne. Der herbeigerufene Fährmann berichtet von dem stattlichen Helden, der glänzenden Jungfrau und dem mit Schätzen reich beladenen Rosse, und Hagen, der dies mit anhört, errät in den Flüchtigen sogleich Walthari und Hildegunde. Gunther, nach den Reichtümern der Fliehenden verlangend, setzt mit zwölf Recken, unter denen auch Hagen sich befindet, dem Walthari nach. In einer Schlucht des Wasichenwaldes (Vogesen) erreicht er ihn; es entbrennt ein blutiger Kampf: die Begleiter Gunthers werden nacheinander von dem tapfern Walthari im Zweikampfe erschlagen. Zuletzt sind nur Gunther und Hagen noch übrig. Auch in dem letzten Kampfe, der nun beginnt, bleibt Walthari Sieger. Er verliert zwar die Rechte durch Hagens Schwerthieb, kämpft aber, nachdem er den blutigen Stumpf in den Riemen seines Schildes geschoben hat, mit der Linken weiter. Gunther verliert ein Bein, und Hagen büßt ein Auge und ein paar Zähne ein. Sodann schließen sie miteinander Frieden. Nachdem die Helden von Hildegundens kundiger Hand verbunden worden sind und beim Weine unter wechselnder Spottrede den Treubund erneuert haben, scheidet Walthari und erreicht mit Hildegunde die ersehnte Heimat, wo er, mit ihr vermählt, nach seines Vaters Tode noch dreißig Jahre in Glück und Segen regiert.

§ 9. Roswitha.

Neben solchen volkstümlichen Stoffen wurden aber auch geistliche Stoffe bearbeitet, und in dieser Hinsicht ist zu erwähnen die älteste deutsche Dichterin, die allerdings nicht deutsch, sondern lateinisch gedichtet hat: Roswitha, eine Nonne des Benediktinerklosters Gandersheim im Braunschweigischen, welche in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts (geb. um 920, gest. 967) lebte. Einem edlen Sachsengeschlechte

entsprossen — ihr eigentlicher Name war Helene von Rossow; ihre Zeitgenossen nannten sie „die helltönende Stimme von Gandersheim" —, war sie frühzeitig nach Gandersheim gekommen, wo die Nichte des Kaisers Otto I., die Äbtissin Gerberga, ihre Nonnen auch im Verständnisse der lateinischen Dichter unterwies. Roswitha machte rasche Fortschritte, lebte sich in die Werke der römischen Dichter Virgil, Ovid, Terenz ein und versuchte bald, im Dichten ihnen nachzueifern. In lateinischen Hexametern schrieb sie ein Gedicht zu Ehren Marias, ferner Legenden, auf Verlangen des Kaisers Otto II. das Leben Ottos des Großen, mit dessen Familienverhältnissen sie durch seine Nichte, die Äbtissin Gerberga, genau bekannt war, und eine Geschichte ihres Klosters. Endlich wagte sie sich an Dramen in gereimter Prosa und schrieb nacheinander sechs Lustspiele (um die Komödien des Terenz mit ihrem heidnischen Weltsinne zu verdrängen), in welchen sie mit Vorliebe das geistliche Märtyrertum darstellt, sowie die Kraft und Heldenstärke, die selbst das schwache Weib durch den Glauben gewinnt. — Die ersten Zuhörer Roswithas, denen sie ihre Dichtungen vorlas, waren ihre Klosterschwestern; später wurden ihre Werke durch Abschriften auch außerhalb des Klosters verbreitet. Als eine solche 500 Jahre nach ihrem Tode in der Klosterbibliothek zu St. Emmeran in Regensburg entdeckt und 1501 herausgegeben wurde, begrüßten die Gelehrten jener Zeit die Dichterin als „germanische Muse", und da sie die schriftstellernden Männer ihrer Zeit weit überragte, verbreitete sich ihr Ruhm bis nach Frankreich, Italien und England.

Zweiter Abschnitt.

Die erste klassische Periode, 1150—1300.

---

§ 10. Die Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Die Zeit der fränkischen oder salischen Kaiser, mit denen zugleich die heftigen Kämpfe zwischen Staat und Kirche (Heinrich III., Heinrich IV. und Gregor VII.) ihren Anfang nahmen, war für die Entwickelung der Litteratur, so weit sie für uns Berücksichtigung finden kann, äußerst unfruchtbar. Aber im 12. und 13. Jahrhunderte wird das ganze Abendland durch die gewaltigen Züge nach dem heiligen Lande bis in sein Innerstes erregt. Die Kreuzzüge regten die Geister mächtig an und schufen einen Reichtum neuer Bilder und Ideen und eine

Fülle neuer poetischer Stoffe. Eine neue Welt that sich den Blicken der Kreuzfahrer auf: fremde Menschen, wunderbar gebaute schimmernde Städte, seltsam schöne Gegenden, nie geahnte Erzeugnisse der Tier- und der Pflanzenwelt traten ihnen entgegen, und die Phantasie verwebte alles zu den buntesten Bildern. Nationen, die sich früher fern gestanden hatten, kämpften nun vereint für eine gemeinsame Sache und verkehrten freundlich miteinander im gemeinsamen Heerlager. Die abendländischen Völker lernten die Völker und die Naturwunder Griechenlands und des Morgenlandes aus eigener Anschauung kennen, tauschten auf den gemeinsamen Heerzügen ihre Gesangsstoffe gegeneinander aus und schöpften überdies aus den Gesangsquellen des Morgenlandes. Am frühesten und raschesten entwickelte sich infolge dieser Anregungen die Poesie und eine höhere Bildung in Frankreich, (provençalische Sprache, Troubadours und Trouvères). Bald aber konnte man dieselbe Wahrnehmung auch in Deutschland machen, welches jetzt durch den Glanz des Kaiserthrones unter den christlichen Reichen hervorleuchtete und in den mächtigen, für Religion und Bildung begeisterten Hohenstaufen ein ausgezeichnetes Herrschergeschlecht besaß. Diese standen auch an der Spitze einer Bewegung, die das eben noch so rauf- und raubluftige Rittertum durch Hinlenkung auf ein erhabeneres Ziel rasch veredelte. So wurden die Ritter Sänger, während die Geistlichen sich entweder in die Stille des Klosters zurückzogen oder auch weltliche Stoffe zu behandeln anfingen. Die Poesie bildete sich so zu einer höfischen Kunst aus, für deren Übung sich Kaiser und Fürsten nicht zu hoch dünkten. Einzelne Höfe, besonders der thüringische und der österreichische, gewährten den Sängern gastliche Aufnahme. Was war natürlicher, als daß in der Erinnerung des Volkes jene verwandten Kämpfe der Völkerwanderung, die Sagen von Siegfried und Dietrich wieder auflebten, und daß die üppige Phantasie der zahlreichen Dichter in einer natürlichen Verknüpfung beider Zeiträume Werke und Lieder schuf, in denen die durch Herren-, Frauen- und Gottesdienst geweckten ritterlichen Tugenden einen eigenartigen Ausdruck fanden. Es war jene schöne Zeit des Mittelalters, in welcher an den Höfen der Fürsten, auf den Burgen der Ritter die Dichtkunst liebevoll gepflegt wurde, in welcher die „fahrenden Leute" von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt, von Dorf zu Dorf zogen, um ihre volksmäßigen, erzählenden Lieder überall erschallen zu lassen.

Die Dichtung dieses Zeitraumes tritt uns in zwei großen Gegensätzen entgegen, in den deutlich voneinander geschiedenen Kreisen des Volksgesanges und der Kunstdichtung. Der Stoff des Volksgesanges, wie er von Mund zu Mund durch die fahrenden Leute und Spielleute sich fortpflanzte, ist Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes. Gesungen wird auf Volksversammlungen und Volksfesten, vor König und Bürgersmann, was der reiche Schatz alter Lieder und Sagen darbietet. „Alte Mären" von den Ahnen und Helden des Volkes und ihren Thaten

werden schlicht und einfach erzählt: der Stoff der Volkspoesie ist kein künstlich erfundener und ersonnener; und um das Gemüt des Lesers und des Hörers zu ergreifen, bedarf es daher nur einer einfachen, schlichten Wiedererzählung. Die am häufigsten gebrauchte und bekannteste metrische Form ist die sogenannte Nibelungenstrophe. Sie besteht aus vier Langzeilen, von denen immer zwei aufeinander folgende gereimt sind, und deren jede in zwei Hälften zerfällt. Die erste Hälfte mit klingendem Schlusse (⏑ ⏑) hat in allen vieren drei Hebungen; von den vier zweiten Hälften kommen auf die ersten drei drei, auf die vierte vier Hebungen.

In der Kunstdichtung (der höfischen Poesie) tritt uns der einzelne Dichter in seiner Sondereigentümlichkeit entgegen. Ihr sind fremde Stoffe, die sie sorgsam behandeln und durch belebte malerische Schilderungen ausschmücken kann, gewöhnlich die liebsten. Während der Vorbereitungszeit auf den Glanz unserer mittelalterlichen Dichtung befindet sie sich fast ausschließlich in den Händen der Geistlichen; im 13. Jahrhunderte wird sie vornehmlich vom Adel geübt. Aber auch diese höfischen Dichter führen die Lebensweise der Fahrenden und treten bald in ständigen Dienst eines Fürsten oder ziehen von Hof zu Hof. Dem Adel und den Fürsten gingen die Hohenstaufen mit ihrem Beispiele voran: von zweien sind uns Lieder aufbewahrt, von Kaiser Heinrich VI., dem Sohne Barbarossas, und von König Konrads IV. Sohne Konradin. Aber wer auch nicht selbst des Gesanges kundig war, der übte doch die Fürstentugend der Milde gegen die Dichter und Sänger, wie Kaiser Friedrich II., und vor allem der Landgraf Hermann von Thüringen auf der Wartburg. Auf der Wartburg soll im Jahre 1206 oder 1207, dem Geburtsjahre der heiligen Elisabeth, ein Sängerkrieg stattgefunden haben. Das Gedicht, das diesen behandelt, von einem unbekannten Dichter (Heinrich von Meißen, Frauenlob?), gehört in die Zeit des Verfalls der Minnepoesie. Sieben Dichter, unter ihnen Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, sind zu einem Sängerstreite auf Leben und Tod über die Vorzüge des Landgrafen Hermann von Thüringen und des Herzogs Leopold von Österreich auf der Wartburg versammelt. Wer im Kampfe überwunden wird, soll durch Henkershand sterben. Heinrich von Ofterdingen, der das Lob Leopolds singt, verliert den Sieg gegen Walther von der Vogelweide, der den Landgrafen Hermann preist, in welchem Wettstreite Wolfram von Eschenbach Kampfrichter ist. Der Überwundene will sich jedoch dem Schiedsspruche, der ihn der Hand des Henkers überantwortet, als einem ungerechten Urteile nicht unterwerfen und wird hierin von der Landgräfin Sophie unterstützt. Diese gestattet ihm denn auch einen nochmaligen Wettkampf, für welchen Heinrich von Ofterdingen den Zauberer Klingsor aus Ungarland herbeiruft, der mit dem Teufel im Bunde stehen sollte. Aber auch dieser wird schließlich von Wolfram von Eschenbach überwunden

und droht nun mit Zuhilferufung des Teufels selbst, den er aus Toledo und Griechenland holen will.

Die höfischen Dichter blicken mit vornehmer Geringschätzung auf die heimatliche Sage herab und schöpfen aus fremden, besonders aus französischen Quellen; sie nehmen ihre Stoffe aus fremden Sagenkreisen, wie dem antiken, dem fränkischen vom König Karl und dem britischen vom König Artus und dem heiligen Gral (= das Gefäß, in welchem Christi Blut aufgefangen wurde, sodaß der Gral als Sinnbild der durch das Blut Christi geschehenen Erlösung des Menschengeschlechtes zu betrachten ist). In der Form bedienten sie sich der sogenannten kurzen Reimpaare, jede Zeile zu vier Hebungen. — Die Lyrik der höfischen Dichter tritt fast nur in der Form des Minnegesanges auf (Minne = das stille Sehnen des Herzens, das Denken an die Geliebte). Es war Forderung der Zeit an jeden Ritter, sich in den Dienst einer Frau zu stellen, sich um eine Schöne zu bewerben. Neben dem Frauendienste huldigte man auch dem Gottesdienste (Gottes Minne), und endlich wurde auch, besonders von fahrenden Sängern, noch der Herrendienst geübt. Später ließ das Minnelied auch die durch Natur, Religion und Vaterland erweckten Gefühle laut werden und erzeugte damit die besten lyrischen Ergüsse jener Zeit. Die vorherrschende Form war das Lied, eine dreiteilige Strophe: zwei gleichgebaute Teile (der Aufgesang) und ein meist längerer (der Abgesang).

I. Das Volksepos.

§ 11. Die Sagenkreise.

Die Sagenkreise, denen die Stoffe für das Volksepos entnommen sind, sind:

1. Der fränkische oder niederrheinische. Siegfried, dessen Hofstadt und Wohnsitz Santen (Xanten) am Niederrheine ist, ist der Held desselben.

2. Der burgundische. Sein Held ist Gunther, der das Reich der Burgunden in Gallien gründet, aber mit seinem Volke von den Hunnen unter Attila vertilgt wird. Dies Ereignis fand am linken Rheinufer statt, wird aber von der Sage an Attilas Hof nach Ungarn verlegt. Die Hofstadt der Burgunderkönige ist Worms.

3. Der ostgotische. Sein Held ist Dietrich (Theodorich) von Bern (Verona), der Gründer des Ostgotenreiches in Italien. Er stammt aus dem Königsgeschlechte der Amalen („Amelungen" = Goten); sein Waffenmeister ist der alte Hildebrand.

4. Der hunnische: Attila oder Etzel. Dietrich von Bern, sein Schützling, ist durch ein Menschenalter von ihm getrennt. Sein Dienstmann Rüdiger, der Markgraf von Österreich, ist eine ganz sagenhafte Erscheinung. Die Etzelburg in Ungarn (Ofen).

5. Der niederdeutsche oder nordisch-sächsische. Der Schauplatz sind das Meer und die altsächsischen Nordseeinseln von Friesland (Hegelingen). Die Helden dieses Kreises sind Hettel, König zu Hegelingen, und die ihm verwandten und lehnspflichtigen Recken Wate von Stormen, Horant und Frute von Dänemark, Morung von Nisland und Irolt von Ortland. Hettels und seiner Gemahlin Hilde von Irland Tochter ist Gudrun.

6. Der lombardische: König Rother, König Ortnit, Hugdietrich und sein Sohn Wolfdietrich. Ihr Heimwesen ist zu Garten, d. h. am südlichen (italienischen) Teile des Gardasees; doch führen uns die Sagen auch nach dem südlichen Tirol.

§ 12. Das Nibelungenlied.

Das Nibelungenlied trägt Spuren dreier großer Bildungsepochen der Germanen an sich: 1. der sagenhaften Urzeit, besonders in den Gestalten von Siegfried und Brunhilde, — 2. des Kampfzeitalters der Völkerwanderung, — 3. der Zeit der christlich-ritterlichen Lehnsverhältnisse. Sein Grundgedanke ist eine der Grundanschauungen des ernsten deutschen Volkes „Freud' bringt Leid". Mit diesem Grundtone hebt das Lied an, mit ihm klingt es wehmütig aus, nachdem es ihn auch in dem lautesten Festesjubel als warnende Stimme wiederholt angeschlagen hat. Zur Entfaltung wird dieser Grundgedanke gebracht durch eine das ganze Denken und Handeln des deutschen Volkes bestimmende Tugend. Es ist die Treue, und zwar, wie sie sich am glänzendsten bewährt, die Treue zwischen Gatten und die Treue zwischen Lehnsherr und Dienstmann. Diese beiden Tugenden sind es, auf welchen die Charaktere fußen, welche die Personen zum Handeln treiben, die Verwickelung herbeiführen und zur Entscheidung drängen. Das Zwerggeschlecht der Nibelungen (Leute von „Nebelland", d. h. der Unterwelt) ist in dem Liede nicht ein Volk nach Art anderer Völker (es schwebt in vollster Unbestimmtheit: kein Fluß-, kein Ortsname wird genannt); die Nibelungen sind vielmehr Sinnbilder und deuten das Verderben an, das der Mensch durch sein Verschulden heraufbeschwört. Der Name Nibelungen erinnert an das altnordische Niflheim, d. h. Nebelheim, Totenreich. Die Bewohner von Niflheim, die Nibelunge, sind die Toten, die Söhne der Finsternis, des Nebels. Ihnen gehört das Gold, auf dem nach dem Volksglauben ein Fluch ruht; darum verfällt der, welcher sich in den Besitz des Goldes setzt, dem Tode, gehört den Nibelungen an. Deshalb wechselt dieser Name und bezeichnet bald die ersten Besitzer des Nibelungenhortes, bald die späteren Besitzer desselben, also auch Siegfried und die Burgunden.

Inhalt. — 1. Kriemhildens Liebe. Siegfried, der Sohn Siegmunds und der Siegelinde, der dem Geschlechte der Nibelungen

seinen reichen Schatz in siegreichem Kampfe genommen und von dem Zwerge Alberich ein unsichtbar machendes Gewand, die Tarnkappe, gewonnen hat, kommt nach Worms an den Hof des Burgunderkönigs Gunther, in der Absicht, um dessen Schwester Kriemhilde zu werben. Indessen ein ganzes Jahr lang, das er bereits zu Worms zugebracht hat, während welcher Zeit er auch dem Könige Gunther im Kriege gegen die Sachsen und die Dänen beisteht, bekommt er sie nicht zu Gesichte. Erst als der Held siegreich aus dem Sachsenkriege zurückgekehrt ist, und ihm zu Ehren am Pfingsttage von Gunther ein glänzendes Fest veranstaltet wird, darf auch Kriemhilde an der Seite ihrer Mutter Ute zum erstenmale öffentlich erscheinen, und sehnender Minne Not zwingt nun beide zu einander. — Zur selben Zeit herrscht in dem fernen Isenlande die starke Walküre Brunhilde. (Walküren, Schlachtjungfrauen, sind in der nordischen Mythologie reizende Jungfrauen, die in strahlender Waffenrüstung durch die Lüfte reiten, nach Odins Befehlen die Schlachten leiten, „den Wal kiesen", d. h. die Todeslose verteilen, und die gefallenen Helden nach Walhalla geleiten, wo sie ihnen die Becher kredenzen. Sie haben die Gabe, sich in Schwäne verwandeln zu können.) Gunther will im Wettkampfe mit ihr, den jeder Freier zu bestehen hat, sich dieselbe als Gattin erwerben. Er bittet den kampfgeübten Siegfried um seinen Beistand, und dieser sichert ihm denselben auch gern zu unter der Bedingung, daß nach glücklichem Vollbringen ihm Gunther seine Schwester zur Gattin gebe. Da dieser ihm das Versprechen giebt, ziehen Gunther und Siegfried mit Gefolge den Rhein abwärts in die See nach dem Isensteine, den sie nach zwölftägiger Fahrt erreichen. Brunhilde wird trotz ihrer übermenschlichen Stärke in den von ihr geforderten drei Wettkämpfen überwunden, besiegt durch den Beistand Siegfrieds, der, in die unsichtbar machende Tarnkappe gehüllt, statt Gunthers, der nur die Gebärden eines Kämpfenden macht, den Kampf zu glücklichem Ausgange führt. — Gunther zieht nun mit Brunhilde nach Worms, wo eine doppelte Hochzeit gefeiert wird, indem Gunther mit Brunhilde und gleichzeitig, zur schmerzlichen Verwunderung Brunhildens, der sich Siegfried als Dienstmann Gunthers vorgestellt hatte, Siegfried mit Kriemhilde vermählt wird. Darauf kehrt Siegfried mit Kriemhilde nach Santen am Niederrheine zurück, übernimmt von seinem Vater die Regierung und lebt lange glücklich und zufrieden. — Unterdessen wundert sich Brunhilde, daß der Dienstmann Siegfried keinen Zins schickt, auch nicht am Hofe Gunthers erscheint. Daher bestimmt sie ihren Gemahl, seinen Schwager nebst Gattin zu einem großen Feste auf die nächste Sonnenwende nach Worms einzuladen. Diese folgen der Einladung und werden aufs freundlichste empfangen. Feste und Kampfspiele werden ihnen zu Ehren veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit aber geraten die beiden Königinnen in Streit über die Vorzüge ihrer Gatten, und in der Hitze des Zankes verrät Kriemhilde

in Gegenwart des Gefolges ihrer stolzen Schwägerin, daß durch Siegfried, nicht durch Gunther, sie einst überwunden worden sei. In ihrer Frauenehre durch den Betrug tief gekränkt, sinnt sie auf Rache an Siegfried. Hagen verspricht der schwer beleidigten Herrin, sie durch Siegfrieds Tod rächen zu wollen, und auf die nun entworfenen Pläne geht schließlich auch Gunther selbst ein. Durch falsche Boten, die in Worms einreiten müssen, läßt Hagen die Nachricht verbreiten, daß die Sachsenkönige den Krieg gegen Gunther erneuern wollen. Für denselben verspricht Siegfried dem Gunther seinen Beistand. In ihrer Sorge um des Gatten Leben verrät Kriemhilde jetzt dem schlauen Hagen, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, da bei seinem Bade im Blute des erlegten Lindwurms ein Lindenblatt daselbst gelegen habe; sie bezeichnet auch die betreffende Stelle durch ein Kreuzchen in seinem Gewande und bittet Hagen, in dem Kampfe ihren Gatten zu beschützen. Nachdem Hagen solches erfahren hat, wird statt des vorgegebenen Krieges eine Jagd im Odenwalde veranstaltet. Wider den Willen der Unheil ahnenden Gattin nimmt Siegfried an derselben teil, zeichnet sich durch Mut und Kühnheit aus und wird nach Beendigung der Jagd an einem Brunnen hinterlistig von Hagen erstochen. Groß ist der Schmerz, nachhaltig die Trauer Kriemhildens um Siegfried.

2. Kriemhildens Rache. Auf Zureden ihrer Verwandten bleibt Kriemhilde in Worms und gestattet auch, daß der Nibelungenhort, den sie als Morgengabe von Siegfried erhalten hat, dorthin gebracht werde. Reichlich spendet sie von demselben. Aber Hagen, befürchtend, sie möchte durch ihre Freigebigkeit einen gefährlichen Anhang gewinnen, raubt ihr den Schatz und versenkt ihn in den Rhein. — Dreizehn Jahre ist sie bereits Witwe. Da wirbt der mächtige Hunnenkönig Etzel durch seinen Markgrafen Rüdiger um ihre Hand, und in der Hoffnung, so instand gesetzt zu werden, den Tod Siegfrieds einmal rächen zu können, willigt sie nach längerem Widerstreben in die Vermählung. Seitdem sind wieder viele Jahre vergangen. Da bringt sie in Etzel, ihre Brüder und deren Mannen (auch Hagen) zu einem großen Feste an seinen Hof zu laden. Dieser sendet Boten nach Worms. Trotz der Warnung Hagens, der nichts Gutes ahnt, nehmen die Burgunderkönige die Einladung an und treffen nach mannigfachen Abenteuern, ohne der Weissagung ihres Unterganges, die ihnen noch an der Donau durch eine Schwanenjungfrau wird, zu achten, an Etzels Hofe ein. Gleich bei der ersten Begegnung erkennt Hagen Kriemhildens feindliche Gesinnung, und die Burgunder sind auf ihrer Hut. Am folgenden Tage schon bricht ein offener Kampf los. Während Etzel die Burgunderfürsten in seinem Palaste bewirtet, werden ihre Knechte in der Herberge hinterlistig überfallen und niedergehauen. Auf die Nachricht von diesem treulosen Überfalle springt der wilde Hagen von der Tafel auf und schlägt Kriemhildens

Sohne Ortlieb mit dem Schwerte das Haupt ab. Nun beginnt der Kampf auf Leben und Tod zwischen den Hunnen und ihren Gästen. Bis zum Abende hat das Morden bereits gedauert. Die kampfesmüden Burgunder wünschen Frieden. Die Königin aber will nur gegen die Auslieferung Hagens ihren Brüdern den Abzug gestatten. Als diese solche Forderung empört zurückweisen, läßt Kriemhilde den Saal, in welchem die burgundischen Helden die Nacht zubringen, anzünden, und nur mit Mühe vermögen sich diese zu retten. Am frühen Morgen entbrennt der Kampf von neuem. Der edle Rüdiger muß als Etzels Vasall gegen seine Gäste und Verwandten kämpfen (Rüdigers Tochter war mit dem jungen Giselher, Gunthers Bruder, verlobt worden). Er fällt mit den Seinen; es fallen die Goten Dietrichs von Bern, der bei Etzel als Gast weilt; es fallen die Burgunder bis auf Hagen und Gunther. Auf diese beiden dringt Dietrich, um der Seinen Tod zu rächen, ein, überwindet sie und bringt sie gefangen vor die Königin mit der Bitte, ihrer zu schonen. Kriemhilde verspricht Hagen das Leben, wenn er ihr den Nibelungenhort zurückgebe; aber Hagen giebt vor, geschworen zu haben, so lange noch einer der Burgunderkönige lebe, den Ort, wo er denselben versenkt habe, nicht zu verraten. Da läßt Kriemhilde ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen. Als Hagen, sie verhöhnend, den Ort dennoch nicht verraten will, reißt sie selbst Siegfrieds Schwert Balmung dem Hagen von der Seite und schlägt ihm mit demselben das Haupt herunter. Entrüstet über diese That, springt der alte Hildebrand auf und erschlägt die Königin, die so neben ihrem Todfeinde niedersinkt. So endete mit Leid, was mit Freude begonnen.

Von dem Nibelungenliede besitzen wir zehn vollständige Handschriften, von denen die drei bedeutendsten Pergamenthandschriften aus dem 13. Jahrhunderte sind; die eine wird in München aufbewahrt, die zweite befindet sich in der fürstlich-Fürstenbergschen Hofbibliothek zu Donaueschingen, und die dritte in der Stiftsbibliothek zu Sankt Gallen.

Eine Fortsetzung zu dem Nibelungenliede oder der Nibelungen Not, wie die Dichtung auch bezeichnet wird, bildet dem Inhalte nach der Nibelungen Klage, ein in kurzen Reimpaaren von Rudolf von Ems abgefaßtes Gedicht. Etzel, Dietrich und Hildebrand beklagen die Gefallenen, rühmen ihre Thaten und sorgen für ihre Bestattung. Die Waffen der Helden werden in ihre Heimat gebracht.

§ 13. Das Gudrunlied.

Hat man das Nibelungenlied als die deutsche Iliade bezeichnet, so wird das zweite deutsche Volksepos, welches jenem würdig zur Seite steht, das Gudrunlied, die deutsche Odyssee genannt. Während in dem Nibelungenliede durch die unwandelbare Treue Kriemhildens

auf Freude Leid folgt, und in dieses Leid alle, die ihr nahe stehen, wider Willen hineingezogen werden und untergehen, hat das Gudrunlied den Grundgedanken „Auf Leid folgt Freude um der Treue willen": treue Liebe findet nach langem Dulden und Harren endliche Belohnung, alle, die in Gudruns Nähe kommen, miteinander versöhnend und zu neuem Leben verbindend. — Das Gudrunlied gehört dem Sagenkreise der Nordsee an und berührt deshalb auch das Seeleben der nördlichen Germanen. Das Gedicht, das zum Schauplatze die Nordseeküsten, Dittmarschen, Friesland, Irland, Seeland und die Normandie, hat, besteht aus drei Teilen, die aber innerlich zusammengehalten werden durch das Gesetz der poetischen Vergeltung, indem Vergehungen der Ahnen an Kindern und Kindeskindern gesühnt werden, sodaß die beiden ersten Teile nur Vorspiele sind, das Lied von Gudruns Not und Erlösung aber den Kern des Gedichtes bildet.

Inhalt. — 1. Hagen, der Sohn Siegebands, des Königs von Irland, wird in seinem siebenten Jahre während eines großen Festes, das seine Eltern veranstaltet haben, und während dessen des Knaben, der allein im Garten sich belustigt, nicht geachtet wird, von einem Greifen geraubt und auf eine wüste Insel getragen, wo er in einer Höhle drei Königstöchter, die ebenfalls vom Vogel Greif geraubt worden sind, aus Indien, Portugal und Isenland, findet. Unter ihrer Obhut und Pflege wächst er zum Jünglinge heran. Zu einer Rüstung und zu Waffen kommt er dadurch, daß gelegentlich des Scheiterns eines Schiffes die Leiche eines gewappneten Ritters an den Strand gespült wird; und im Kampfe mit wilden Tieren, denen er nun entgegentreten kann, erstarkt er. In der Folge gelingt es ihm auch, den Greifen zu töten und sich zum Herrn der Insel zu machen. Endlich legt ein Schiff an der Insel an, das ihn und die drei Jungfrauen aufnimmt und von ihm gezwungen wird, sie nach seiner Heimat Irland zu führen, wo er sich mit Hilde von Indien vermählt und seinem Vater Siegeband in der Regierung folgt.

2. Hilde, beider Tochter, wächst zu einer schönen Jungfrau heran. Ihr Vater gönnt sie als Gattin „keinem, der über ihm nicht wäre", und läßt deshalb alle Boten, welche für einen nach seiner Meinung Unwürdigen um sie werben, aufhängen. Auch Hettel, ein mächtiger Fürst zu Hegelingen (Friesland), sendet die Helden Wate, Frute und Horant nach Irland, damit sie, als Kaufleute verkleidet, heimlich für ihn um die schöne Hilde werben. Horant, welcher um seines süßen Gesanges willen Zutritt zu der Jungfrau gefunden hat, weiß dieselbe zu überreden, Hettels Werbung anzunehmen. Hagen nebst Gattin und Tochter werden nun von den Gästen eingeladen, ihr Schiff zu besichtigen; und während erstere noch am Strande bei den aufgeschlagenen Krambuden weilen, geht die Tochter mit ihren Jungfrauen auf das Schiff, das nun sofort die Anker lichtet und absegelt. Hagen verfolgt die Flüchtigen mit Heeresmacht. In Walleis,

an der westlichen Grenze von Hettels Reiche, wo die Hegelinge mit ihrer Beute gelandet sind und von Hettel empfangen werden, erreicht er die Flüchtigen, und es kommt zum Kampfe. Hagen wird besiegt und verwundet, versöhnt sich jedoch mit den Feinden, wird von Wate geheilt und willigt nun in die Vermählung seiner Tochter mit Hettel, die in Hettels Residenz festlich begangen wird. Ehe Hagen wieder in die Heimat zurückkehrt, läßt er der Hilde eine der drei Jungfrauen von der Greifeninsel, Hildburg, als Gefährtin zurück.

3. Gudrun ist der Hauptteil der ganzen Dichtung. Die Kinder Hettels und der Hilde sind ein Sohn Ortwein und eine Tochter Gudrun. Gudrun übertrifft an Schönheit noch ihre Mutter, und viele Helden werben um sie. Es sind dies vornehmlich Siegfried, König von Moorland, Hartmut von der Normandie und Herwig von Seeland, welche aber sämtlich von Hettel abgewiesen werden. Herwig überfällt nun mit 3000 Mannen Hettels Burg; es kommt zu hartem Kampfe zwischen Herwig und Hettel, welchen aber Gudrun, für das Leben ihres Vaters besorgt, schlichtet. Sie wird nun mit Herwig verlobt, soll aber noch ein Jahr in ihres Vaters Burg bleiben. Siegfried, über die erfahrene Zurückweisung erzürnt und neidisch auf Herwig, fällt inzwischen in dessen Land ein. Auf Gudruns Bitte zieht Hettel seinem künftigen Schwiegersohne zu Hilfe. Seine Abwesenheit benutzt Hartmut von der Normandie, um mit seinem Vater Ludwig in Hegelingen, das von Verteidigern entblößte Land Hettels, einzufallen. Er erstürmt die Burg und führt Gudrun mit 62 Jungfrauen, unter denen auch Hildburg von Portugal, die mit Hagen beim Greifen gewesen war, sich befindet, hinweg. Hettel und Herwig, nachdem sie mit Siegfried Frieden geschlossen haben, setzen den Räubern nach und ereilen sie auf dem Wulpensande, einer Insel an der Scheldemündung. In der sich hier entspinnenden fürchterlichen Schlacht, die vom frühen Morgen bis zur einbrechenden Nacht währt, wird Hettel von Ludwig, Hartmuts Vater, erschlagen, worauf Herwig, nachdem die Normannen unter dem Schutze der Nacht mit ihrer Beute die hohe See gewonnen haben, sich nach Seeland zurückziehen muß. — Gudrun hat in der Normandie von der bösen Gerlinde, der Mutter Hartmuts, eine sehr harte Behandlung zu erleiden, weil sie ihrem Verlobten die Treue hält und sich standhaft weigert, Hartmuts Gattin zu werden. In dürftiger Kleidung und bei schlechter Nahrung muß sie die niedrigsten Arbeiten verrichten, die Öfen heizen, die Stuben reinigen, von den Bänken mit ihrem blonden Haare den Staub abwischen, ja am Strande bei jeglichem Winde und Wetter waschen, und ihr Lager ist eine harte Bank. Nur Ortrun, Hartmuts Schwester, hat Mitleid mit ihr und ist milde gegen sie gesinnt. — Darüber sind dreizehn Jahre vergangen; die Hegelingen sind wieder erstarkt und unternehmen einen Rachezug gegen die Normandie, wo sie an verborgener Stelle landen. Ortwein und Herwig gehen auf Kundschaft

aus; sie treffen Gudrun und Hildburg am Meere waschend, und die Verlobten erkennen einander an ihren Ringen. Ortwein aber will nicht heimlich, sondern im ehrlichen Kampfe die geraubten Jungfrauen zurückgewinnen. Deshalb kehren diese in die Burg zurück, nachdem Gudrun das Linnen in die Fluten geworfen hat, indem sie ihrer Genossin erklärt, daß sie jetzt, wo zwei Könige sie geküßt haben, für Gerlinde nicht mehr wasche. Als sie hierfür auf dieser Befehl mit Dornruten gezüchtigt werden soll, weiß sie sich solchem Schimpfe zu entziehen, indem sie vorgiebt, Hartmuts Gattin werden zu wollen. So darf sie auch die letzte Nacht noch auf bequemem Lager ruhen. In der Frühe des andern Morgens erscheinen die Hegelingen vor der Burg, um die ein harter Kampf entbrennt, in welchem Ortwein verwundet und Ludwig von Herwig erschlagen wird. Dafür will die böse Gerlinde Gudrun umbringen lassen; durch Hartmut aber wird diese gerettet. Die Burg wird erstürmt, Hartmut und Ortrun werden gefangen, der Gerlinde wird vom alten Wate das Haupt abgeschlagen, das Land wird erobert und verheert. Mit reicher Beute kehren die Sieger in die Heimat zurück. Nachdem auf Gudruns Bitte ihre Mutter Hilde Ortrun, die der Tochter in dem jahrelangen Elende eine treue Freundin gewesen ist, und ebenso Hartmut freundlich aufgenommen hat, folgt eine vierfache Vermählung, Herwigs mit Gudrun, Ortweins mit Ortrun, Hartmuts mit der treuen Hildburg, Siegfrieds mit Herwigs Schwester, und für alle Zeiten wird durch diese Verbindungen der Stammeshaß getilgt, sodaß alles Leid sich in Freude wandelt.

Die Dichtung ist in der sogenannten Gudrunstrophe abgefaßt. Diese ist eine Weiterbildung der Nibelungenstrophe: Vers eins und zwei sind in beiden ganz gleich; Vers drei ebenfalls, nur endet er auf eine Senkung; Vers vier endet auf eine Senkung und hat im zweiten Halbverse fünf Hebungen, während die Nibelungenstrophe deren nur vier hat. — Das Gudrunlied ist nur in einer einzigen Handschrift vorhanden, welche Kaiser Maximilian anfertigen und auf Schloß Ambras in Tirol aufbewahren ließ.

§ 14. Der gehörnte Siegfried.

Von kleineren Volksliedern älterer Zeit erwähnen wir nur noch das Lied vom gehörnten Siegfried, welches uns in die ältesten Zeiten unseres deutschen Volkslebens zurückführt, in die Zeit der Drachen, der Riesen und der Zwerge. In seiner frühesten Fassung ist es verloren gegangen und nur in Drucken aus dem 16. Jahrhunderte erhalten geblieben. Es erzählt unseres Volkshelden Jugendabenteuer, von denen Hagen im Nibelungenliede bei dem ersten Auftreten Siegfrieds einen Teil berichtet. Siegmund, König in Niederland, hat einen Sohn Siegfried, groß und stark, der keinem Menschen unterthan

sein will. Von seinen Räten dazu bestimmt, läßt er diesen in die Welt hinausziehen, damit er in derselben ein kühner Held werde. Siegfried kommt zuerst zu einem Schmiede und bietet diesem seine Dienste an. Da er aber das Eisen zerschlägt und den Ambos in den Grund schlägt, will ihn der Meister, dem er zu Leibe geht, wenn dieser ihn darob strafen will, wieder los werden und schickt ihn, Kohlen zu holen, in den Wald, wo bei einer Linde ein gewaltiger Drache liegt. Er hofft, das Ungetüm werde ihn verschlingen. Siegfried aber erschlägt den Drachen, ebenso auch noch andere Drachen und Lindwürmer, reißt Bäume aus, häuft sie auf diese und zündet sie an. Die Hornhaut der Tiere schmilzt unter der Glut des Feuers und fließt wie ein Bächlein dahin; und als Siegfried den Finger eintaucht und dieser hörnen wird, bestreicht er sich den ganzen Leib; nur zu der Stelle zwischen den Schultern kann er nicht gelangen, und hier bleibt er deshalb ohne Hornüberzug. — Nun zieht er weiter und kommt an den Hof des Königs Gibich in Worms, in dessen Dienst er um seine Tochter Kriemhilde wirbt. Diese aber wird, als sie eines Tages am Fester sitzt, von einem Drachen geraubt, in die Berge auf einen hohen Fels entführt und dort bereits bis in das vierte Jahr in einsamer Gefangenschaft gehalten, bis er, der Drache, der durch den Fluch eines Weibes aus einem schönen Jünglinge in einen Drachen verwandelt worden ist, nach fünf Jahren wieder seine Menschengestalt erhält, wo er sie dann als Gattin heimführen will. König Gibich hat inzwischen in allen Landen nach seiner schönen Tochter forschen lassen. Da kommt Siegfried, der eines Morgens in den Tann geritten ist, an den Drachenfels und erfährt von einem auf kohlschwarzem Pferde daherreitenden Zwerge, Namens Eugel, daß dort oben die entführte Königstochter wohne. Über einen Riesen, der den Zugang zu dem Drachenfels hütet, trägt er den Sieg davon. Dieser muß ihm nun den Fels erschließen. Siegfried erblickt die weinende Jungfrau und findet auch das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann. Nachdem er den Riesen, der ihn, während er das Schwert betrachtet, heimtückisch überfallen will, erschlagen und von dem Fels gestürzt hat, kommt der Drache dahergefahren, Feuer weit vor sich her speiend, sodaß der Fels glühend heiß wird und unter dem nun beginnenden ungestümen Kampfe erbebt. Aus Furcht, daß der Fels einstürzen könne, verlassen Eugels Brüder, Niblungs Söhne, ihre Höhle am Fuße desselben, in der sie den Hort ihres Vaters hüten, und tragen den Schatz hinaus, wo ihn Siegfried nachher findet. Nachdem von dem Feuer, das der Drache speit, und unter Siegfrieds Schwertschlägen die Hornhaut desselben weich geworden ist, haut ihn Siegfried mitten durch, gewinnt das Mägdlein und führt es als seine Braut davon samt dem Nibelungenhorte. Der Zwerg Eugel begleitet ihn und weissagt ihm unterwegs, als Siegfried ihn um sein künftiges Schicksal befragt, einen frühen Tod.

§ 15. Die Tiersage.

Neben der Götter- und Heldensage entwickelte sich frühzeitig, zunächst bei den Franken, auch die Tiersage, hervorgegangen aus einer dem deutschen Volke eigenen, gemütlichen Beobachtung des Lebens in der Tierwelt. Mit den Franken wanderte sie nach den Niederlanden, und hier wurde sie zuerst aufgezeichnet, und zwar in lateinischer Sprache. Die drei hervorragendsten Tiere sind der Bär, der in seiner Rolle als der König der Tiere später durch den Löwen verdrängt wird, demnächst der Wolf, das wildeste aller in Europa heimischen Tiere, und der schlaue Fuchs. Allen gab man Namen nach Art der Menschennamen: der Bär hieß Bruno (Braun), der Wolf Isangrimm (eisengrimmig, Eisenhelm) mit Beziehung auf seine Raubluft und sein zermalmendes Gebiß, der Fuchs Reginhard (Reinhard, Reineke), was so viel bedeutet wie der kluge Ratgeber oder der Schlaue. — Die früheste Abfassung eines Stückes der Tiersage ist unter dem Titel „Isengrimus" erhalten, einer von einem nordflandrischen Geistlichen Nivardus aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts herrührenden Bearbeitung, und erzählt uns zwei Abenteuer der Tiersage, die Wallfahrt der Gemse Bertiliana und die Krankheit und Heilung des Löwen. Da hierbei der Wolf eine wichtige Rolle spielt, so wird das Gedicht nach ihm benannt. — Die erste deutsche Bearbeitung der Tiersage, und zwar nach einem französischen Vorbilde, ist „Reinhard der Fuchs" oder „Isengrimms Not" von einem elsässischen Dichter Heinrich dem Glichesäre (d. h. einem, der einen fremden Namen annimmt, Gleisner, Pseudonymus), den man mit dem größten Rechte für einen Fahrenden hält, der aber vielleicht auch dem geistlichen Stande angehört hat. Das Gedicht, welches zehn Erzählungen vom Fuchs und Wolf umfaßt, ist in seiner ursprünglichen, um 1170 entstandenen Gestalt nur noch in Bruchstücken erhalten, die in dem hessischen Städtchen Melsungen aufgefunden wurden, wo ein Rentmeister die schöne Pergamenthandschrift 1515 zerschnitten hat, um zu haltbaren Umschlägen für seine Rechnungen zu gelangen. Ganz besitzen wir es nur in einer von einem Ungenannten herrührenden Überarbeitung des 13. Jahrhunderts.

In der Dichtung handelt es sich um die Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf, ihre Entstehung und ihre Folgen. Der Grund derselben ist, daß Isegrimm das Schwein, welches beide gemeinschaftlich durch Reinhards List einem Bauern abgejagt haben, allein verzehrt und den hungrigen Fuchs leer ausgehen läßt. Dafür rächt sich dieser an dem Wolfe dadurch, daß er ihn in einem Fischteiche festfrieren läßt, wobei der Wolf seinen Schwanz einbüßt. Während Reinhard an Isegrimm noch allerlei andere boshafte Schelmenstreiche verübt, ist der Löwe krank geworden: es ist ihm eine Ameise durch das Ohr in das Gehirn gekrochen. Er glaubt sich von Gott gestraft, weil er

so lange nicht Gericht gehalten hat, und beruft deshalb die Tiere vor sich zu einem Gerichtstage. Alle erscheinen, nur der Fuchs nicht, weil er kein gutes Gewissen hat. Die Boten, die nach ihm geschickt werden, den Bären und den Kater, foppt er, indem er den ersteren in der bekannten Weise sich in einen Baum festklemmen läßt, und den andern in die ihm selbst gestellte Falle lockt. Endlich aber läßt er sich durch den Dachs zum Erscheinen bei Hofe bereden. Hier versteht er den König sofort wieder für sich einzunehmen, indem er ihn zu heilen verspricht. Zu diesem Zwecke rät er ihm, indem er sich zugleich an seinen Anklägern rächen will, nach einem Bade unter dem Felle des Wolfes und dem des Bären, auf dem Kopfe eine Mütze aus Katzenfell, zu schwitzen. Auch noch andere Tiere leiden in ähnlicher Weise durch seine Schelmerei und Rache. Sie verlassen deshalb den Hof, an dem nun der Fuchs alles gilt und frei schaltet, zumal seine Kur Wunder gewirkt hat. Denn durch die Hitze getrieben, ist die Ameise aus dem Haupte des Löwen hervorgekrochen. Aber auch der Löwe muß Reinhards Tücke erfahren, indem er bald nach der Heilung von seinem Arzte vergiftet wird. Hierauf entflieht der Fuchs in seine Burg und treibt sein Unwesen wie zuvor. — In späterer Zeit hat die Dichtung eine satirische Färbung angenommen und zielt auf kirchliche und staatliche Zustände, auf ein durch niedere Leidenschaften zerrüttetes Staatsleben, in welchem List und Gewalt um den Sieg streiten.

II. Das höfische Kunstepos.

§ 16. Das Rolandslied.

Das Kunstepos behandelt vorzugsweise fremde Stoffe, welche die Dichter meist aus französischen Quellen schöpften. Dem fränkischen Sagenkreise Karls des Großen gehört das Rolandslied des Pfaffen Konrad an, welcher es nach einer französischen Quelle, der „chanson de Roland", im Auftrage seines Herrn, eines Herzogs Heinrich, und dessen Gemahlin, die eines großen Königs Tochter war, abfaßte. Dieser Herzog Heinrich wird jetzt allgemein als Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern, gedeutet, dessen Gemahlin Gertrud die Tochter des Kaisers Lothar war. Demnach würde die Dichtung vor das Jahr 1139, in welchem Heinrich der Stolze gestorben ist, fallen. — Auf göttlichen Befehl zieht Karl der Große mit seinem Heere und zwölf Fürsten, unter diesen Roland, nach Spanien, um die dort wohnenden heidnischen Araber zum Christentume zu bekehren. Siegreich dringt er bis Saragossa vor, wo der König Marsilie herrscht, der durch Friedensboten sich bereit erklärt, sich taufen zu lassen. Karl, der ihm nicht recht traut, hält mit seinen Fürsten, den „Zwölfen", eine Beratung, in welcher nur Ganelun, Rolands Stiefvater, zum

Frieden rät. Seinem Rate beschließt Karl zu folgen und will eine Gesandtschaft an Marsilie schicken, um diesem seine harten Bedingungen zu übermitteln. Marsilie soll sich mit seiner ganzen Heidenschaft taufen lassen und die Hälfte seines Reiches abtreten; sonst solle er als Gefangener auf einem Esel nach Aachen geführt und ihm dort das Haupt abgeschlagen werden. Für diese Gesandtschaft schlägt Karls Neffe Roland seinen Stiefvater Ganelun vor. Dieser, in der Meinung, Roland wolle ihn so einem gewissen Tode weihen, schwört ihm, wie überhaupt den Zwölfen, Rache. Er richtet zwar seine Botschaft aus, beredet aber den König Marsilie, sich nur zum Scheine zu unterwerfen, und weiß Karl durch trügerische Botschaft dazu zu bewegen, aus Spanien abzuziehen und nur Roland mit der Nachhut des Heeres im Lande zurückzulassen. Roland, infolge von Ganeluns Verrate im Thale Roncevalles überfallen, stößt nach harten Kämpfen schließlich in sein Horn Olivant, um Karl zu Hilfe zu rufen. Dieser kommt, aber zu spät: Roland ist mit allen seinen Getreuen nach tapferer Gegenwehr gefallen, nachdem er noch einen Heiden, welcher ihn, der sich todmüde unter einen Baum gesetzt hatte, für tot hält und ihm sein Schwert Durandarte und das Horn Olivant entreißen will, mit dem Horne, das dabei zerspringt, erschlagen hat. Karl bestattet die Leiber seiner Tapfern und nimmt an den Heiden blutige Rache. Über Ganelun aber wird zu Aachen Gericht gehalten, nach welchem derselbe von wilden Rossen zerrissen wird. — Karl erscheint in der Dichtung als mächtiger Schutzherr der Christenheit, sein Kampf in Spanien als Kampf des Christentums mit dem Heidentume; Christus hatte unter seinen zwölf Jüngern einen Verräter; Karl hatte zwölf Paladine, und unter ihnen war auch der Verräter Ganelun.

§ 17. Andere Stoffe des Kunstepos.

Artussage. Gralsage.

Die übrigen epischen Gedichte, welche hierher gehören, behandeln zum Teil Sagen des klassischen Altertums, wie den Trojanischen Krieg, die Äneassage, die Alexandersage, zum Teil kirchliche Legenden, zum Teil sind es kleinere Erzählungen geistlichen und weltlichen Inhaltes. In den Vordergrund aber tritt besonders der britische Sagenkreis von dem Könige Artus und seiner Tafelrunde und die Sage von dem heiligen Grale.

1. Die Artussage. — Artus, ein sagenhafter König in England, bald als König der Siluren, bald als solcher der Dumonier bezeichnet, erscheint als der Vertreter des britischen Volkstums im Kampfe gegen die Angelsachsen, zeichnet sich durch ritterlichen Sinn und große Tapferkeit aus und verteidigt zugleich das Kreuz gegen die Heiden. Er fällt im Kampfe 537 oder 542. Sein Grab befindet sich auf der Insel Avallona (südl. von Bristol) in der Nähe

des Klosters Glastonbury, nach der Sage von Joseph von Arimathia gegründet, ein für die Gestaltung der Sage wichtiger Umstand. Artus wurde in Bardenliedern des 6. und 7. Jahrhunderts viel gefeiert und nach und nach der Mittelpunkt eines großen Sagenkreises, welcher sich von Wales aus über Britannien, Frankreich und Deutschland ausdehnte. Zu Caridol oder Carduel (jetzt Carlisle) in Wales hält er Hof mit seiner schönen und tugendhaften Gemahlin Ginevra, umgeben von vielen hundert Rittern, sowie von schönen Frauen. Diese nach dem Muster eines walisischen Fürstenhofes eingerichtete Hofhaltung erfährt, nachdem mit der Artussage die Sagen vom heil. Grale in Verbindung getreten sind, eine Änderung: die alte Haustafel wird zur Tafelrunde und nimmt die Gestalt einer Ordensverfassung an, so gestaltet durch den Einfluß des Zauberers Merlin, durch dessen Zaubermacht Artus in seinen Kämpfen gegen die Sachsen und die Römer unterstützt worden war. Zu dieser Tafelrunde zu gehören galt als höchste Ehre für den Ritter. Den Mittelpunkt des glänzenden Kreises nämlich bilden zwölf der tapfersten und edelsten Ritter, welche um eine runde Tafel sitzen und deshalb die Ritter von der Tafelrunde genannt werden. Von Artus' Hofe ziehen diese Ritter aus, um edle Frauen zu schützen, Übermütige zu demütigen, Riesen zu bändigen, Ungeheuer zu erlegen. Nach vollbrachten Heldenthaten kehren sie immer wieder an den Hof zurück. Die vortrefflichsten unter ihnen sind: Iwein, Gawein, Tristan, Parzival, Erek. Sie vertreten das weltliche Rittertum.

2. Die Gralsage. — Das altfranzösische Wort „Gral" bedeutet Gefäß. Der heilige Gral ist nach dem Glauben des Mittelalters eine aus Jaspis gearbeitete Schüssel, deren sich Christus beim letzten Abendmahle mit seinen Jüngern bediente, und in die Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung das aus der Seite des Heilandes fließende Blut auffing. Demgemäß wird das ganze Erlösungswerk zu dem heiligen Grale in Beziehung gesetzt. Nach dem Tode Josephs von Arimathia nahmen ihn die Engel in ihre Hut und hielten das Heiligtum schwebend in der Luft, bis Titurel, ein Königssohn von Anjou, auf dem Berge Montsalwatsch („bewaldeter Berg" oder „Berg des Heils") in Spanien nach einem Grundrisse, von Gott selbst vorgezeichnet, dem heiligen Grale eine Burg baute. Dieselbe zu hüten, gründete er den Orden der Templer (Templeisen). Dem Grale dienen zu dürfen gilt dem Ritter als das höchste Glück. Aber von Gott selbst werden die Gralshüter erwählt; eine Schrift, die auf dem Grale erscheint, beruft dieselben zum Dienste. Niemand kann aus eigener Kraft, sondern nur durch göttliche Führung die Gralsburg finden, die ein Wald von 60 Meilen nach allen Richtungen umgiebt. War ein Ritter auf des Herrn Ruf zur Burg gelangt, so mußte er nach den Wundern des heiligen Grals fragen, um Hüter desselben zu werden. — Als das Abendland wieder in Sünde verfiel, wurde der Gral von den Engeln

nach dem Morgenlande in das Land des heiligen Johannes, eines Neffen von Parzival, gebracht, wo er sich noch befinden soll. — Die Gralritter sind die Vertreter des geistlichen Rittertums.

§ 18. Hartmann von Aue.

Als Hauptvertreter der höfischen Poesie ist anzusehen Herr Hartmann von Aue, welcher Dienstmann des Klosters Reichenau in der Schweiz war und in Franken oder wahrscheinlicher aus einem edlen Geschlechte in Schwaben um 1170 geboren wurde. In seiner Jugend scheint er für das Kloster bestimmt gewesen zu sein; jedenfalls hat er in einer Klosterschule die Kenntnis der lateinischen Sprache und seine bessere Bildung erworben. Seine höfische oder ritterliche Ausbildung fand er nach eigener Angabe in Nordfrankreich, „in Kärlingen", der Pflanzschule echter Ritterlichkeit, wo er wohl auch die Kenntnis der französischen Sprache sich erwarb. Er nahm an einem Kreuzzuge (vermutlich 1197) teil, aus welchem er glücklich zurückkehrte. Den Rest seiner Tage scheint er in stiller ländlicher Zurückgezogenheit, nebenbei mit Dichten beschäftigt, verbracht zu haben. Um 1220 war er bereits tot. Seine epischen Hauptwerke sind Erek und Iwein.

1. Erek, ein Ritter von König Artus' Tafelrunde, hat sich Enite, die schöne und tugendhafte Tochter eines armen Grafen, als Gattin erkämpft und genießt nun, zurückgezogen von der Welt, auf seiner Burg die schönsten Tage ehelichen Glückes, worüber er aber ganz seine frühere Ritterlichkeit vergißt. Da Enite ihren Gemahl tadeln hört, daß er ganz „verliege", d. h. eben seiner ritterlichen Tapferkeit und Tüchtigkeit vergesse, schmerzt dieser Tadel die treuliebende Gattin sehr, und auf Befragen Ereks teilt sie diesem den Grund ihres Grames mit. Ihren Kummer zu heben, zieht Erek wieder auf Abenteuer aus, wobei ihn Enite als Knappe begleiten muß; sie hat ihm aber geloben müssen, auf der ganzen Fahrt kein Wort zu sprechen, insonderheit aber soll sie ihn nicht vor bevorstehender Gefahr warnen. Jedesmal aber, wenn sie ihren Gatten gefährdet sieht, übertritt sie das ihr gewordene Gebot und erfährt als Strafe dafür von ihm eine harte Behandlung, wird aber dadurch in der Liebe zu ihm nicht wankend. Verschiedene Abenteuer sind bereits siegreich überstanden, als Erek einst von zwei Riesen so schwer verwundet wird, daß er ohnmächtig zu Boden stürzt und von seiner Gattin für tot gehalten wird. Von einem des Weges kommenden Grafen wird die darüber untröstliche Enite samt dem ohnmächtigen Erek auf dessen nahes Schloß gebracht, und hier werden die Vorbereitungen zu einem feierlichen Leichenbegängnisse getroffen. Noch vor demselben aber will der Graf Enite zwingen, sich mit ihm zu vermählen. Als diese sich dessen weigert und deshalb mißhandelt wird, erwacht auf ihr Jammergeschrei der Scheintote aus seiner Betäubung. Er springt von der Bahre

auf, erscheint in seinem Leichentuche wie ein Geist an der bereits gerüsteten Hochzeitstafel, ergreift das erste beste Schwert und sticht mit demselben den Grafen nieder, worauf die übrigen die Flucht ergreifen. Noch in derselben Nacht verläßt er mit seiner Gemahlin die Burg und führt sie in die Heimat zurück, wo er seinem Vater im Reiche folgt und mit seiner Gattin fortan in ungetrübtem Glücke lebt. — Der Grundgedanke der Dichtung ist darin zu suchen, daß nicht das Rittertum voll Gefahren und Kampf innere Befriedigung und wahres Glück gewährt, sondern die stille Häuslichkeit im Schoße der Familie.

2. Iwein. — Auf derselben Anschauung beruht auch die andere Dichtung Iwein: es ist für einen thatenlustigen Ritter schwer, das stille Familienleben mit der Lust an ritterlichen Abenteuern zu vereinen; und doch gewährt nur jenes wahre Befriedigung. Iwein, der Ritter mit dem Löwen, von König Artus' Tafelrunde, besiegt an einem Zauberbrunnen den Herrn desselben, einen gewaltigen Kämpen, verfolgt den tödlich Verwundeten bis auf die Zugbrücke seiner Burg und erschlägt ihn. Hier aber sieht er sich durch ein hinter ihm niedergefallenes Gitter zwischen zwei Thore eingeschlossen und wäre sicherlich von den Dienern des Königs erschlagen worden, wenn nicht Lünete, eine Kammerfrau der Königin Laudine, ihm einen Zauberring zugestellt hätte, welcher ihn unsichtbar machte. Diese überredet auch später ihre Herrin, zu der Iwein, als er sie erblickt, in Liebe entbrennt, diesen, trotzdem er ihren Gatten erschlagen hat, zu ehelichen, um so wieder einen Gemahl zu gewinnen, der den Zauberbrunnen gegen König Artus schützen könne. Als bald darauf in der That Artus mit seinem Gefolge erscheint, zieht ihm Iwein entgegen, wirft den von Artus gegen ihn gesandten Ritter aus dem Sattel, giebt sich dann aber dem Könige zu erkennen und bewirtet ihn und seinen Hof sieben Tage lang. Beim Scheiden giebt ihm Gawein, einer der Ritter von der Tafelrunde, den Rat, über den Pflichten des Gatten die des Ritters nicht zu vergessen und „nicht zu verliegen". Diese ihm gewordene Mahnung veranlaßt Iwein, nur noch kurze Zeit bei seiner Gemahlin zu bleiben und an den Hof des Königs Artus zu ziehen, jedoch mit dem Versprechen, nach Jahresfrist wieder heimzukehren. Das Jahr vergeht; aber Iwein kommt nicht zurück. In den Zerstreuungen des ritterlichen Lebens vergißt er der ihn sehnlichst erwartenden Gattin, sodaß diese sich verlassen wähnt und auch die Tafelrunde, vor der Lünete eines Tages erscheint und im Namen ihrer Herrin Iwein der Treulosigkeit gegen diese beschuldigt, ihn verurteilen muß. Seiner Schuld sich bewußt, verfällt er über den Verlust der Liebe seiner Gattin in Schwermut, irrt im Walde umher und nährt sich von dem Fleische des selbsterlegten Wildes. Hier wird er von drei Frauen gefunden und durch eine Zauberfalbe von seiner Schwermut geheilt. Damit ist ihm auch seine Kraft wiedergegeben.

Er vollbringt wieder herrliche Ritterthaten und überwindet auch einen Drachen, den er mit einem Löwen kämpfend antraf. Der für den ihm in diesem Kampfe gewordenen Beistand dankbare Löwe begleitet ihn in der Folge wie ein Hund, und mit seiner Hilfe vollführt er neue Heldenthaten. Endlich gelangt er auf seinen Zügen auch wieder in die Nähe des Zauberbrunnens. Bei der Erinnerung an sein einstiges häusliches Glück überfällt ihn hier solcher Schmerz, daß er besinnungslos vom Pferde sinkt und dann in laute Klagen ausbricht. Eine Jungfrau, die in einer nahen Kapelle gefangen gehalten wird, tröstet ihn, erzählt ihm aber auch, daß sie als Verräterin am nächsten Morgen verbrannt werden solle, weil sie ihrer Herrin zu einem Gemahle geraten, der sie böslich verlassen habe. Iwein erkennt in ihr, ohne sich zu erkennen zu geben, Lünete und kämpft für sie mit Hilfe des Löwen siegreich gegen ihre drei Ankläger. Da er aber glaubt, sein an seiner Gattin begangenes Unrecht noch nicht genügend gebüßt zu haben, so wagt er noch nicht, bei dieser Verzeihung nachzusuchen. Erst nachdem er noch verschiedene andere Kämpfe bestanden hat, kehrt er zum Zauberbrunnen zurück und gewinnt mit Lünetens Hilfe endlich der Gattin Huld und Liebe wieder.

§ 19. Gottfried von Straßburg.

Gottfried von Straßburg (um 1210) war bürgerlicher Herkunft, wenigstens wird er in den Handschriften nicht „Herr", wie die dem Ritterstande angehörigen Sänger, sondern „Meister" genannt. Er entstammte einem Patriziergeschlechte seiner Vaterstadt Straßburg, war vielseitig gebildet und höchstwahrscheinlich Stadtschreiber von Straßburg. Gestorben ist er wohl bereits im kräftigen Mannesalter (zwischen 1210 und 1220), da er bei Abfassung seines unvollendet gebliebenen Werkes „Tristan und Isolde" noch jung war. Meister Gottfried gehört in Beziehung auf dichterische Auffassung und Darstellung unstreitig zu den besten Dichtern des Mittelalters, und „Tristan und Isolde" darf wegen der Klarheit der Darstellung, wegen der folgerichtigen Durchführung seiner Gestalten, wegen des Wohllauts seiner Sprache und des Reimes getrost als das schönste epische Gedicht des deutschen Mittelalters bezeichnet werden. Aber Gottfrieds Richtung ist ganz die des sinnlichen, heitern Lebensgenusses, und so verherrlicht er auch in seinem Tristan nichts weiter als die Welt- und Sinnenlust des freigeistigen Adels seiner Zeit, dem sittlicher Ernst gänzlich fremd war.

Tristan und Isolde. — Tristan, der Sohn des Fürsten Rivalin im Parmenierlande und seiner Gemahlin Blanscheflur, der Schwester des Königs Marke von Kornwall und England, wird nach dem frühen Tode seiner Eltern von dem treuen Marschall seines Vaters erzogen und in allen ritterlichen und vornehmen Künsten

unterwiesen. Nachdem er herangewachsen ist, kommt er nach mannigfachen Abenteuern an den Hof seines Oheims Marke von Kornwall. Dieser schickt den Neffen nach Irland, damit er für ihn um die schöne Königstochter Isolde werbe. Isolde nimmt die Werbung an und geht mit Tristan zu Schiffe, während von ihrer Mutter eine der Jungfrauen ihres Gefolges heimlich einen Minnetrank erhält, den sie bei der Hochzeit Isolde und ihrem Gemahle statt des Weines zu trinken geben soll, um beide in unwandelbarer Liebe aneinander zu ketten. Unterwegs aber geraten Tristan und Isolde, ohne von der Wirkung des Zaubertrankes etwas zu wissen, über denselben und werden nun von unwiderstehlicher Liebe zu einander ergriffen. Wiewohl Isolde Markes Gemahlin wird, können beide von ihrer sträflichen Leidenschaft nicht lassen, und Marke wird fort und fort von ihnen betrogen, bis er sie endlich vom Hofe verstößt. In lieblicher Waldeinsamkeit finden sie eine Höhle, in der sie ihre Wohnung aufschlagen und nur ihrer Liebe leben, alles Andere, selbst die Nahrung, darüber vergessend. In Marke jedoch ist die Liebe zu seiner früheren Gattin nicht erloschen: er sucht sie auf, und bethört von den Versicherungen ihrer Treue, führt er sie nebst Tristan an seinen Hof zurück. Hier setzen jedoch die beiden ihr früheres Verhältnis fort, bis Tristan, als Marke nicht mehr zu täuschen ist, den Hof verläßt und in der Normandie eine andere Isolde („Isolt Weißhand") findet, in deren Umgange er Entschädigung für den Verlust der ersten sucht. — Hier bricht das Gedicht ab, das indessen nach Gottfrieds Tode zwei Fortsetzer gefunden hat, welche die weiteren Schicksale der Liebenden bis zu ihrem Tode erzählen.

§ 20. Wolfram von Eschenbach.

Einen gewissen Gegensatz zu Gottfried von Straßburg bildet Wolfram von Eschenbach, welcher alle seine Zeitgenossen an christlicher Tiefe und Reinheit der Gedanken und an sittlichem Ernste übertrifft. Wenn er auch keine Schulbildung besaß — er konnte nach eigenem Geständnisse weder lesen noch schreiben und mußte deshalb seine Dichtungen diktieren —, so beherrschte er dennoch die Sprache, wie kaum einer seiner Zeitgenossen. Ritterliche und volkstümliche, weltliche und geistliche Elemente in sich vereinigend, verfügte er über ein Wissen und Können, wie nur der gebildetste Ritter damaliger Zeit. Diese Bildung hatte er sich durch das Leben angeeignet; deshalb kannte er auch dieses Weltleben wie nur einer, aber er betrachtete es nicht als das Höchste, er suchte vielmehr über dem Irdischen das Himmlische. — Wolfram wurde aus dem altadligen Geschlechte, das von dem fränkischen Städtchen Eschenbach bei Ansbach seinen Namen führt, geboren; aber als nachgeborener Sohn war er ohne Grundbesitz und arm. Durch die Kunst des Gesanges suchte er deshalb die Gunst der Fürsten,

seine Lebensstellung und seinen Unterhalt. Im Jahre 1204 kam er zuerst an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, weilte dann wiederholt auf der Burg des gesangliebenden Fürsten, und wird auch als Teilnehmer am Wartburgkriege genannt. Später hauste er zu Wildenberg — vermutlich Wehlenberg bei Ansbach — mit Frau und Kind, nicht grade in glänzenden Verhältnissen. Er scheint um 1220 gestorben zu sein und wurde in der Frauenkirche zu Eschenbach beigesetzt, wo man noch im 15. Jahrhunderte sein Grabmal zeigte. — Sein Meisterwerk und zugleich das bedeutendste deutsche Kunstepos, welches die Artus- mit der Gralsage verbindet, ist

Parzival. — Parzival ist der Sohn Gamurets von Anschau (Anjou). Da sein Vater auf einem Zuge nach dem Morgenlande, wo er dem Kalifen von Bagdad, in dessen Diensten er früher gestanden hat, in Kriegsbedrängnis Hilfe leisten will, durch Verrat umgekommen ist, so zieht die Mutter Herzeleide mit ihrem Sohne in die Waldeinsamkeit, um ihn dort in bäuerischer Einfalt zu erziehen und ihn vor jeder Kenntnis von dem Rittertume zu bewahren. Dennoch erwacht in ihm Thatenlust, und als er von vier Rittern, denen er einst im Walde begegnet, über das Rittertum belehrt wird und ihnen den Wunsch äußert, auch ein Ritter zu werden, weisen ihn diese an den Hof des Königs Artus. Er nimmt Abschied von der bekümmerten Mutter, die ihn in Narrentracht kleidet und ihm verkehrte Lebensregeln mit auf den Weg giebt, damit er, verlacht und verspottet, zu ihr zurückkehre. — Nach verschiedenen Abenteuern gelangt er an den Hof des Königs Artus und erkämpft sich die Rüstung des „roten Ritters", den er im Zweikampfe überwindet. Alsbald aber verläßt er den Hof wieder, um sich zunächst in ritterlicher Zucht von einem Meister in derselben unterweisen zu lassen. Ein alter Ritter Gurnemanz läßt ihm diese Unterweisung zu teil werden, giebt ihm gute Lehren für alle Lebensverhältnisse und prägt ihm besonders ein, treu in der Minne zu sein, nicht stets die Mutter im Munde zu führen und vieles Fragen zu vermeiden. — Nun treibt es ihn in die Welt hinaus, die empfangenen Lehren zu bethätigen. Er befreit die Königin Konduiramur von einem ihr lästigen Freier, wirbt um ihre Hand und erhält mit dieser das Königreich. Aber von dem stillen häuslichen Leben nicht befriedigt und von Sehnsucht nach seiner Mutter, die indessen bald, nachdem er sie verlassen hat, gestorben ist, getrieben, verläßt er die Gattin. — Auf seinen weiteren Fahrten gelangt er, ohne es zu wissen, zufällig zur Burg des heiligen Grals, wo grade sein durch eine vergiftete Lanze verwundeter Oheim Amfortas, der Hüter desselben, seiner Befreiung und Heilung harrt. Eine auf dem Grale erschienene Inschrift hat nämlich verkündet, wenn ein Ritter komme und unaufgefordert nach des Königs Leiden und den Wundern der Gralsburg frage, so werde er genesen, der Ritter aber König des heiligen Grals werden. Parzival indessen, allzuängstlich des Alten

Gebot befolgend, unterläßt trotz alles Wunderbaren, das er schauen muß, die Frage und verscherzt so das ihm nahe Glück. — Kaum hat er am nächsten Morgen die Burg wieder verlassen, so trifft er, ohne daß er sie kennt, mit seiner Pflegeschwester Sigune zusammen, die er in tiefem Leide findet, wehklagend um ihren erschlagenen Geliebten, dessen Leiche sie im Arme hält. Von ihr erfährt er, daß er in der Gralsburg gewesen sei. Als sie aber hört, daß er die den Amfortas erlösende Frage nicht gethan hat, verwünscht sie ihn. Planlos setzt er seinen Ritt fort und gelangt im Walde an einen Ort, in dessen Nähe sich König Artus gelagert hat, der mit der Tafelrunde ausgezogen ist, den „roten Ritter" zu suchen und diesen in ihre Genossenschaft aufzunehmen. Nachdem Parzival zwei Ritter von der Tafelrunde, die gegen den im Walde kampfbereit harrenden Ritter ausgesendet werden, besiegt hat, wird er mit großen Ehren in die Tafelrunde aufgenommen. Sehr bald aber wird er, weil die Botin des Grals, die auf einem Maultiere erscheint, ihn, der das Königtum des Grals verscherzt habe, für unwürdig erklärt, aus derselben wieder ausgestoßen. Nun vollzieht sich in seinem Innern eine völlige Umwandlung. An die Stelle seines unbedingten kindlichen Vertrauens treten Argwohn und Zweifel, seine Demut geht in Gottesverachtung, seine Heiterkeit in ein trotziges Murren über: er zerfällt mit sich, mit der Welt, mit Gott. — Vier Jahre irrt er so in Groll und Trotz gegen Gott umher, bis er endlich im fünften Jahre am Karfreitage von seinem Rosse vor eine Höhle getragen wird, in der ein alter Einsiedler Trevrizent, in welchem er seinen Oheim erkennt, lebt. Dieser nimmt ihn gastlich auf, belehrt ihn über Gottes Güte und Erbarmen, erklärt ihm die Wunder des heiligen Grals und giebt ihm kund, daß niemand anders als Parzival dazu berufen sei, Gralkönig zu werden; er dürfe nur die nötige Frage nach den Leiden des Königs und den Wundern des Grals thun. — So scheidet nach 15 Tagen Parzival fröhlich von dem Klausner: hat er doch bei demselben seinen Glauben an Gott wiedergefunden. Auch weltlichen Waffenruhm vermag er jetzt wieder zu erringen; in siegreichen Kämpfen überwindet er die weltliche Ritterschaft, namentlich Gawein, den Vertreter derselben, und wird, nachdem er auch den Führer einer Heidenschar, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiß kennen lernt, im Kampfe besiegt hat, wieder in die Tafelrunde aufgenommen. — Als er nun durch die Botin des Grals die Nachricht erhält, daß er zum Könige desselben ernannt sei, eilt er zum zweitenmale zur Gralsburg und stellt jetzt die nötige Frage, worauf Amfortas gesund wird. Auch seine Gemahlin Konduiramur mit seinen zwei Söhnen findet er jetzt wieder. Feirefiß wird getauft und zieht nach Indien; sein Sohn ist der sagenhafte Priester Johannes. Der Nachfolger Parzivals ist sein älterer Sohn Lohengrin. Dieser, vom Grale der jungen Herzogin von Brabant zum Gemahle bestimmt und von einem Schwane zu

Schiffe dorthin geleitet, vermählt sich mit ihr unter der Bedingung, daß sie niemals nach seinem Namen und nach seiner Herkunft forsche. Als nach Jahren dieselbe dennoch danach fragt, erscheint der Schwan mit dem Schiffe und führt ihn zum Grale zurück. — Der Grundgedanke des Parzival ist der, daß der Mensch den durch den Weltdienst verlorenen innern Frieden, das wahre Lebensglück, nur in Christo findet.

§ 21. Kleinere Erzählungen.

Außer diesen Haupterzeugnissen der epischen Kunstdichtung mögen noch zwei kleinere Erzählungen Erwähnung finden: „Der arme Heinrich" von Hartmann von Aue und „Der gute Gerhard" von Rudolf von Ems.

1. „Der arme Heinrich" zählt einmal um der Tiefe der Empfindung und der seelenvollen Gemütlichkeit willen und zum andern wegen seiner Formvollendung zu den besten mittelhochdeutschen Dichtungen. Zur Darstellung soll die Dichtung bringen, daß wahre Weiblichkeit zu den größten und schwersten Opfern bereit sein kann, und daß solche edle Selbstverleugnung und Hingabe veredelnd und reinigend auf ihre selbstsüchtige Umgebung wirkt und so auch diese zu Gott führt. — Im Schwabenlande lebt ein Ritter, Heinrich von Aue, durch hohe Geburt, großen Reichtum und ritterliche Tugenden berühmt. Über den Vollgenuß des Erdenglückes aber hat er Gott vergessen, sodaß er zur Strafe von einer schweren Krankheit, dem Aussatze, befallen worden ist. Um Heilung zu suchen, wandert er nach Salerno zu einem berühmten Arzte, und dieser teilt ihm mit, daß er nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, welche sich freiwillig für ihn opfere, geheilt werden könne. In die Heimat zurückgekehrt, verschenkt er, bei solcher Bedingung an seiner Rettung verzweifelnd, seine Güter an Kirchen, Klöster und Verwandte, zieht sich auf das Gehöft eines seiner Meier zurück und lebt, von der Familie gepflegt, seine Tage in Trübsal weiter. Als die elfjährige Tochter des Meiers erfährt, wie ihr Herr gerettet werden könne, bietet sie sich, allerdings gegen den Willen ihrer Eltern, ihm als Opfer an. Nach langem Widerstreben reist Heinrich mit ihr nach Salerno. Schon will der Arzt das Messer an sie legen, als der Ritter in Demut erklärt, das Opfer nicht annehmen, sondern lieber gottergeben im Elende weiter leben zu wollen, als durch das Blut der Jungfrau gesunden. Solche Ergebung findet ihren Lohn, indem auf dem Rückwege nach der Heimat ihm Genesung wird. Von seinen Angehörigen und Freunden wird er mit Jubel empfangen; sein ihm neugeschenktes Leben aber widmet er ganz dem Dienste Gottes, durch dessen Gnade er auch wieder zu Gut und Ehren gelangt. Das opferwillige Mädchen erwählt er sich schließlich mit Einwilligung seiner Verwandten und seiner Mannen zur Gattin.

2. „Der gute Gerhard" rührt her von Rudolf von Ems, dessen Blütezeit zwischen die Jahre 1225 und 1254 fällt. Er stammte aus der Burg Hohenems in Vorarlberg, war ein Zeitgenosse der größten Dichter, mit den meisten derselben bekannt und sehr gelehrt und belesen. Sein guter Gerhard ist eine Legende: Kaiser Otto I. rühmt sich vor Gott seiner guten Thaten. Eine Stimme vom Himmel verweist ihm diese Prahlerei, da er nur des weltlichen Ruhmes wegen gut gehandelt habe, ohne Demut und Lauterkeit des Gemütes aber alle Opfer wertlos bleiben. Anders handle der gute Gerhard, ein Kaufmann in Köln: dessen Name erglänze im Buche des Lebens in goldener Schrift, denn er thue das Gute nur um des Guten willen. Otto zieht nach Köln, um den guten Gerhard kennen zu lernen und von ihm seine Geschichte zu erfahren. Nicht ohne Mühe erfährt er von diesem, wie er, um in Sklaverei unter Heiden schmachtende Christen loszukaufen, seinen ganzen Handelsgewinn geopfert, wie er die Königskrone von England ausgeschlagen und ähnliche Thaten freiwilliger Aufopferung vollbracht habe, ohne deshalb sich zu überheben. Durch solche edle Handlungsweise wird Otto tief gerührt, geht in sich und thut Buße ob seiner Prahlerei.

III. Die höfische Lyrik.

§ 22. Der Minnegesang.

Neben dem Epos stand im 12. und 13. Jahrhunderte, besonders zur Zeit der Hohenstaufen, auch die lyrische Poesie in hoher und reicher Blüte. Wie die Anregung zum höfischen Epos, so ging auch die Anregung zur höfischen Lyrik von Frankreich aus, wo schon seit alten Zeiten hauptsächlich provençalische Troubadours von Burg zu Burg zogen und ihre Liebeslieder in den verschiedensten Weisen sangen. Doch der deutsche Minnegesang war keine bloße Nachahmung jenes, sondern gestaltete sich durchaus eigenartig aus dem tiefen und so gesunden deutschen Gemüte heraus. Die Treue, die deutsche Haupttugend, ist der Grundzug der Minnedichtung. Die innige, dabei sittlich reine, oft äußerst zarte Verehrung der deutschen Frauen, die Liebe in Lust und Leid, bildet das Hauptthema dieser Sänge. Daher der Name Minnegesang (Minne bedeutet stilles Gedenken, Andenken). — Doch hierauf allein beschränken sich die Minnesänger nicht; sie preisen in mannigfachen, bald heitern, bald ernsten, bald weichen, bald kräftigen Tönen auch die Wonne des Lenzes, die Freiheit, das Vaterland, die Freundschaft, die Ehre des Ritters, die Würde des Mannes, den Ruhm des Helden, Gott und der Welt Heiland und Marien, die Gottesmutter: „sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit; sie singen

von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt". Auch die Kreuzlieder, d. h. Lieder, die durch die Kreuzzüge hervorgerufen und auf den Kreuzzügen gesungen wurden, sind den Minneliedern zuzuzählen. — Die Minnelieder wurden nicht gesprochen, nicht gelesen, sie wurden gesungen; entweder sang sie der Dichter selbst, oder er ließ sie von seinem Boten (Spielmann), den er nach den Schlössern des Adels und der Fürsten sandte, singen, meist zur Begleitung der Fiedel. So fanden dieselben Verbreitung und so erhielten sie sich bei öfterer Wiederholung im Gedächtnisse der Hörer; denn schriftlich aufgezeichnet wurden nur die wenigsten, da viele Dichter, wenn auch von Adel, des Schreibens nicht kundig waren. Erst später sorgte man für die schriftliche Aufzeichnung des Textes und der Melodie und veranstaltete auch Sammlungen derselben. — Das Lied ist immer strophisch, es besteht aus mehreren gleichartigen Strophen; der erste und zweite Teil einer Strophe heißen Stollen oder der Aufgesang, haben gleichen Bau und folgen gewöhnlich aufeinander; der dritte Teil heißt der Abgesang, hat seinen eigenen Bau und enthält in der Regel mehr Verszeilen als jeder Stollen. Dem nur eine Strophenart festhaltenden Liede gegenüber ist der Leich („Spiel", „Tanz", dann allgemein „Gesang") ein Gedicht, das sich aus verschiedenen strophischen Formen zusammensetzt; er hat sich aus dem lateinischen Kirchengesange, der ursprünglich fast ohne jeden wiederkehrenden Rhythmus gesungen wurde, entwickelt. Deshalb haben auch die Leiche meist einen ernsten und häufig religiösen Inhalt und sind besonders auch für den Kirchengesang bestimmt gewesen. Der Spruch besteht aus nur einer selbständigen, weniger kunstvoll gebauten Strophe, die nicht immer dreiteilig ist, wie die des Liedes. In den Sprüchen ist oft die kernhafteste Lebensweisheit, eine religiöse oder politische Wahrheit u. dergl. ausgesprochen.

Die Minnesänger gehörten meist dem Ritterstande an. Sie weilten nicht gern lange an einem Orte. Wie die Vöglein liebten sie, die fahrenden Sänger, es, zu ziehen und zu wandern von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg; die Zither, die Geige oder Fiedel im Arme, stimmten sie ihre Lieder an, wo sich Hörer zu ihnen fanden, und deren fanden sich überall, allezeit und aus allerlei Volk. Um den Lebensunterhalt brauchten sie sich wenig zu sorgen. Überall fanden die fröhlichen, liederreichen Sänger ein gastliches Dach, das mit herzlichem Gruße sie aufnahm und ihnen eine Lagerstatt bot, wie auch Speise und Trank. Ritter-, Fürsten- und Frauenhand bot dem „Begehrenden" mit dem Lobe seiner Kunst auch anderweiten willkommenen Lohn, sei es Gold, sei es ein schönes Gewand, eine goldene Kette (vgl. Goethes „Der Sänger"), einen goldenen Ring, einen silbernen Becher, ein schönes Roß. — Am meisten blühte der Minnegesang in dem von jeher sangesfrohen und liederreichen südlichen Deutschland. Auf Straßen und Märkten, auf

den Burgen der Ritter und in den Schlössern der Fürsten gab es köstliche, sinnige, frische, kunstreiche Lieder in den mannigfaltigsten Weisen zu hören; bald wurde gesungen von edler, frommer Frauen süßer Minne und treuen Hulden, bald von tapferer Helden hartem Kampfe mit Drachen und Riesen in Wald und Feld, bald von der Liebe zum schönen, großen Vaterlande und von seinen Sagen, Siegen und Sorgen, bald von festlichem Turniere und fröhlicher Jagd, bald von Marien, der gebenedeieten, gnadenreichen Gottesmutter. Von etwa 160 Minnesängern sind uns Lieder erhalten, doch sind sie von sehr ungleichem Werte. Die bereits erwähnten epischen Dichter Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach waren auch als Minnesänger berühmt und bedeutend. Von dem Letztgenannten haben wir die sogenannten Tag- und Wächterlieder, d. h. Lieder, in denen Liebende durch den Wächter, der von der Zinne den kommenden Tag verkündet, gemahnt werden, sich zu trennen.

§ 23. Walther von der Vogelweide.

Der größte Lyriker dieser Zeit, der mit seinen Liedern das ganze Kultur- und Gemütsleben seiner Zeit beherrscht, und zugleich einer der größten Dichter aller Zeiten und Völker ist Walther von der Vogelweide. Die Heimat dieses berühmten Dichters ist immer noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt; doch höchst wahrscheinlich ist er ein Österreicher, und sein Geburtsort liegt im oberen Eisackthale, wo unweit Botzen (— seit dem 15. September 1889 erhebt sich hier des Dichters Marmordenkmal —) ein Gut „Vogelweide" sich urkundlich nachweisen läßt, ein schlichtes, einstöckiges, weißes Bauernhaus, von einer uralten edlen Kastanie überdacht. An diesem Hause wurde auch auf Veranlassung von Verehrern und Verehrerinnen des Sängers am 3. Oktober 1874 eine Marmortafel in die Wand eingelassen mit der Inschrift:

Dem Andenken Walthers von der Vogelweide.
Swer des vergaesze, der taet' mir leide.

Hugo v. Trimberg.

Er war von adliger, aber armer Herkunft. Deshalb war er genötigt, sich durch die edle Sangeskunst den Lebensunterhalt zu verschaffen. Gelehrte Bildung besaß er nicht, das Leben hat ihn erzogen. Um 1190 mag der zwanzigjährige Dichterjüngling seine Heimat verlassen haben, um in Wien an dem Hofe Herzog Friedrichs I., des Katholischen, gastliche Aufnahme zu suchen und bei dem dort hochgeehrten sangeskundigen Reinmar dem Alten „singen und sagen" zu lernen. In diese fröhliche Zeit seines ersten Wiener Aufenthaltes fallen die meisten seiner einen besonders frischen Jugendmut und einen mehr volkstümlichen Ton atmenden Frühlings- und Minnelieder. Als aber dieser sein Freund und Gönner 1198 auf einer Kreuzfahrt ge-

storben war, mußte er, da dessen Nachfolger Leopold VII. ihm nicht sonderlich günstig gesinnt war, Österreich verlassen, und nun begann sein vielbewegtes Wanderleben, auf welchem er den größten Teil Deutschlands und der angrenzenden Länder kennen lernte. Zunächst begab er sich an den Hof und in den Dienst Philipps von Schwaben, dessen Krönung zu Mainz (1198), nach langem, verderblichem Streite, er mit innigem Jubel begrüßt, und für dessen kaiserliches Ansehen er alsbald seine Stimme erhebt. Nachdem er vorübergehend (um Pfingsten 1200) wieder in Wien gewesen war, wandte er sich nach Thüringen an den Hof des Landgrafen Hermann, wo Sage und Dichtung ihn an dem Sängerkriege auf der Wartburg (1207) teilnehmen läßt. Die freigebige, gastfreundliche Milde und Güte dieses Fürsten, seine Liebe zur Dichtkunst und seine Huld gegen die Sänger zu preisen wird er nicht müde. — Als nach Philipps Ermordung (1208) der unheilvolle Bruch zwischen Otto IV. und dem Papste Innocenz III. eintrat, stellte er sich entschieden auf die Seite des Reichsoberhauptes, obwohl er dem Welfen früher feindlich gegenübergestanden hatte, und hielt, trotzdem er nur mit Undank von dem kargen Fürsten belohnt wurde, bei ihm aus, bis Ottos Sache unrettbar verloren war. — Von neuem mußte er das Wanderleben antreten, bis er spätestens im Juli 1214 sich an den jungen Hohenstaufen Friedrich II. anschloß und diesem seine Dienste widmete. Dieser erfüllte auch die Sehnsucht des Dichters nach einer Heimstätte und gab ihm, der des Wanderns müde war, ein kleines Reichslehen bei Würzburg in Franken (den Würzburger Hof), das dem Sänger zwar nur geringen Ertrag, aber doch eine willkommene Ruhestatt bot. Hier lebte er fortan und erschien nur höchst selten an Friedrichs Hoflager; aber immer stand er dem Kaiser mannhaft zur Seite und unterstützte dessen Bestrebungen durch das Gewicht seines Ansehens und die Macht seiner Dichtungen. Des Reiches wechselnde Geschicke gehen ihm tief zu Herzen: er beklagt dessen Verfall, den endlosen Unfrieden, den Untergang von Zucht und Treue, den schlimmen Wandel der Geistlichkeit und giebt in manchem kühnen Liede seinem Unwillen gegen den Papst Ausdruck, der dem Reiche und dem Kaiser den Frieden nicht gönne. — Groß steht Walther in seinen Liedern da, größer jedoch in seinen Sprüchen. In denjenigen, welche allgemeine Lebensverhältnisse behandeln, begegnen wir der gesundesten und kernhaftesten Lebensweisheit und Welterfahrung. Unerreicht ist er als vaterländischer Dichter. Sein Gedicht „Deutschland über alles" ist sein und des deutschen Vaterlandes schönstes Denkmal. — Noch im hohen Alter nahm er auch an der Kreuzfahrt seines Kaisers Friedrich II. (1228) teil, auf welcher er, da ihn der Weg über die Brennerstraße führte, auch seine Heimat noch einmal wiedersah. Glücklich von derselben zurückgekehrt, ist er um das Jahr 1230 gestorben. Zu Würzburg, der Hauptstadt Frankens, hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

Im Grashofe (Lorenzgarten) des neuen Münsters ward er unter einer Linde begraben. — Einen sprechenden Beweis für seine liebevolle Denkweise giebt die alte Sage, Walther habe letztwillig verfügt, in seinen Leichenstein sollten vier Löcher gegraben werden, und in dieselben täglich Weizenkörner gestreut und Wasser gegossen, den Vöglein zur Weide. Dieser alte Grabstein ist verschwunden, aber später durch einen neuen ersetzt worden.

Dritter Abschnitt.

Die Periode des Nachlebens der ersten Blütezeit, 1300 bis zum Beginne der Reformation.

---

§ 24. Die Zeit nach dem Ende der Hohenstaufen.

Mit dem letzten Hohenstaufen war auch ein gewaltiges Stück deutscher Poesie zu Grabe gegangen: in dem Waffenlärme gegenseitiger Fehden verstummten die ritterlichen Minnelieder allmählich. „Die kaiserlose, die schreckliche Zeit" war zwar vorüber, und Deutschland hatte in Rudolf von Habsburg wieder einen Herrscher gefunden, aber die Dichtkunst fand an seinem Hofe keine Stätte, und enttäuscht mußten die Sänger, die denselben aufsuchten, wieder abziehen. Die Interessen des Habsburgischen Herrscherhauses waren andere: anstatt für das Wohl des Ganzen zu sorgen, waren sie, wie überhaupt die Fürsten damaliger Zeit, darauf bedacht, ihre Hausmacht zu vergrößern, und dies konnte den Frieden nicht fördern und der Zersplitterung im Innern nicht abhelfen, die durch die Kämpfe um die Kaiserkrone, die Befehdung der Gegenkaiser und die Eifersucht der einzelnen Fürsten untereinander hervorgerufen worden war. Die Greuel des Faustrechts schritten über die deutsche Erde hin, das Recht des Stärkeren allein galt, jeder suchte zu erwerben und mächtig zu werden, um den Schwächeren zu unterdrücken. Das Rittertum war gesunken, seine höheren Ziele hatte es verloren, seine Vertreter waren Wegelagerer geworden, welche von ihren Burgen aus die Städte brandschatzten und die friedlich vorüberziehenden Kaufleute überfielen und plünderten: sie nährten sich — wie es hieß — vom Sattel und lebten aus dem Stegreife. Wie sollte da bei ihnen die Poesie noch eine Stätte finden? Wohl hielt sich mancher Fürst einen Hofnarren, durch den er Unterhaltung und Zerstreuung suchte, aber dem Sänger blieb die Thüre verschlossen.

§ 25. Der Meistergesang.

So stieg denn die vor kurzem noch so hoch stehende Muse der Dichtkunst von den Burgen der Ritter in die Städte hinab, in denen die ehrsamen Handwerker und Bürger ihre freien Stunden der Pflege der Poesie widmeten. Der Minnegesang ward zum Meistergesange in den trotz des Hasses der Fürsten mächtig emporblühenden Städten mit ihrem regen Handel und Verkehre, mit ihrem reichen, herrlichen Kunstgewerbe. Die Heimat des Meistergesanges ist die Gegend des Oberrheines. Unter den Meistersängern ging die Sage, daß ihre Genossenschaften durch Kaiser Otto I. gestiftet worden seien. Geschichtlich scheint zu sein, daß Heinrich von Meißen (Frauenlob) im Anfange des 14. Jahrhunderts zu Mainz eine solche Dichtergenossenschaft gegründet hat, wie denn auch der Mainzer Schmied Bartel Regenbogen (ein Zeitgenosse Frauenlobs) bereits als eigentlicher Meistersänger auftritt und uns in seinen Liedern die ältesten Denkmäler des handwerksmäßigen Meistergesanges hinterlassen hat. — Namentlich in den Städten des südlichen und des mittleren Deutschland, in Mainz, Frankfurt, Straßburg, Augsburg, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Ulm, München, vereinigten sich die Handwerksmeister zu Singschulen, um in den Feierstunden auf den Herbergen sich in der Sangeskunst zu üben, Sonntag nachmittags aber auf dem Rathause oder in der Kirche die eingeübten Gesänge vorzutragen. So blühte der Meistergesang in diesen Städten vom 14. bis zum 17. und 18. Jahrhunderte. In Nürnberg wurde im Jahre 1770 zum letztenmale „Schule gesungen", und in Ulm bestand eine Schule noch bis zum Jahre 1839, wo vier alte Meister, das Gemerk, sie feierlich schlossen, indem sie alle ihre Urkunden dem dortigen Liederkranze übergaben, der ihnen das nächste Anrecht auf solch altehrwürdiges Erbe zu haben schien.

Die Zünfte der Meistersänger bestanden hauptsächlich aus Bürgern und Handwerkern, die zu gemeinsamer Erbauung und Belehrung Sing- und Dichtkunst nach ganz bestimmten Regeln betrieben. Nach der Tabulatur, d. h. einer sehr umständlichen Sammlung von Gesetzen, Vorschriften und Strafbestimmungen, wurde der Gesang schulgerecht bei einem anerkannten Meister erlernt. So lange jemand die Tabulatur, diese vorgeschriebenen Gesetze, noch studierte, blieb er ein Schüler. Nach zurückgelegter Lehrzeit wurde er einer Prüfung vor feierlich versammelter Singschule unterworfen; zeigte er in dieser, daß er alles, was in der Tabulatur enthalten war, wußte, so wurde er ein Schulfreund, d. h. aus dem Lehrlinge wurde ein Geselle. Diejenigen, die einige fremde Meistergesänge schulgerecht vorsingen konnten, wurden Singer genannt; Dichter die, welche nach den Tönen anderer einen eigenen Gesang zu dichten verstanden; und endlich Meister solche, welche einen neuen Ton erfanden, d. h. einen Gesang

mit selbständigem neuen Metrum und eigener Melodie. Der Töne und Weisen, welche oft überaus künstlich verschlungen waren, gab es sehr viele mit zum Teile sehr wunderlichen Namen (Schreibpapier- und Schwarztintenweis, Hageblütweis, geblümte Nußblühweis, gestreifte Safran-Blümleinweis).

Wenn am Sonntag-Nachmittage auf dem Rathause oder in der Kirche „Schule gesungen", oder wenn eine „Festschule gehalten" wurde, was dreimal im Jahre, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, geschah, führte das Gemerk den Vorsitz. Dieses bestand aus dem Büchsenmeister (Kassierer), dem Schlüsselmeister (Verwalter, Archivar), dem Merkmeister (Urteilssprecher) und dem Kronenmeister (Verteiler der Preise). Die drei Merker mit dem Merkmeister saßen, vor sich einen Tisch und ein Pult, auf einem mit schwarzen Vorhängen umzogenen Gerüste und merkten sorgfältig die in den Vorträgen vorkommenden Fehler an: der eine las in der Bibel nach (bei den Festschulen waren alle nichtbiblischen Stoffe ausgeschlossen); der andere, wie auch die andern anwesenden Meister, zählte an den Fingern die Zahl der Silben nach; der dritte schrieb, was diese beiden ihm zuflüsterten, mit Kreide auf das Pult, das er vor sich hatte. Die Namen für die Fehler waren ebenso wunderlich wie die für die Töne. Ein Verstoß gegen den Reim hieß ein Laster. Wer ein Laster beging, hatte „versungen", und der Merkmeister hieß ihn den Singstuhl verlassen; sein Vergehen mußte er durch ein Strafgeld büßen. Der „Übersinger" aber, d. h. der am fehlerfreiesten („glattesten") gesungen hatte, erhielt aus der Hand des Kronenmeisters das „Gehänge", eine Schnur, an die drei große silberne und vergoldete Schillinge gebunden waren; auf dem mittleren dieser Schillinge, dem größten, war König David mit der Harfe abgebildet; in Nürnberg war dieser Schilling ein Geschenk von Hans Sachs. Der „König-David-Gewinner" hatte die Ehre, in der nächsten Sitzung der Singschule mit dem Gemerke zu sitzen. Der zweite Preis bestand in einem Kranze aus seidenen Blumen, den der Gewinner aufsetzte. Doch nur für diesen einen Tag trug der Sieger seinen Ehrenschmuck; nach beendigter Schule kam er in die Verwahrung der Zunft zurück. Die Gedichte, welche einen Preis gewonnen hatten, wurden von dem Schlüsselmeister in ein großes Buch geschrieben, das sorgfältig aufbewahrt wurde.

In den Händen der Meistersänger wurde die Dichtkunst gradezu zum Handwerke; und doch ist der Meistergesang noch die erfreulichste Erscheinung in diesem ganzen Zeitraume. Der deutsche Bürgerstand, der sich in den Wirren der Zeit still und langsam, aber sicher entwickelte, trat in seiner ruhigen, ernsten Kraft hervor und übernahm das Erbe des in sich zerfallenden Rittertumes. Und wenn auch der Meistergesang, vom litterargeschichtlichen Standpunkte aus angesehen, keine gar zu hohe Bedeutung hat, so öffnet er doch dem Volksliede, das im 15. und 16. Jahrhunderte in die deutsche Litteratur einzieht

und durch diese im ganzen dürren Zeiträume wie ein gesunder, frischer Odem weht, die Pforten.

§ 26. Die Anfänge des Dramas.

In diese Zeit fallen auch die Anfänge des Dramas. Wenn auch weltliche Spiele schon in frühester Zeit, auch schon bei den heidnischen Deutschen, vorhanden gewesen sein mögen, so hat sich in Deutschland das Drama doch aus den geistlichen Spielen entwickelt.

1. Die geistlichen Spiele. — Geistliche bearbeiteten die Geschichten der hohen christlichen Feste dramatisch und führten dieselben zur Verherrlichung der hohen Kirchenfeste, der Weihnachts-, der Passions- und der Osterzeit, und zur Erbauung der Gläubigen in Kostümen mit Gesang und Wechselrede auf. Der Stoff für derartige Spiele wurde also der Geburts-, der Leidens- und der Auferstehungsgeschichte des Heilandes entnommen. Diese Spiele, welche Misterien genannt wurden, kamen zunächst in den Kirchen zur Aufführung. Da aber mit der Zeit die Kirche die Menge der Zuschauer nicht mehr zu fassen vermochte — waren doch auch der Spieler oft mehrere hundert —, so verlegte man den Schauplatz ins Freie, auf die Kirchhöfe, in die Kreuzgänge der Klöster, auf Märkte und Straßen, und errichtete für die Aufführung besondere Gerüste. Diese Gerüste waren meist sehr hoch und hatten gewöhnlich mehrere Stockwerke über- oder mehrere Abteilungen nebeneinander. Jeder Mitspielende hatte seinen bestimmten Platz, auf dem er saß, und von dem er aufstand, um zu dem Platze zu gehen, den er bei der Darstellung einzunehmen hatte. Himmel und Paradies waren immer erhöht, und auf Leitern mußte man zu denselben emporsteigen. — Nachdem so der Schauplatz für diese Spiele aus der Kirche heraus nach anderen als passend erscheinenden Plätzen gekommen war, drangen in dieselben auch weltliche und volkstümliche Bestandteile ein; auch das komische Element fehlte jetzt nicht, und namentlich in der Fastnachtszeit wurden stets komische Zwischenspiele eingelegt. In den Osterspielen wurde dieses komische Element vertreten durch den Kaufmann, welchem Maria Magdalena und nachher alle drei Marien die köstlichen Spezereien abkaufen: er trat ganz in dem Kostüme und in der Haltung eines betrügerischen Marktschreiers und Quacksalbers auf; er zankte sich mit seinem Weibe in sehr derben Ausdrücken, ja es kam zwischen beiden auch zu Schlägen. Prügeleien finden überhaupt öfters statt, und zwar nicht nur zwischen unheiligen Personen, Waffenknechten, Krämerjungen, sondern gelegentlich prügeln sich auch Personen des Evangeliums, z. B. Lukas und Kleophas auf dem Wege nach Emmaus. Den meisten Anlaß zu komischer Behandlung boten der Teufel und seine Knechte: Schimpfreden, Prügeleien, Possen allerlei Art waren hier immer zu finden.

Außer der Weihnachts-, der Passions- und der Osterzeit wurden auch noch besonders die verschiedenen Marienfeste durch derartige Spiele ausgezeichnet; ebenso fanden Gleichnisreden des Herrn dramatische Behandlung und Darstellung. Doch nur wenige solcher Stücke sind uns erhalten geblieben. Erwähnt zu werden verdient „das Spiel von den zehn Jungfrauen", schon um des verhängnisvollen Ausgangs willen, den die Aufführung desselben im Jahre 1322 im Tiergarten von Eisenach (einem Hause am Fuße der Wartburg) hatte. Da nämlich die thörichten Jungfrauen trotz der Fürbitte der Heiligen, ja sogar der Mutter Maria, durch den Bräutigam von dem Hochzeitssaale ausgeschlossen bleiben, verfiel der zuschauende Landgraf Friedrich von Thüringen (mit der gebissenen Wange) in dumpfes Brüten und rief zornig aus: „Was ist denn der Christenglaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmt um der Fürbitte Mariä und aller Heiligen willen?" Wenige Tage darauf wurde er vom Schlage gerührt, konnte ferner weder sprechen noch gehen und blieb über zwei Jahre, bis an seinen Tod, in diesem elenden Zustande.

2. Die Fastnachtsspiele. — Dadurch, daß komische Auftritte, wie solche schon die geistlichen Schauspiele boten, als selbständige Spiele vorgetragen wurden, entstanden die Fastnachtsspiele, zu denen die Sitte der Fastnachtsfeier Veranlassung gab. Bürgersleute nämlich thaten sich zusammen und verabredeten, im Hause eines Mitbürgers, bei welchem sich zum Fastnachtsschmause eine Gesellschaft zusammengefunden hatte, einen Dialog zu sprechen, einen Vorgang darzustellen. Als Knecht und Herr, als Käufer und Verkäufer, als Angeklagter und Richter verkleidet, traten sie auf und sprachen und handelten ohne besondere Vorbereitungen und Vorkehrungen, wie der Augenblick es ihnen eingab. Nachdem sie dann etwas bewirtet worden waren, gingen sie weiter und wiederholten ihren Scherz im Nachbarhause. — Diese unbedeutenden Anfänge führten allmählich zu wirklichen Vorstellungen, und bald spielte man nicht mehr bloß zur Fastnachts-, sondern zu jeder Zeit, besonders des Sommers, auf Märkten und freien Plätzen, so oft sich junge Bürgersleute und Handwerker zu derartigen Spielen zusammenfanden. Die Komik, die in diesen Fastnachtsspielen herrscht, ist dieselbe wie in den geistlichen Schauspielen: Schimpfen und Prügeln sind die Hauptmittel, welche Heiterkeit erregen sollen. Solche Fastnachtsspiele entstanden in großer Zahl; aus dem 15. Jahrhunderte sind bis jetzt gegen 200 Handschriften derartiger Spiele aufgefunden worden.

Die Fastnachtsspiele blühten besonders in den südlichen Reichsstädten Memmingen, Augsburg, Bamberg und namentlich Nürnberg; letztgenannte Stadt hatte sogar ein eigens für ihre Aufführung gebautes Theater, das allerdings ohne Dach war, und die Schauspieler gehörten der Zunft der Meistersänger an.

§ 27. Hans Sachs.

Der fruchtbarste Dichter dieser Zeit, überhaupt in diesem Zeitraume das dichterische Universaltalent, ist Hans Sachs. Er hat über 6000 größere und kleinere Dichtwerke verfaßt, darunter mehr als 4000 Meistergesänge, mehr als 1000 Schwänke, Fabeln und kleinere Dichtungen, mehr als 200 dramatische Werke. Die Stoffe, besonders die er in seinen Erzählungen und Schwänken behandelt, greift er aus der Unmittelbarkeit des frischen ihn umgebenden Volkslebens und behandelt sie in schlichter, oft recht wirksamer Weise. Er war des Schneiders Jörg Sachs Sohn und am 5. November 1494 in der alten, ehrwürdigen, kunstsinnigen und reichen Reichsstadt Nürnberg, die, weil sie an allem, was damals die deutschen Lande bewegte und erregte, teil nahm, Luther „das Auge und das Ohr Deutschlands" genannt hat, geboren. In dieser Stadt hat er seine ersten Jugendeindrücke empfangen. Mit sieben Jahren that ihn sein Vater auf die lateinische Schule der Mönche seiner Vaterstadt, trotzdem er ihn nicht für das Studium bestimmt hatte; mit fünfzehn Jahren brachte er ihn (im Frühjahre 1509) zu einem Schuhmacher in die Lehre. Im Jahre 1511 ging Sachs, 17 Jahre alt, auf die Wanderschaft und durchzog auf dieser fast ganz Deutschland: er war in Regensburg, Passau, Salzburg, Innsbruck. Hier faßte er den Entschluß, sich von allen zerstreuenden Vergnügungen fern zu halten und in den Mußestunden nur den Meistergesang zu treiben. Bereits in Nürnberg hatte er sich neben seinem Handwerke als Lehrling der Meistersängerkunst gewidmet und war Schüler des Leinwebers Leonhard Nunnenbeck geworden, der ihn in den Regeln des Meistergesanges unterrichtete. Auf seiner weiteren Wanderschaft betrieb er die Kunst mit Eifer und dichtete bereits 1513 sein erstes Lied „Gloria patri, Lob und Ehr". An den Orten, wo Meistersängerschulen waren, hielt er sich immer am längsten auf, um weiter zu lernen und zu dichten und seinen Schatz an Liedern und Melodien zu bereichern. Nach fünfjähriger Wanderschaft kehrte er 1516 nach Nürnberg zurück, machte sein Meisterstück, ließ sich als Meister in seiner Zunft nieder und verheiratete sich mit Kunigunde, des Peter Creuzer im nahen Wendelstein einziger Tochter, mit der er 41 Jahre in glücklicher Ehe lebte. Seine sieben Kinder starben sämtlich vor ihm, und als 1560 auch seine Gattin starb, blieben ihm nur noch vier Enkel in dem einsam gewordenen Hause. Doch dem fast 67jährigen Manne war noch ein neuer Liebesfrühling beschieden: im September 1561 verheiratete er sich zum zweitenmale mit der jugendlichen, lieblichen Barbara Harscher, an der er mit großer Verehrung hing. Auf seinem Schusterschemel ließ er es sich sauer werden, und durch Fleiß und Redlichkeit brachte er es zu einem gewissen Wohlstande. In den letzten Jahren seines Lebens war er vielfach kränklich, aber bis zuletzt lesend und dichtend thätig und von seiner glücklichen Heiterkeit und frommen Gelassenheit nie

verlassen. Er starb am 20. Januar 1576 und wurde am 25. Januar bestattet. Seine Vaterstadt hat ihm 1876 ein Denkmal errichtet.

Durch alle seine Dichtungen weht ein frommer, sittlicher Geist, in allen finden wir einen schalkhaften, kindlich heitern, treuherzigen Sinn, ein klares, gesundes Urteil, eine begeisterte Liebe für das Vaterland, für das ganze Deutschland, dessen Zerfall er tief beklagt und dem er einen „Hauptmann" wünscht, der es mit kräftiger Hand wieder zu Macht und Freiheit und Ruhe bringe. Die Reformation begrüßte er, der von der Kirche, von ihren Lehren und Gebrechen auf seinen langen Wanderungen so viel gesehen und gehört hatte, mit inniger Freude, bekannte sich früh zu derselben und trat bereits 1523 kühn für Luther ein. Mit Eifer las er Luthers Schriften und schrieb auch zu Luthers und seiner Lehre Lobe ein Lied: „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall". Hierin vergleicht er den Papst mit dem Löwen, die Bischöfe, die Pröpste und die Pfarrer mit Wölfen, die Mönche und die Nonnen mit Schlangen u. s. w. und schließt mit der Ermahnung an alle Christen, aus der Wüste des Papstes zu dem guten Hirten Jesus Christus zurückzukehren. Von falschem Mondenscheine geblendet, hat sich nämlich eine Herde in eine Wüste verirrt und ist unter reißende Tiere geraten. Vom Löwen besonders werden viele Tiere zerrissen. Plötzlich ertönt der wonnige Gesang einer Nachtigall; diesem folgt die Herde und gelangt so auf fruchtbare Auen, die in hellem Sonnenscheine daliegen, und zu reichen Quellen. — Der Vers- und der Satzbau in Hans Sachsens Schriften ist meist schwerfällig und holperig. Am besten sind seine Schwänke, die meist mit schalkhaftem, köstlichem Humor gewürzt sind, und von seinen Dramen die Fastnachtsspiele, die durch rasch fortschreitende Handlung und lebendigen Dialog ansprechen. — Überall waren seine gedruckten Schriften verbreitet, wurden mit Eifer gelesen und wirkten durch die milde Denkart des Verfassers in jener streit- und zanksüchtigen Zeit beruhigend und zugleich erfrischend auf die Gemüter. An allen staatlichen und religiösen Regungen und Bestrebungen, welche das bürgerliche Leben damals erfüllten und tief erregten, nahm er regen Anteil, sodaß er, der einfache Schuhmacher, gradezu eine Stütze der Reformation in Nürnberg wurde. Die gelehrten Schlesier aus Martin Opitz' Schule allerdings blickten mit Geringschätzung auf des ungelehrten Dichters ungelenkige Verse herab und machten ihn lächerlich; und in dieser Verkennung blieb sein Name auch, bis Wieland und noch mehr Goethe, der in seinem Faust den Knittelvers Hans Sachsens wieder aufleben ließ, ihn wieder zur verdienten Ehre erhoben.

§ 28. Das Volkslied.

In derselben Zeit, in welcher das künstliche Lied des Meistergesanges nach fest vorgeschriebenen Regeln gepflegt wurde, gelangte

auch das Volkslied zur Blüte. Aufgezeichnet wurden Volkslieder bereits im 14. Jahrhunderte, und das 15. und das 16. Jahrhundert trieben reiche Blüten. So kehrte die Poesie, nachdem sie im Anfange des Mittelalters auf die Geistlichkeit übergegangen, dann zum Adel, dann zu den Bürgern gekommen war, wieder zum Volke, von dem sie ausgegangen war, zurück. Von Dichternamen kann hier natürlich nicht die Rede sein. Denn frei und ungezwungen ist das Lied in dem Volke selbst entstanden, dessen Gefühle und Empfindungen es wahr und einfach, zart und innig, erquickend und ergreifend ausspricht. Mit dem Verse zugleich ist auch schon die Melodie geboren, die es von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht weiter trägt. Das Volkslied singt der Liebe Lust und Leid, Sehnen und Klagen, Scheiden und Meiden. Jeder Stand hat seine besonderen Lieder. Mit dem Liede zieht der Jäger in den Wald, der Wanderer in die Ferne, fährt der Bergmann in den Schacht, zieht der Hirt auf die Flur, der Fährmann auf das Schiff, der Bauer auf das Feld, der Landsknecht auf den Marsch und in die Schlacht; der Student singt; ebenso der Zecher beim kühlen Weine, die Mutter an der Wiege ihres Kindes, der Handwerker in seiner Werkstatt. Überall, auf allen Straßen und in allen Herbergen, unter der Dorflinde wie in Wald und Feld, wird gesungen, was erlebt oder innerlich erfahren worden ist. Daher die Lebenswahrheit in den Volksliedern, daher die Frische und Ungeschminktheit des Gefühls und das volle Ausklingen des deutschen Gemütes, das in allen diesen Liedern ungesucht und ungekünstelt zur Geltung kommt. — Auf die tiefe Poesie, die in dem schlichten und einfachen Volksliede verborgen liegt, hat zuerst Herder in seinen „Stimmen der Völker" hingewiesen, und Sammlungen von Volksliedern sind seitdem viele veranstaltet worden.

Vierter Abschnitt.

Die Vorbereitungszeit der zweiten Blütezeit, von der Reformation bis 1740.

---

§ 29. Luthers Bibelübersetzung.

Mit Hans Sachs sind wir bereits in das Zeitalter der Reformation eingetreten, und wie mit diesem Zeitalter für die christliche Kirche und für die Wissenschaft eine neue Zeit anbricht, so auch für die deutsche Litteratur. Durch seine Bibelübersetzung vornehmlich ist Dr. Martin Luther der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache geworden, die fortan

die deutsche Schriftsprache geblieben ist. Vorher war eine einheitliche Schriftsprache nicht gefunden worden. In der althochdeutschen Zeit behauptete die fränkische, in der mittelhochdeutschen die schwäbische Mundart einen gewissen Vorrang. Als Luther zu schreiben anfing, war der Schreibgebrauch der sächsischen Kanzlei, der sich unter den Luxemburgern zuerst in Böhmen ausgebildet hatte, maßgebend; und so ist denn die Sprache, deren sich Luther in seiner Bibelübersetzung wie überhaupt in seinen Schriften bedient hat, die Sprache der sächsischen Kanzlei oder die sogenannte „gemeine Sprache", welche einerseits österreichisch-bairische, andrerseits mitteldeutsche Kennzeichen aufwies, also die schöne Mitte hielt zwischen der Härte der südlichen und der Weichheit der nördlichen Dialekte, und so um so leichter ein Bindeglied zwischen dem Norden und dem Süden abgab. Luther sagt von ihr (in seinen Tischreden Kap. 70): „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." Luther selbst steckte anfangs noch tief in der Mundart; allmählich aber machte er sich davon frei und gelangte so zu der Sprachform, welche wir die neuhochdeutsche nennen. So hat Luther durch seine Bibelübersetzung die allgemeine Giltigkeit der neuhochdeutschen Sprache, welche noch heut in Wort und Schrift gebraucht wird, herbeigeführt und den Grund gelegt für die Litteratur auch der Gegenwart.

Geboren am 10. November 1483 zu Eisleben, besuchte Luther zunächst die Schulen zu Mansfeld, Magdeburg und Eisenach und bezog dann die Universität zu Erfurt, wo er auch in das Augustinerkloster eintrat. Im Jahre 1508 wurde er Professor an der Universität Wittenberg und 1512 zum Doktor der Theologie ernannt, nachdem er im Spätjahre 1511 im Auftrage seines Ordens, dem er immer noch angehörte, eine Reise nach Rom unternommen hatte. Als er dann Prediger an der Stadtkirche zu Wittenberg geworden war, gab ihm Tetzels Ablaßhandel Veranlassung, am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg zu schlagen und damit das Werk der Reformation zu beginnen. Gestorben ist er am 18. Februar 1546 in Eisleben. — Während seines unfreiwilligen Aufenthaltes auf der Wartburg, wohin er nach dem Reichstage zu Worms (1521), auf welchem er seine Lehre heldenmütig verteidigt hatte, auf Veranstalten Friedrichs des Weisen gebracht worden war, machte er sich an das große Werk der Bibelübersetzung. Im September 1522 erschien das neue Testament. Vollständig kam die Bibel zuerst 1534 in sechs Bänden zu Wittenberg bei Hans Lufft heraus. Immer aber kehrte Luther zu diesem seinem Lieblingswerke zurück und ließ sich keine Mühe verdrießen, es zu verbessern. Die Bibelübersetzung war ein gewaltiges Werk, das ihm gar viel Arbeit be-

reitet hat, besonders in der Verdeutschung der Propheten und des Buches Hiob, von dem er „mit Magister Philipp und Aurogallus (einem der hebräischen Sprache besonders kundigen Freunde und Kollegen) in vier Tagen oft kaum drei Zeilen fertig brachte", wie er selbst sagt. Denn es sei ein großes und schweres Werk, die hebräischen Schreiber zu zwingen, daß sie deutsch reden; sie sträubten sich, ihre hebräische Art zu lassen und sich in das grobe Deutsch zu schicken. — Wohl gab es auch schon vor Luther deutsche Bibeln; aber alle bisherigen deutschen Übersetzungen der Bibel hatten sich nach der kirchlichen, lateinischen Übersetzung, der sogenannten Vulgata, gerichtet, welche vielfach fehlerhaft war. Luther ging auf den Grundtext selbst, im alten Testamente auf das Hebräische, im neuen auf das Griechische, zurück; und dabei ist es ihm, der durch und durch deutsch war und mit seinem Volke fühlte und dachte, gelungen, überall den rechten Ton zu treffen und das rechte Wort zu finden, und doch so zu übersetzen, daß man ein deutsches Werk und keine Übersetzung vor sich zu haben glaubt. Auch heut noch steht diese Übersetzung der Bibel unübertroffen da, wenn man auch in der letzten Zeit angefangen hat, hier oder dort leise nachzubessern.

§ 30. Das evangelische Kirchenlied.

Aber Luther hat seinem Volke nicht nur die deutsche Bibel in die Hand gegeben; auch noch in anderer Weise hat er sich ein unsterbliches Verdienst um die deutsche Poesie erworben. Er ist nämlich auch der Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes geworden, dieser köstlichsten Perle der deutschen Lyrik in der Zeit der Reformation, die sich in Form, in Strophenbau und in Melodie an das Volkslied anschloß. Wohl hat es auch schon vor der Reformation schöne geistliche Lieder, selbst deutsche Kirchenlieder, gegeben; zur vollen Blüte aber ist die kirchliche Lyrik erst durch die Reformation gelangt, und den deutschen Gemeindegesang, das geistliche Volkslied, hat die Reformation erst geschaffen. Neben der Predigt wurde das Kirchenlied ein Hauptbestandteil des evangelischen Gottesdienstes, und außer der Verkündigung des Wortes hat grade das Kirchenlied dem evangelischen Glauben die meisten Bekenner gewonnen. Das sangesfreudige deutsche Volk hatte an den deutschen Liedern vom Evangelium, welche Luther und ihm folgend andere evangelische Männer dichteten, seine besondere Herzensfreude; an mehr als einem Orte stimmte die Gemeinde, den katholischen Pfaffen zum Trotze, sie in der Kirche an und sang sie so lange, bis jene das Gotteshaus verließen. Luthers Lieder entströmten der besten und reinsten Quelle. Aus den Psalmen war der älteste Gesang der Kirche hervorgegangen; auf die Psalmen und die Bibel überhaupt ging auch Luther zurück, ohne jedoch die herrlichen lateinischen Hymnen der alten Kirche zu verschmähen. In allen seinen Liedern herrscht

ein so männlicher, fester Ton, wie er noch nie in der deutschen Lyrik erklungen war. Worin alle zum Gottesdienste versammelten Christen einig sind, das läßt er sie in seinen Liedern aussprechen. Seine Lieder sind: 1. Bearbeitungen von Psalmen („Aus tiefer Not schrei' ich zu dir", Ps. 130; „Ein' feste Burg ist unser Gott", Ps. 46; „Ach Gott, vom Himmel sieh darein", Ps. 12; „Es spricht der Unweisen Mund", Ps. 14; „Es wolle Gott uns gnädig sein", Ps. 67); — 2. Bearbeitungen lateinischer Kirchenhymnen („Komm, heiliger Geist, Herre Gott"; „Herr Gott, dich loben wir"; „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen"); — 3. Bearbeitungen altdeutscher geistlicher Volkslieder („Nun bitten wir den heiligen Geist"; „Gelobet seist du, Jesu Christ"; „Christ lag in Todesbanden"); — 4. Bearbeitungen einzelner Bibelstellen („Dies sind die heiligen zehn Gebot"; „Vater unser, im Himmelreich"); — 5. Lieder, frei hervorgequollen aus dem Borne seines gläubigen Gemütes („Vom Himmel hoch, da komm' ich her"; „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort"). Zu verschiedenen seiner Lieder, namentlich zu „Ein' feste Burg", hat Luther auch die Melodie komponiert.

§ 31. Sebastian Brant: Das Narrenschiff.

Daß eine Zeit, wie die der Reformation und die dieser unmittelbar vorhergehende, welche die Geister im Streite der Gegensätze heftig wider einander trieb, eine Zeit, deren Gebrechen eine Reformation nicht nur auf kirchlichem Gebiete wünschenswert und notwendig erscheinen ließen, sich auch der satirischen Dichtung ganz besonders zuwandte, ist erklärlich. Die satirische Dichtung ist vornehmlich durch Sebastian Brant vertreten, dessen berühmtes Werk „das Narrenschiff" (das neue Schiff von Narragonia) ist, das, in der elsässischen Mundart verfaßt, in viele Sprachen übersetzt worden ist und unzählige Auflagen erlebt hat. Sebastian Brant, geboren 1458 in Straßburg, war der Sohn eines Gastwirtes. Nach dem Besuche der Schlettstädter Lateinschule bezog er im 17. Lebensjahre die eben aufblühende Universität Basel, um die Rechtswissenschaften zu studieren. Im Jahre 1484 trat er dann an derselben Universität als Lehrer auf und hielt, nachdem er 1489 zum Doktor beider Rechte promoviert worden war, bis zum Jahre 1500 öffentliche Vorlesungen, war aber gleichzeitig auch schriftstellerisch thätig, indem er an allen staatlichen wie religiösen Fragen der damaligen viel bewegten Zeit den regsten Anteil nahm. Im Frühjahre 1501 siedelte er mit seiner Familie nach seiner Vaterstadt Straßburg über, und hier wirkte er zunächst als städtischer Rechtskonsulent, welche Stelle ihm durch Vermittelung des ihm befreundeten Geiler von Kaisersberg, des berühmten Predigers am Straßburger Münster, übertragen worden war, und später in der sehr einflußreichen und geachteten Stellung eines Stadtschreibers.

Seiner Verdienste wegen war er schon vorher von Kaiser Maximilian I., der sich seiner Hilfe öfters bediente, durch Verleihung des Titels eines kaiserlichen Rates ausgezeichnet worden. Im Sommer 1520 wurde er mit andern Gesandten nach Gent geschickt, um im Namen der Stadt Straßburg den neuen Kaiser Karl V. zu begrüßen. Es war dies sein letztes öffentliches Auftreten; am 10. Mai des folgenden Jahres starb er, 63 Jahre alt, in seiner Vaterstadt. — Für die Thorheiten, die Gebrechen und die Laster seiner Mitwelt besaß Brant einen hellen Blick. Wo auch immer ihm solche entgegentraten, gab er sie schonungslos dem Spotte preis, nur um dadurch zur Hebung und Besserung der Zustände in seinem Vaterlande beizutragen. Als warmer Freund desselben tritt er stets und überall, wo es not thut, auf, indem er die Häupter des Reiches dringend mahnt, einig zu sein und in Treue den Kaiser zu unterstützen; und wiederholt fordert er den ritterlichen Kaiser Maximilian auf, das Ansehen der Reichsgewalt und Deutschlands nach innen und außen wieder herzustellen, ja eine Weltmonarchie zu begründen.

Das Narrenschiff, mit passenden Holzschnitten versehen, erschien 1494 zu Basel und erregte sofort ungewöhnliches Aufsehen; es ist auch in der That das bedeutendste und berühmteste Buch aus der Neige des Mittelalters. In der Form satirisch, im innersten Kerne patriotisch-religiös, brachte das Werk die deutsche Dichtung nach ihrem langen und tiefen Verfalle im In- und Auslande wieder zu Ehren und blieb lange ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes. Einer wie großen Beliebtheit sich das Buch erfreute, davon zeugt auch der Umstand, daß Geiler von Kaisersberg, der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit, aus demselben die Texte zu einer Reihe von 110 Predigten genommen hat. — Das Narrenschiff zerfällt in 114 Abschnitte. Der Dichter will einmal alle Narren zusammenbringen; Karren und Wagen aber können sie nicht fassen; deshalb rüstet er ein Schiff aus, welches von „Narbon" aus über „Schluraffenland" nach „Narragun" segeln soll. Es eilen jedoch so viele Narren herbei, daß auch das Schiff sich für ihre Zahl noch als zu klein erweist. Auf dem Schiffe hat er sie nun fast alle beisammen und kann sie konterfeien. Er selbst als Büchernarr sitzt vornan im Schiffe. Sodann führt er dem Leser die Narren in beiden Geschlechtern, in allen Altersstufen und aus allen Ständen einzeln vor. Er geißelt die Verächter der Schrift, die wohl einem Toten, der aus der Hölle wiederkehre, Glauben schenken möchten, nicht aber dem Worte vom Himmel; die Entweiher des Gottesdienstes, welche Hunde in die Kirche mitbringen und gaffen und schwatzen, statt auf die Messe zu achten; die Abergläubischen, die mit Heidenkünsten umgehen und Sonne, Mond und Planeten um Rat fragen; die Geiznarren, die Modenarren, die Betrüger, die Kinderverderber, die Prasser, die Schwelger und die Spieler, die übermütigen Bauern, die unverschämten Bettler, die Wucherer, die Prozeßsüchtigen ꝛc.

Die Stutzer, die Studenten, die Gewerbetreibenden, die Handwerksleute, alle werden ihrer Thorheiten wegen gegeißelt, keiner bleibt verschont.

§ 32. Das siebzehnte Jahrhundert. Christoph von Grimmelshausen.

Eine traurigere Zeit hat unser Vaterland wohl nie erlebt als die Zeit des siebzehnten Jahrhunderts. Der entsetzliche dreißigjährige Krieg hatte vernichtet, was Deutschland Herrliches gehabt hatte. Fast zur Wüste war das Reich geworden; Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen danieder. Ihr Volksbewußtsein hatten die Deutschen in den langen Jahren des Schreckens vollständig verloren; sie hatten sich daran gewöhnt, andere Mächte über ihre Geschicke entscheiden zu lassen, und waren stumpf geworden gegen jede Demütigung. Noch schlimmer aber war die in der langen Zeit einer Soldatenherrschaft eingetretene Verwilderung der Sitten. Ein lebensvolles Gemälde der Zeit des dreißigjährigen Krieges und ein erschütterndes Bild der damals herrschenden Entsittlichung und Roheit, Zügellosigkeit und Verwilderung giebt uns Christoph von Grimmelshausen in seinem Romane „Der abenteuerliche Simplicissimus". Die trostlosen Zustände, welche der Roman in einer bunten Reihe von Bildern an uns vorüberführt, werden mit Witz und Laune, mit Humor und heiterer Gemütlichkeit geschildert. Besonders reich ist der Roman auch an eingeflochtenen geistlichen und weltlichen Volksliedern. — Simplicissimus, der Sohn eines vornehmen Kriegsmannes, wird gleich von seiner Geburt an, welche seiner Mutter das Leben gekostet hat, von einem armen Bauern im Spessart erzogen. Als er zehn Jahre alt geworden ist, verheert eine Reiterschar die einsam stehende Wohnung seines Pflegevaters; er selbst entflieht in den Wald und gelangt zu einem Einsiedler, der ihn väterlich aufnimmt und zur Frömmigkeit erzieht. Dieser Einsiedler ist niemand anders als sein Vater, ein Herr Sternfels von Fuchshain, der nach dem Tode seiner Gattin der wilden Weltlust entsagt hat und Einsiedler geworden ist. Nach dem Tode desselben wird der Knabe von Schweden aufgegriffen und zu dem Kommandanten von Hanau, der sein Oheim, der Bruder seiner Mutter, ist, gebracht. Dieser nimmt ihn als Pagen in seinen Dienst; aber Simplicissimus lernt nicht, sich in den ihm gänzlich neuen Verhältnissen zu bewegen, und spielt deshalb seiner Umgebung teils absichtlich, teils ohne daß er es will, allerlei Streiche. Da will sein Herr sich seiner als Narren bedienen. Nun stellt sich Simplicissimus erst recht närrisch, und sein Herr und dessen Angehörige merken gar nicht, wie er eigentlich es ist, der sie zum besten hat. Nicht lange darauf gerät er den Kroaten in die Hände, entwischt ihnen jedoch bald wieder. Er verbirgt sich in einem Walde, lebt dort eine Zeit lang als Einsiedler und nährt sich von Diebstahl. Nach vielen Irrfahrten wird Simplicissimus endlich selbst

Soldat, und auf den Streifereien zeichnet er sich durch Kühnheit und Gewandtheit aus. Die kühnsten und den größten Mut fordernden Abenteuer unternimmt und besteht er, sodaß er Ansehen bei Freunden und Feinden, die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden gewinnt. An Geld fehlt es ihm niemals. Da wird er von den Schweden gefangen genommen; aber auch als Gefangener führt er ein ganz angenehmes Leben, denn man gestattet ihm vollständig freie Bewegung, und ein großer Schatz, den er gefunden hat, gewährt ihm die Mittel, die Rolle eines vornehmen und reichen Herrn spielen zu können. Weltbildung fehlt ihm allerdings, aber diese sucht er sich durch die Lektüre von Romanen anzueignen. — Da nötigen ihn bedenkliche Gerüchte über den Kaufmann, bei dem er seinen Schatz niedergelegt hat, zu einer Reise nach Köln. Das Ordnen dieser Angelegenheit zieht sich etwas in die Länge, und so benutzt er die ihm bleibende Zeit, zwei junge Adlige nach Paris zu begleiten. Inzwischen geht ihm sein Geld verloren, und er selbst wird durch die Blattern aufs schrecklichste entstellt. Bettelnd erreicht er wieder den Rhein und wird abermals Soldat und auch Räuber. Da aber erwacht sein Gewissen, und er entschließt sich zu einem ordentlichen Leben. Er kauft ein Bauerngut und verheiratet sich. Das Leben eines Bauern bekommt er jedoch auch bald satt; und so fängt er abermals an, abenteuernd ganz Europa bis nach Asien hin zu durchziehen. Endlich gelangt er wieder nach seiner Heimat zurück mit der auf seinen mannigfachen Irrfahrten gewonnenen Überzeugung, daß das wahre Glück nur im eigenen Busen zu suchen und zu finden sei. Deshalb zieht er sich ganz in die Einsamkeit zurück und führt als Einsiedler ein frommes, Gott geweihtes Leben.

Als nach dem langen Kriege endlich Friede geschlossen worden war, brachte dieser dem deutschen Lande zunächst auch noch keinen Segen und keine Besserung: das Waffengetümmel hörte noch nicht auf, und das Reich, in zahllose Gebietsteile zerrissen, blieb ein Spielball fremder Mächte. Unter Ludwig XIV. und Richelieu hatte in dieser Zeit Frankreich das politische Übergewicht über alle europäischen Staaten erlangt: seine Bildung, seine Sitten und seine Litteratur wurden maßgebend, auch für Deutschland. Die deutschen Fürsten richteten ihren Hofstaat nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. ein; die Adligen reisten nach Paris und Versailles, um dort Bildung zu lernen. Bald verschwand die deutsche Sprache von den Höfen der Könige und Fürsten und aus dem Kreise des höhern und niedern Adels, um der französischen Sprache und mit derselben auch französischer Sitte Platz zu machen. Die Gelehrten sprachen und schrieben lateinisch; die Beamten hatten ihre eigene Kanzleisprache, die in der lächerlichsten Weise mit lateinischen und französischen Redensarten gespickt war; die Bürger und die Handwerker sogar bemühten sich, ihre Muttersprache mit fremden Brocken, wie sie die Kriegsvölker aus allen Ecken

und Enden Europas nach Deutschland gebracht hatten, aufzustutzen. Eine so verwilderte Sprache war selbstverständlich für die Poesie nicht tauglich. Die Dichtkunst selbst hielt man für etwas, was ebenso gut wie alles andere erlernt werden könnte, für eine Beschäftigung, die eben gut genug dazu sei, freie Stunden ausfüllen zu helfen, für eine Kunst, die geübt werden müsse, nur um vornehmen Leuten auf zierliche Weise Schmeicheleien zu sagen. Die Dichtkunst wurde Gelegenheitsdichterei. Nicht mehr eigene Erlebnisse und Erfahrungen, eigene Empfindungen und Anschauungen wurden in den dichterischen Erzeugnissen ausgesprochen; angenommene und angelernte Redensarten wurden nach bestimmten Kunstregeln aneinander gereiht. Das Poetische suchten die Dichter in der gehäuften Anbringung „sinnreicher, durchdringender, löblicher Beiwörter", in aus der Mythologie entlehntem gelehrten Beiwerke und in kunstvoll gedrechselten Formen. Was das letztere anlangt, so waren ihnen die alten griechischen und römischen Dichter Muster und Vorbild. So kam man nicht über das Mittelmäßige hinaus: das Dichten wurde vollständig handwerksmäßig betrieben, und die Dichtkunst galt als eine Kunst, die sich jeder bei einiger Übung in kurzer Zeit aneignen könne.

§ 33. Die Sprachgesellschaften.

Aber in dieser Zeit der Nachahmungssucht und der Verwilderung der deutschen Sprache gab es doch auch eine Anzahl von Männern, welche sich ein warmes Herz für das deutsche Volk und die deutsche Sprache und Litteratur bewahrt hatten, und welche es sich zur Aufgabe machten, die Reinheit der deutschen Sprache wieder herzustellen und zu wahren und vaterländische Zucht und Sitte wieder zu heben. Sie traten zu sogenannten Sprachgesellschaften zusammen, die freilich im ganzen nur einen geringen Erfolg erzielten, weil ihre Mitglieder unter dem müßigen Spielen mit Namen, Sinnbildern und Wahlsprüchen den ursprünglichen Zweck bald vergaßen. Die bedeutendsten dieser Sprachgesellschaften sind:

1. Die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden. Er wurde auf Anregung des Weimarischen Geheimen Rates und Hofmarschalls Kaspar von Teutleben unter besonderer Teilnahme des Fürsten Ludwig von Anhalt am 24. August 1617 auf dem Schlosse zu Weimar von den regierenden Herzögen Ernst, Friedrich und Wilhelm von Weimar gegründet. Seinen Sitz hatte dieser Orden anfangs in Weimar, dann in Köthen, zuletzt in Halle. Bestanden hat er bis zum Jahre 1680 (bis zum Tode seines dritten Oberhauptes, des Herzogs August von Sachsen, „der Wohlgeratene" genannt). Er hatte den ausgesprochenen Zweck, „die deutsche Sprache wieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborene deutsche Reinigkeit, Zierde und Aufnahme einzuführen, einträchtig fortzusetzen und von

dem fremd drückenden Sprachenjoch zu befreien". Da indessen diese Gesellschaft sich vornehmlich aus vornehmen Personen (— eine größere Anzahl von Fürsten, Edelleuten, Generalen und Staatsmännern gehörte derselben an; stets ein Fürst war Vorsitzender derselben —) zusammensetzte, so wurde das Gesetz, die deutsche Sprache ohne Einmischung fremder Wörter zu sprechen und zu schreiben, nur in den Sitzungen der Gesellschaft gehalten, während im Leben und im Umgange die Mitglieder sich gewöhnlich der französischen Sprache bedienten. Die Einrichtung der Gesellschaft war nach dem Muster der italienischen Akademie della Crusca getroffen worden. Ihr Sinnbild war ein Palmbaum, ihr Sinnspruch hieß: alles zu Nutzen. Die Mitglieder wählten sich je eine Pflanze als Sinnbild und gaben sich die seltsamsten, bedeutungsvoll sein sollenden Beinamen (der Saftige, der Mehlreiche, der Nährende, der Sprossende, der Blühende, der Schmackhafte). Frauen durften der Gesellschaft nicht angehören.

2. Die deutschgesinnte Genossenschaft, welche sich später in vier Zünfte, die Rosen-, die Lilien-, die Nelken- (Nägelein-) und die Rautenzunft, teilte, wurde 1643 durch Philipp von Zesen in Hamburg gestiftet und bestand bis 1705. Ihr Sinnbild war ein von Sonnenstrahlen beschienener Rosenstock mit dem Spruche: „Unter den Rosen ist liebliches Losen". Auch dieser Verein hatte vornehmlich den Zweck, die deutsche Sprache zu reinigen; aber durch übertriebenen Eifer kam er bald in Mißachtung und verfiel der Lächerlichkeit, denn man machte ihm mit Recht den Vorwurf, daß man die von ihm geschaffenen Wörter noch viel weniger verstehe als die fremden Ausdrücke, die durch sie ersetzt werden sollten. Er wollte nämlich nicht nur die damals in die deutsche Sprache eingedrungenen Fremdwörter ausmerzen, sondern auch alle diejenigen Wörter beseitigt wissen, welche, ursprünglich allerdings Fremdwörter, schon seit Jahrhunderten in der Sprache sich Bürgerrecht erworben hatten; selbst die Namen der alten Götter suchte er zu verdeutschen (Fenster, Tageleuchter; Theater, Schauburg; Nase, Löschhorn oder Gesichtserker; Natur, Zeugemutter; Pistole, Sattelpuffert; Athene, Kluginne; Venus, Liebinne ꝛc.).

3. Die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz wurde 1644 in Nürnberg gestiftet, erlebte 1844 ihr zweihundertjähriges Stiftungsfest und besteht noch als einfacher wissenschaftlicher Verein gebildeter Männer. Die Versammlungen des Ordens, welche anfangs in Gärten, die Mitgliedern der Gesellschaft gehörten, abgehalten wurden, verlegte man 1681 in einen Wald bei Kraftshof, wo durch zierliche Anlagen ein „Irrhain" geschaffen, und in diesem eine Anzahl von Denkmälern verewigter Mitglieder errichtet wurde. In der äußeren Einrichtung ahmte diese Gesellschaft den Palmenorden beinahe in allen Dingen nach. Auch sie strebte nach Reinheit der Muttersprache, wollte daneben aber auch die deutsche Dichtkunst durch Versuche in derselben fördern. Einer

ihrer Stifter, der Ratsherr Philipp Harsdörffer, erlangte besondere Berühmtheit durch seinen „Poetischen Trichter" oder „Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen". Da dieses Buch in Nürnberg erschienen war, wurde es kurzweg der Nürnberger Trichter genannt. In demselben wird von einem Dichter namentlich verlangt, daß er statt der gewöhnlichen Rede sinnreiche Umschreibungen gebrauchen und sinnreiche Beiwörter mit Geschick setzen könne. So hieß der Wind Wolkentreiber, der Frühling Blumenvater, das Blut nasses Lebensgold; — das Feld erhielt je nach der Jahreszeit Beiwörter wie hartbefroren, ährenreich, fruchtbereift, schneebesamt. — Die Dichter dieser Gesellschaft, welche sich je einen Hirtennamen beilegten und als Sinnbild je eine Blume führten, verfielen in süßliche Tändelei und geschmacklose Spielerei und führten so das sogenannte Schäferwesen in unsere Litteratur ein.

§ 34. Die erste schlesische Schule.

An dem Gelingen dessen, was diese Sprachgesellschaften mit redlichem Bemühen anstrebten, die Reinhaltung der Sprache von fremden Einmischungen, die Wiederaufrichtung der deutschen Dichtung aus ihrem Verfalle, haben sie unbestritten einen großen Anteil, besonders der Palmenorden. Das Hauptverdienst indessen gebührt doch andern Männern, die unabhängig von jenen Gesellschaften dieselben Pfade gingen und als Ehrenmitglieder von ihnen erst später aufgenommen wurden, nachdem sie sich bereits selbständig Ruhm erworben hatten. In erster Linie ist unter denen, die der Poesie eine neue Richtung gaben, Martin Opitz, von Geburt ein Schlesier, zu nennen; und darum werden auch alle die Dichter, welche sich ihm anschlossen, trotzdem sie auch andern Landesteilen Deutschlands angehörten, als Dichter der ersten schlesischen Schule bezeichnet. Sie strebten vor allem nach einer edlen und künstlerisch gestalteten Form; und weil in der deutschen Litteratur für dieses Streben kein Anhalt zu finden war, so schlossen sie sich dem Auslande, namentlich den Franzosen und den Niederländern, an. Auch den Stoff für ihre Dichtungen entlehnten sie meistens dem Auslande; vaterländische und volkstümliche Stoffe kennen sie nicht, und dieser Mangel an poetischem Stoffe führte sie auf den Abweg der Gelegenheitsdichterei, wie denn überhaupt die größere Hälfte aller Dichtungen des 17. Jahrhunderts Gelegenheitsgedichte sind: in niederer Schmeichelei und Kriecherei besangen sie die Fürsten und die Vornehmen in Geburtstags-, Hochzeits- und Sterbeliedern, und schilderten und priesen in Gedichten auch unbedeutende Festlichkeiten, Jagden und andere Lustbarkeiten der hohen Herren.

1. Martin Opitz. — Das Haupt dieser ersten schlesischen Dichterschule ist Martin Opitz, welcher, wie kein anderer Dichter, bei seinen Lebzeiten Erdenruhm im vollsten Maße geerntet hat. Geboren

am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlesien, zeigte er schon als Lateinschüler seiner Vaterstadt und sodann als Zögling des Magdalenäums zu Breslau und des akademischen Gymnasiums zu Beuthen bedeutende Anlagen. Im Jahre 1618 bezog er die Universität Frankfurt a. O., setzte aber nach nur kurzem Aufenthalte daselbst das hier begonnene Studium der Rechte in Heidelberg, wo er Lehrer der Söhne eines kurpfälzischen Geheimen Rates geworden war, fort. Als gegen Ende des Jahres 1620 der Krieg und die Pest sich der Pfalz näherten, flüchtete er nach den Niederlanden, und hier lernte er die in ihrer Form vollendete, aber auch steife holländische Poesie, die eine Nachahmung der französischen war, kennen, und sie vorzugsweise diente ihm fortan als Muster. Im Jahre 1621 kehrte er nach Schlesien zurück und fand eine Anstellung am Hofe des Herzogs von Liegnitz, dem er sich schon zu der Zeit, als er in Frankfurt studierte, durch schmeichelnde Gedichte empfohlen hatte. Aber bereits im folgenden Jahre folgte er einem Rufe des Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an die neu gestiftete hohe Schule zu Weißenburg. Von Heimweh getrieben, kehrte er jedoch schon nach Jahresfrist wieder in seine Heimat zurück, wo er als ein großes poetisches Genie angestaunt und von dem Palmenorden als Mitglied aufgenommen wurde. Bald fand er auch eine Stellung als Rat an dem Hofe des Herzogs von Liegnitz und Brieg. In des Herzogs Auftrage unternahm er eine Reise nach Wien, und hier wurde er von Kaiser Ferdinand II., dem er persönlich ein auf den Tod des Erzherzogs Karl verfaßtes Trauergedicht überreicht hatte, eigenhändig mit dem Lorbeer gekrönt. Ein Jahr später trat er, der Protestant, als Sekretär in die Dienste des berüchtigten Grafen Karl Hannibal von Dohna, der in Schlesien die Protestanten, um sie wieder dem Katholizismus zu gewinnen, auf das blutigste verfolgt hatte, und auf dessen Verwendung wurde er von dem Kaiser auch geadelt unter dem Namen Opitz von Boberfeld. Nach dem Tode des Grafen von Dohna widmete er seine Dienste und Dichtungen den protestantischen Herzögen von Brieg und Liegnitz. Da er aber bei diesen keine feste Anstellung fand, benutzte er, als er den Herzog Johann Christian von Brieg auf seiner Flucht nach Thorn begleitete, die Gelegenheit, ein Lobgedicht auf den Polenkönig Ladislaus IV. zu verfassen, und dieses trug ihm denn auch die Stellung eines Sekretärs und polnischen Hofhistoriographen ein. Als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Danzig, starb aber, durch einen Bettler, dem er ein Almosen reichte, angesteckt, bereits am 20. August 1639 an der Pest.

Von seinen Zeitgenossen und auch später noch wurde Opitz hoch geehrt und gepriesen: er galt ihnen als ein „Homer", als „Großvater und Fürst aller unserer Dichter", und hieß lange Zeit der „Vater der deutschen Litteratur" oder der „Fürst der Lieder". Allein weder als Mensch noch als Dichter verdient er solche Auszeichnung. Er

war ein Schmeichler und Kriecher gegenüber den Großen, die er der Reihe nach besang; er war sogar fähig, seine besseren Überzeugungen zu opfern, wenn er hoffen durfte, dadurch seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen. Er war aber auch kein großer Dichter, nur vielseitig begabt, ein formgewandter Nachahmer. Die Phantasie mangelte ihm gänzlich, und darum haben seine Dichtungen, in denen mehr nüchterne Verständigkeit sich kund giebt, auch mehr oder weniger einen lehrhaften Charakter. Stellte er doch selbst den Grundsatz auf, daß die Poesie wohl ergötzen solle, zugleich aber auch belehren müsse. Wenn aber seine Dichtungen auch nur mittelmäßig sind, so hat er doch für die deutsche Litteratur seine unbestrittenen Verdienste, indem er zuerst mit Erfolg für die Reinheit der deutschen Sprache gewirkt und die Poesie sowohl von den fremden Wörtern und Redensarten als auch von den mundartlichen Einmischungen gesäubert hat. Ein besonderes Verdienst indessen hat er sich durch seine Schrift „Von der deutschen Poeterei" erworben, mit deren Erscheinen im Jahre 1624 in der Geschichte der deutschen Poesie ein neuer Abschnitt beginnt. In diesem Buche stellt er feste metrische Gesetze auf und führt so wieder einen geregelten Versbau und Rhythmus ein. Er fordert nämlich, daß die Verse nicht nach der Lautmasse (Quantität), wie es im antiken Verse geschieht, sondern nach der Betonung der Silben zu bauen seien, und daß im deutschen Verse Hebung und Senkung regelmäßig abwechseln müssen. Anfangs wollte er nur zwei Versfüße gelten lassen: die Verbindung einer Hebung mit einer Senkung nannte er „Trochäus", die einer Senkung mit einer Hebung „Jambus", Bezeichnungen, welche bis heute üblich geblieben sind. Später ließ er zu diesen zwei Versfüßen noch den „Daktylus" (–∪∪) und den „Anapäst" (∪∪–) treten. Als Vers führte er statt der in der vorhergehenden Zeit gebräuchlichen kurzen Reimpaare den von den Franzosen entlehnten eintönigen Alexandriner ein, der bis auf Lessings Zeit der herrschende Vers geblieben ist.

2. Paul Fleming. — Zwar nicht seiner Geburt, aber dem Geiste nach gehört zu den Schlesiern und der Schule Opitz', zu der er sich auch selbst rechnete, zunächst Paul Fleming, der die erste Stelle unter allen Lyrikern, ja unter allen Dichtern dieses Zeitraumes einnimmt. Geboren am 15. Oktober 1609 zu Hartenstein im sächsischen Erzgebirge, erhielt er seine Bildung auf der Fürstenschule zu Meißen und bezog sodann die Universität Leipzig, um Medizin zu studieren. Mit eben dem Eifer aber, mit welchem er sein Fachstudium betrieb, pflegte er auch die Poesie, und seine Dichtungen fanden bald solchen Beifall, daß er bereits als Student die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten erwarb. Die unglückliche Lage seines Vaterlandes während des dreißigjährigen Krieges ging ihm sehr zu Herzen, und als nach dem Tode Gustav Adolfs bei Lützen (den 16. November 1632) ihm alle Hoffnungsträume für die Zukunft vernichtet schienen, und er

von einer Gesandtschaftsreise, welche der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp über Rußland (Moskau und Astrachan) nach Persien ausrüstete, hörte, bewarb er sich um eine Stelle bei derselben und wurde angenommen. Diese Reise bis hin nach Persiens Hauptstadt Ispahan war reich an Unfällen, an Gefahren und Mühseligkeiten mancherlei Art, und vielfachen Anlaß gab sie dem Dichter zu dichterischen Ergüssen. Aber neben Lebenslust und Lebensfreude, die sich in diesen ausspricht, zieht sich durch alle seine Gedichte auch eine elegische Stimmung, hervorgerufen durch das Bewußtsein, daß sein Leben bereits in der Blüte geknickt sei. Und in der That hat jene Reise, welche die Jahre von 1635 bis 1639 in Anspruch nahm, seine Körperkräfte aufgerieben und seine Gesundheit untergraben. Nach der Rückkehr aus Persien ging er zum Abschlusse seiner Studien nach Leiden, wo er auch zum Doktor promoviert wurde. Als er dann im Begriffe war, im April 1639 sich in Hamburg als Arzt niederzulassen, erlag er am 2. April 1640 einer ihn jäh hinwegraffenden Krankheit, die ihn vermutlich infolge der großen Anstrengungen der langen Reise befallen hatte. — Fleming fand die Stoffe für seine Gedichte in seinem reichbewegten Leben und behandelte sie mit aller dichterischen Freiheit. Nicht viele Dichter hat Deutschland gehabt, die so warm für das Vaterland empfanden wie er. Daneben bildet die innigste und wahrste Frömmigkeit einen Hauptzug seines Charakters („In allen meinen Thaten", womit er sich für die große Reise vorbereiten und stärken wollte). Unter seinen Liedern ist das vollendetste „Ein getreues Herze wissen".

3. Simon Dach. — Dem Geiste nach gehört zu den Schlesiern auch Simon Dach. Am 23. Juli 1605 zu Memel, wo sein Vater Dolmetscher der litauischen Sprache war, geboren, bezog er, mit gründlichen Kenntnissen, die er auf den Schulen zu Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg erworben hatte, ausgerüstet, die Universität Königsberg und studierte Theologie und Philosophie. Nachdem er die Universität verlassen hatte, wurde er in Königsberg zunächst (1633) als Lehrer an der Domschule angestellt und sodann vom großen Kurfürsten infolge eines diesem gewidmeten Gedichtes als Professor der Poesie an die Universität berufen, in welcher Stellung er am 15. April 1659 starb. Wir haben von ihm eine große Zahl geistlicher und weltlicher Lieder, welche sich alle durch Wärme des Gefühls, Wahrheit der Empfindung und Innigkeit auszeichnen. Das schönste ist sein „Lob der Freundschaft" („Der Mensch hat nichts so eigen"). Eins seiner Liebeslieder, „Ännchen von Tharau", ist vor andern volkstümlich geworden. Er hat es in plattdeutscher Mundart gedichtet, ins Hochdeutsche hat es Herder übertragen. Seine geistlichen Lieder sind von wahrer Frömmigkeit durchdrungen und beschäftigen sich oft und gern mit Todesgedanken, die aber durch die Überzeugung seines kindlich reinen Gemütes, daß der Tod ein höheres Leben anbahnt, den Dichter zur wehmütigen Sehnsucht nach dem bessern Dasein

stimmen („Ich bin ja, Herr, in deiner Macht"; „O, wie selig seid ihr doch, ihr Frommen").

4. Paul Gerhardt. — Ausschließlich Kirchenliederdichter, und nächst Luther der bedeutendste, ist Paul Gerhardt. Er wurde am 12. März 1607 zu Gräfenhainichen bei Wittenberg, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren. Nachdem er auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet worden war, studierte er in Wittenberg Theologie. Nach Beendigung seiner Studien konnte er in den Unruhen des dreißigjährigen Krieges lange keine Anstellung finden und lebte in Berlin als Kandidat und Hauslehrer. Erst in seinem 45. Jahre (1651) wurde er als Propst nach Mittenwalde berufen, und von dort kam er 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche in Berlin. Da damals die Streitigkeiten zwischen lutherischen und reformierten Geistlichen schon zu bedeutender Höhe gestiegen waren, erließ der große Kurfürst den 16. September 1664 ein Edikt, in welchem er jeder der beiden Parteien aufs strengste verbot, von der Kanzel herab gegen die Lehre der andern zu eifern, und verlangte von den Geistlichen ein schriftliches Versprechen des Gehorsams. Als Paul Gerhardt sich weigerte, solches zu geben, wurde er seines Amtes entsetzt. Auf die dringenden und wiederholten Vorstellungen des Magistrates und seiner Gemeinde indessen erließ ihm der Kurfürst die Unterschrift und setzte ihn wieder in sein Amt ein, indem ihm zu verstehen gegeben wurde, man erwarte, daß er auch ohne Unterschrift sich nach der gegebenen Verordnung richten werde. Da aber verzichtete Paul Gerhardt freiwillig auf seine Stelle, blieb jedoch noch ein Jahr lang in Berlin wohnen, bis er 1668 von dem Herzoge Christian von Sachsen-Merseburg zum Archidiakonus in Lübben an der Spree ernannt wurde, wo er noch sieben Jahre wirkte und am 7. Juni 1676 starb. Seine geistlichen Lieder, deren er eine große Zahl gedichtet hat, können fast alle als Muster des evangelischen Kirchenliedes bezeichnet werden, zumal sie immer den rechten volkstümlichen Ton treffen; deshalb finden wir auch in jedem Gesangbuche eine größere Zahl derselben. Zu den schönsten seiner Lieder gehören: „O Haupt voll Blut und Wunden" (deutsche Bearbeitung eines lateinischen Liedes von Bernhard von Clairvaux), „Befiehl du deine Wege", „Sollt' ich meinem Gott nicht singen", „Ich singe dir mit Herz und Mund", „Wach' auf, mein Herz, und singe", „Wie soll ich dich empfangen", „Nun laßt uns gehn und treten", „Nun ruhen alle Wälder", und vor allem auch das herrliche Sommerlied „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben".

§ 35. Die zweite schlesische Schule.

Wenn die Dichter der sogenannten ersten schlesischen Schule vorzugsweise nach „Reinlichkeit" der Sprache und des Verses strebten,

d. h. wenn sie unter Verdrängung der Fremdwörter auf Reinheit der Sprache und Ebenmaß im Versbaue hinzuwirken suchten, so strebten andere Dichter vor allem nach „Lieblichkeit" des Ausdrucks. So entstand im Beginne der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts eine neue Schule, zum Unterschiede von jener die zweite schlesische Schule genannt, welche in ihrer Nachahmung sich vorwiegend an italienische Vorbilder anlehnte. Die Lieblichkeit des Ausdrucks, nach welcher man strebte, suchte man durch alle möglichen und unmöglichen Umschreibungen einfacher Begriffe, besonders aber durch Häufung der sogenannten „durchdringenden, löblichen Beiwörter" zu erreichen. So artete diese Lieblichkeit in eine süßliche Empfindsamkeit und eine lächerliche Schwülstigkeit der Rede aus. Einfache Wörter, wie Mund, Auge, kamen ganz außer Gebrauch; der „Korallenwächter vor der Purpurhöhle" ist der Mund; die Augen sind „Rubinenkugeln". Schlimmer aber als dies ist die Unsittlichkeit und Schamlosigkeit, welche in den Erzeugnissen jener Dichter herrscht, und mit welcher sie dem Geschmacke der damals an den Höfen herrschenden, von Frankreich eingedrungenen Unsittlichkeit huldigen wollten. So war es denn nicht anders möglich, als daß sie auch einen sittlichen Verfall der Dichtkunst herbeiführen mußten.

§ 36. Die Gegner der schlesischen Dichter.

Der Schwulst und die Unnatur der Führer dieser Richtung und ihrer Anhänger wurde von einzelnen gar bald nach Verdienst gewürdigt. Sie sahen ein, daß man auf dem eingeschlagenen Wege nicht weiter schreiten dürfe, und bestrebten sich, die Poesie wieder zu größerer Einfachheit und Wahrheit zurückzuführen. Die eine Gruppe der Gegner der zweiten schlesischen Schule suchte diese Einfachheit und Wahrheit durch Vermeidung von allem Schmucke der Rede und durch Streben nach Verständlichkeit zu erreichen. Dabei aber verfiel man vielfach in das Gegenteil, in das der nüchternsten Alltäglichkeit: das Versemachen wurde ganz handwerksmäßig betrieben, und die allergewöhnlichsten Gedanken wurden in die trockenste und nüchternste Sprache gekleidet. Diese Dichter werden als „Wasserpoeten" bezeichnet. — Andere Gegner der schlesischen Schule waren die sogenannten „Hofpoeten", welche, an glänzenden, in französischem Geschmacke eingerichteten Höfen lebend, in den Geist der französischen Bildung tiefer eindrangen und durch die den Franzosen entlehnte gefällige Form den überladenen Schmuck und Schwulst zu verdrängen suchten, wobei ihnen Boileau (unter den Franzosen der Nachahmer des Horaz) Vorbild war.

§ 37. Der Gottsched-Bodmersche Streit.

Das Ergebnis, welches man in dem Kampfe, der von verschiedenen Seiten gegen die Verirrungen der zweiten schlesischen Dichterschule geführt wurde, gewonnen hatte, war das, daß man zur Natur zurück-

kehren müsse, da das Wesen der Poesie in der Nachahmung der Natur gesucht werden müsse. Nach welchen Mustern und Regeln aber diese Nachahmung sich vollziehen solle, darüber gingen die Meinungen auseinander; und so kam es, daß Männer, die eine Zeit lang gemeinschaftlich an der Spitze der in der Dichterwelt sich geltend machenden Bewegungen gestanden hatten, einander gegenüber traten, nämlich Gottsched an der Spitze der Leipziger, und Bodmer und Breitinger als Führer der Schweizer.

1. Johann Christoph Gottsched war am 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg i. Pr. als Sohn eines Predigers geboren, bezog, 14 Jahre alt, die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, widmete sich jedoch bald ausschließlich dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften und wurde schließlich ebendaselbst Magister. Aus Furcht vor den Werbern Friedrich Wilhelms I., die auf Leute seiner Riesenlänge und Stärke ein besonderes Auge hatten, flüchtete er 1724 aus Preußen und wandte sich nach Leipzig, wo er Vorlesungen hielt, zuerst außerordentlicher, dann ordentlicher Professor wurde und am 12. Dezember 1766 als Ältester der philosophischen Fakultät starb. In Leipzig hatte er als akademischer Lehrer und kritischer Schriftsteller bald ungemeinen Einfluß gewonnen, war der Mittelpunkt eines Dichter- und Gelehrtenkreises, „der poetischen Gesellschaft", geworden und galt lange Zeit als untrüglicher Beurteiler des Geschmackes und als Tonangeber in demselben. Besonders einflußreich wurde er dadurch, daß er sich mit der unter Leitung der Frau Neuber stehenden Schauspielertruppe in Leipzig verband und so auch auf der Bühne seine Ansichten zur Geltung bringen lassen konnte. Ein Hauptverdienst Gottscheds ist es hier, daß er den Hanswurst, der bisher in keiner Aufführung fehlen durfte, beseitigte. In einem eigens für seinen Zweck gedichteten Vorspiele wurde der Hanswurst des Unfugs wegen, den er auf der Bühne anrichte, verklagt, vor den Richter gestellt und, da er sich nicht genügend rechtfertigen konnte, zum Feuertode verurteilt. Eine Puppe in buntscheckigem Gewande wurde sodann auf einem Scheiterhaufen verbrannt und damit der Hanswurst für alle Zeiten von der Bühne verwiesen. Nach diesem letzten Hanswurstspiele ist derselbe in Leipzig auch nicht mehr zur Darstellung gekommen.

Auch Gottsched stellt an die Poesie die Forderung, daß sie die Natur nachzuahmen habe. Die Dichtkunst aber soll nach seiner Ansicht vorzugsweise den Zweck der Belehrung haben; sie soll durch Ergötzen belehren. Haupterfordernisse für dieselbe sind demnach Regelmäßigkeit der Form und Verständigkeit des Inhalts. Die Nachahmung der Natur muß demgemäß durch den Verstand geleitet werden und nach festen, lehr- und lernbaren Regeln sich vollziehen. Phantasie ist dem Dichter nicht nötig, sie wird ihm sogar gefährlich, denn die ungezügelte Phantasie leite, wie schon die zweite schlesische Schule bewiesen habe,

zu Unnatur und Schwulst. Mustergiltig seien die Griechen und die Römer; allein da diese der Zeit nach zu weit zurückliegen, seien die Franzosen angemessenere und näher liegende Vorbilder als die Alten. Er will somit unsere Poesie in völlige Abhängigkeit von den Franzosen bringen, und er wird auch nicht müde, französische Dramen anzupreisen und (in Verbindung mit seiner geistreichen Frau, geb. Kulmus, die er deshalb mit Vorliebe seine „geschickte Freundin" oder seine „liebe Gehilfin" nennt) zu übersetzen. Was er selbst dichtete, war gänzlich ohne alle Poesie. Dennoch gewann er als Verbesserer des Geschmacks bald großes Ansehen und behauptete auch über Geschmack und Litteratur Jahrzehnte lang eine unumschränkte Herrschaft: alle dichterischen Erzeugnisse, die sich nicht den von ihm aufgestellten Regeln fügen wollten, wurden unbarmherzig verurteilt, während vielfach die schwächsten Erzeugnisse seiner vielen nicht begabten Anhänger über alle Gebühr gelobt und erhoben wurden. Dies alles erweckte ihm Gegner, die ihm gewachsen waren, und das große Ansehen, zu dem er gelangt war, sollte er durch den Streit mit den Schweizern verlieren, an deren Spitze Bodmer und Breitinger standen.

2. Johann Jakob Bodmer wurde am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich als Sohn des dortigen Predigers geboren. Da ihm das Studium der Theologie, zu welchem ihn sein Vater bestimmt hatte, nicht behagte, sollte er Kaufmann werden und trat auch bei einem solchen in die Lehre. Aber auch in diesem Berufe fand er keine Befriedigung. Deshalb kehrte er nach Hause zurück und widmete sich wissenschaftlichen und geschichtlichen Studien, die in ihm, da er die Armut und Geschmacklosigkeit der damaligen deutschen Litteratur kennen gelernt hatte, den Gedanken reiften, auf Besserung des Geschmackes hinzuwirken. Im Jahre 1725 wurde Bodmer Professor der schweizerischen Geschichte und 1737 Mitglied des großen Rates in Zürich. Nachdem er 1775 seine Lehrerstelle niedergelegt hatte, zog er sich auf sein Gut in der Nähe von Zürich zurück und starb hier am 2. Januar 1783. Obschon seine Dichtungen nicht sonderlich bedeutend sind, so war er doch hervorragend durch seine vielseitige Bildung, seinen großen Scharfsinn und seine unermüdliche Thätigkeit. — An Schärfe des Urteils und an gebildetem Geschmacke stand ihm gleich Johann Jakob Breitinger, geboren den 1. März 1701 in Zürich und Professor der hebräischen und der griechischen Sprache, der Logik und der Beredsamkeit an dem Gymnasium daselbst (er starb den 15. Dezember 1776); an tiefer und umfassender Gelehrsamkeit aber übertraf er jenen noch. — Auch diese beiden Männer finden die Aufgabe der Poesie in der künstlerischen Nachahmung der Natur, welche Aufgabe die Poesie mit der Malerei teile, sodaß ihnen die Poesie nichts anderes ist als eine Malerei in Worten: die höchste Aufgabe und Leistung der Dichtkunst sei ein vollendetes dichterisches Gemälde. Aber das Wesen der Poesie besteht für sie nicht in äußeren

Formen und toten Regeln, sondern im lebendig wahren Gefühle, in reger, reicher Phantasie; und hiernach sei auch der Wert des Dichters zu bemessen. Deshalb ist ihnen das Dichten nicht eine Kunst, die gelernt werden kann; der wahre Dichter muß vielmehr als solcher geboren sein. Nicht die Franzosen allein seien als mustergiltig anzusehen, sondern besonders auch die Engländer, und namentlich Miltons „Verlorenes Paradies"; und hiermit wollten sie der ausschließlichen Erhebung des französischen Geschmacks, die wir bei Gottsched finden, entgegentreten.

Die Verschiedenheit der Ansichten beider Parteien führte zu einer Fehde in Streitschriften, welche für die Entwickelung unserer Litteratur von den segensreichsten Folgen wurde. Als Bodmer eine Übersetzung von Miltons „Das verlorene Paradies" veröffentlicht hatte, griff sie Gottsched in einer Beurteilung heftig an. Beide Teile traten nun in verschiedenen Schriften für ihre Ansichten ein, und immer heftiger entbrannte der Streit, der besonders von Gottsched mit großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde, aber mit einer vollständigen Niederlage Gottscheds und seiner Ansichten endete und so dem von Bodmer aufgestellten Begriffe echter Poesie Geltung verschaffte. Alle strebsamen jungen Geister wandten sich Bodmer zu und führten die von ihm verfochtenen Grundsätze durch ihre Werke in die Litteratur ein.

§ 38. Der Leipziger Dichterverein und die Bremer Beiträge.

Aber auch viele von Gottscheds eigenen Schülern kehrten diesem jetzt den Rücken und vereinigten sich zu einem besonderen Bunde, dem Leipziger Dichtervereine. Sie gründeten eine eigene Zeitschrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", die nach ihrem Druckorte gewöhnlich kurzweg die „Bremer Beiträge" genannt wird. In derselben sollten ihre dichterischen Erzeugnisse veröffentlicht werden; aber aufgenommen sollten nur solche Dichtungen und Abhandlungen werden, die nach dem übereinstimmenden Urteile der Vereinsmitglieder der Aufnahme wert erachtet würden. Zur Besprechung hierüber kamen die Dichter allwöchentlich zusammen; und um das lesende Publikum zu einem selbständigen, durch keinerlei Rücksicht beeinflußten Urteile herauszufordern, ließen sie diese Arbeiten ohne Namensangabe der Verfasser erscheinen. Diese Beiträge haben ihrer Zeit vielen Beifall gefunden, den sie um ihrer schlichten, reinen Sprache, der Wahrheit der Empfindung, der Schärfe der Beobachtung, der Tüchtigkeit der Gesinnung, des klaren „Verstandes" und des leichten „Witzes" willen auch noch heute verdienen und genießen. Auch Oden von Klopstock und die drei ersten Gesänge seines Messias wurden in den Bremer Beiträgen zuerst veröffentlicht. — Klopstock besingt und kennzeichnet die Mitglieder des Bundes

in seiner Ode „Wingolf". Aus der Zahl dieser Mitglieder heben wir nur eins hier besonders hervor:

Christian Fürchtegott Gellert. Dieser bekannteste und einflußreichste Dichter seiner Zeit wurde am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen geboren, wo sein Vater Prediger war, und war das dritte unter dreizehn Geschwistern. Auf der Fürstenschule zu Meißen, die er seit 1729 besuchte, bereitete er sich auf die Universitätsstudien vor und bezog 1734 die Universität Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studieren. Nach vier Jahren kehrte er in das elterliche Haus zurück, um seinen Vater im Amte zu unterstützen. Allein der erste Versuch im Predigen mißlang, und von nun an begleitete ihn, zum Teil auch durch seine von Jugend auf bestehende Kränklichkeit veranlaßt, eine so große Ängstlichkeit auf die Kanzel, daß er auf die Ausübung des Predigtamtes gänzlich Verzicht leisten mußte. Deshalb nahm er 1739 eine Hofmeisterstelle bei den Söhnen des Herrn von Lüttichau zu Dresden an, gab dieselbe jedoch schon nach kurzer Zeit wieder auf, ging 1741 nach Leipzig und suchte hier durch Erteilen von Unterricht sich seinen Unterhalt und die Mittel, sich weiter zu bilden, zu erwerben. In dieser Zeit veröffentlichte er in den Bremer Beiträgen seine ersten Fabeln und Erzählungen. Im Jahre 1744 ließ er sich als Lehrer an der Universität Leipzig nieder und sammelte in seinen Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Sittenlehre bald einen so großen Hörerkreis aus allen Ständen um sich, daß die größten Hörsäle der Universität denselben nicht zu fassen vermochten. Sein frommes, lauteres Gemüt und sein edler Charakter, seine Milde und Freundlichkeit gewannen ihm zunächst die Liebe und Hochachtung der studierenden Jugend; bald aber verbreitete sich sein Ruf über ganz Deutschland, und vielseitige Anerkennung aus allen Ständen wurde ihm. Bekannt ist ja die Unterredung Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1760 mit dem Leipziger Professor. In dieser Unterredung fand der große König solches Gefallen an Gellert, daß er denselben als le plus raisonnable de tous les savants allemands bezeichnete. Ebenso bekannt ist die Geschichte von dem Bauern, der zu Anfange eines harten Winters mit einer Fuhre Brennholz vor die Thüre Gellerts kam und diesen bat, die Gabe als Dank für seine schönen Fabeln anzunehmen. — Gellert starb am 13. Dezember 1769.

Das Bedeutendste, was Gellert geschaffen hat, sind seine „Fabeln und Erzählungen". Kaum ein Verhältnis des menschlichen Lebens giebt es, das er in denselben nicht behandelt und in seinen Mängeln zur Anschauung gebracht hätte. Sie empfehlen die einfachsten, in den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen auszuübenden Tugenden: Rechtschaffenheit, Sittenreinheit, Treue, Bescheidenheit, Verträglichkeit, Klugheit ꝛc. Der täglichen Erfahrung sind sie entnommen und geben die von den Vätern ererbte Lebensweisheit in klarer, verständlicher, durch-

natürlichen Humor belebter Darstellung. Daher auch der unermeßliche Anklang, den sie bei dem Volke fanden, und der große Einfluß, den sie auf das Volk übten; sie wurden zum Volksbuche und drangen bis in die untersten Schichten der Bevölkerung und in die entlegensten Dörfer. — Besonders hervorgehoben zu werden verdienen auch Gellerts „Geistliche Oden und Lieder", in denen er einen rührend frommen Kindersinn bekundet. Zu den besten seiner Lieder gehören: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte", „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", „Auf Gott und nicht auf meinen Rat", „Gott, deine Güte reicht so weit", „Jesus lebt, mit ihm auch ich", „Dies ist der Tag, den Gott gemacht".

§ 39. Der Hallesche Dichterverein.

Wie in Leipzig, so bildete sich um dieselbe Zeit auch in dem benachbarten Halle ein Dichterverein aus jungen Männern, welche die Richtung Gottscheds verlassen hatten. Bei ihnen gewann im Gegensatze zu der erzählenden, lehrhaften oder satirischen Dichtweise der Leipziger, das lyrische Element das Übergewicht. Dieser Hallesche Dichterverein oder, wie er auch genannt wird, die preußische Dichterschule — weil in Preußen heimisch und dem großen Preußenkönige in begeisterten Liedern huldigend —, pries in leichten, scherzhaften Liedern den frohen, tändelnden Lebensgenuß als wahre Lebensweisheit. Die, welche diesem Vereine angehörten, nahmen sich Anakreon, einen griechischen Dichter und Sänger des Weines und der Liebe, der um 530 am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos lebte, zum Vorbilde, und deshalb werden sie, seine Nachahmer, auch Anakreontiker genannt. Sie sangen Lieder der Freude, der Geselligkeit, des Naturgenusses, der Liebe, besonders aber der zärtlichsten Freundschaft, bis die Kriegsthaten Friedrichs des Großen, in dem sie den Wiederhersteller deutscher Kraft und deutschen Geistes begrüßten, namentlich seine Thaten im Anfange des siebenjährigen Krieges, sie zu einer vaterländischen Lyrik begeisterten, sodaß neben seiner Freundschaftsschwärmerei begeisterte Hingabe an das Vaterland ein zweiter Grundzug dieses Dichtervereins wurde.

1. Gleim. — Einer der Stifter dieses Halleschen Dichtervereins, der Mittelpunkt desselben und später eines ähnlichen Kreises, ist Johann Wilhelm Ludwig Gleim, weniger allerdings durch eigene dichterische Versuche als durch die unermüdliche Thätigkeit, mit welcher er junge Kräfte aufzufinden, zu ermuntern und durch äußere Unterstützung für die Dichtkunst zu gewinnen und ihr zu erhalten wußte, weshalb er auch von dem jüngeren Geschlechte als „Vater Gleim" geehrt wurde. Am 2. April 1719 zu Ermsleben in der Nähe von Halberstadt geboren, bezog er nach dem Besuche des Gymnasiums zu Wernigerode die Universität Halle, um die Rechtswissenschaften zu

ſtudieren. Nach Beendigung ſeiner Studien hielt er ſich zunächſt kurze Zeit in Berlin auf und wurde dann Hauslehrer in Potsdam und dadurch dem Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt bekannt, der ihn als Sekretär in ſeine Dienſte nahm. Auch Kleiſt lernte er hier kennen und bewies ihm fortan treue Freundſchaft, wie er überhaupt jedem, dem er einmal ſeine Freundſchaft zugewandt hatte, dieſelbe das ganze Leben hindurch bewahrte. Beim Ausbruche des zweiten ſchleſiſchen Krieges folgte er 1744 als Sekretär dem Prinzen von Schwedt ins Feld, und als dieſer bei Prag gefallen war, trat er in gleicher Eigenſchaft in die Dienſte des Fürſten Leopold von Deſſau, verließ ihn jedoch um ſeiner rückſichtsloſen Strenge willen bald wieder. Er lebte nun einige Jahre in Berlin und wurde dann nach langem vergeblichen Suchen nach einer paſſenden Stelle zunächſt zum Sekretär des Domkapitels in Halberſtadt ernannt, erhielt aber bald eine Domherrenſtelle in dem nicht weit von Halberſtadt gelegenen Stifte Walbeck. Dieſe hatte er 45 Jahre inne, und ihre reichen Einkünfte ſetzten ihn in den Stand, Gutes zu thun und beſonders unbemittelte ſtrebſame junge Leute zu unterſtützen. Als beinahe 84jähriger Greis ſtarb er, ſeit 1801 erblindet, am 18. Februar 1803. — Wenn auch Gleim keine überwiegend dichteriſche Beanlagung beſaß, ſo nimmt er in der deutſchen Litteratur doch eine hervorragende und einflußreiche Stellung ein, da er, wie kein anderer, Beförderer der deutſchen Poeſie damaliger Zeit war und beſonders auch jüngere Kräfte um ſich ſammelte. Seine „Preußiſchen Kriegslieder von einem Grenadier", in denen er den Ruhm Friedrichs des Großen ſingt, ſind niemals, worauf der Titel doch Anſpruch macht, zu Volksliedern geworden; ihr Ton und ihre Sprache ſind nicht volkstümlich. Beſonders herauszuheben aus dieſen Liedern ſind „Schlachtgeſang bei Eröffnung des Feldzuges" und „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag". Auch Fabeln haben wir von Gleim, z. B. die bekannten „Der Greis und der Tod", „Die Grille und die Ameiſe"; ebenſo poetiſche Erzählungen: „Die Milchfrau", „Die Eiche und der Kürbis".

2. E. von Kleiſt. — Durch die Bekanntſchaft mit Gleim wurde auch Kleiſt, der in Potsdam, wo Gleim Hauslehrer war, als Offizier ſtand, für die Dichtkunſt gewonnen. Chriſtian Ewald von Kleiſt iſt am 7. März 1715 auf dem väterlichen Gute Zeblin unweit Köslin in Pommern geboren und hat nach dem Beſuche des Gymnaſiums zu Danzig in Königsberg die Rechtswiſſenſchaften ſtudiert. Da er aber keine Ausſicht auf baldige Anſtellung hatte, reiſte er zu Verwandten nach Dänemark und trat in das däniſche Heer, das er indeſſen auf Befehl Friedrichs II. 1740 wieder verlaſſen mußte, um als Offizier in preußiſche Dienſte zu treten. Während des zweiten ſchleſiſchen Krieges (1744—45) machte er den Feldzug in Böhmen mit und kehrte nach Abſchluß des Dresdener Friedens nach Potsdam zurück. Nachdem er noch eine Reiſe nach der Schweiz gemacht hatte,

fand er in den Feldzügen von 1758 und 1759 als Major mannigfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In der Schlacht bei Kunersdorf (d. 12. August 1759) zerschmetterten ihm, nachdem er schon an der rechten Hand verwundet worden war, aber den Degen in die Linke genommen hatte, drei Kartätschenkugeln das rechte Bein, und am 24. August starb er zu Frankfurt, wohin der Schwerverwundete gebracht worden war, dessen Wunden das Wasser des Morastes, in dem er fast 24 Stunden ohne Hilfe hatte liegen müssen, tödlich gemacht hatte. Von den damals in Frankfurt liegenden russischen Truppen wurde er ehrenvoll begraben. — Kleist ist vorzugsweise bekannt als der Dichter des beschreibenden Gedichtes „Der Frühling", das in Hexametern mit einer Vorschlagssilbe abgefaßt ist und eine Reihe landschaftlicher Frühlingsbilder enthält, untermischt mit elegischen und sittlichen Betrachtungen. Vollendeter aber als „Der Frühling" sind seine Idyllen, unter denen das kleine Idyll „Irin" das bekannteste geblieben ist. Von seinen Fabeln erwähnen wir nur die schönste, „Der gelähmte Kranich", da in dieser zugleich das Wesen des Dichters sich am reinsten kund giebt. Mannhaft und markig ist seine „Ode an die preußische Armee" von 1756; in ihr spricht sich der ganze Zorn eines preußischen Kriegsmannes über die allgemeine europäische Verschwörung gegen Friedrich den Großen aus und die feurigste Liebe zu seinem Könige und dessen Sache, für welche er alles wünscht und hofft, da er die unerschütterliche Gewißheit hat, daß die Gerechtigkeit auf seines Königs Seite stehe.

Fünfter Abschnitt.

Die zweite klassische Periode, seit Klopstock bis zu Goethes Tode, 1740—1832.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfuhren die Litteratur, die Dichtkunst, die Wissenschaft und das ganze geistige Leben des deutschen Volkes einen mächtigen Aufschwung, den bedeutendsten aber nahm die Dichtung, sodaß die poetische Bildung jeder anderen den Vorrang abgewann. In den Dienst der Dichtkunst stellten ihre Kräfte die größten Geister der Nation. So beginnt die zweite klassische Periode, die mit Klopstock anhebt.

§ 40. Klopstock.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde als das älteste unter vierzehn Geschwistern am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren, wo sein

Vater Kommissionsrat und Advokat war. Da dieser später (um 1735) die anmutig an der Saale gelegene Domäne Friedeburg bei Quedlinburg pachtete und seinen Wohnsitz hierher verlegte, so durfte der junge Klopstock seine Knabenjahre in herrlicher Gegend verleben. Den ersten Unterricht erhielt er von einem Hauslehrer. Die Erziehung, die sein Vater ihm und seinen zahlreichen Geschwistern angedeihen ließ, war eine einfache, strenge, naturgemäße auf sittlich-religiöser Grundlage. In solcher Erziehung wie auch in der ungebundenen Freiheit, in der er auf dem Lande aufwachsen durfte, wurzeln die Haupteigenschaften seines Charakters, seine tiefe Religiosität, das Bedürfnis nach körperlicher Bewegung, die Liebe zur Natur und die Willensstärke, mit der er das Ziel, das er sich einmal gesteckt hatte, auch zu erreichen strebte. Aber durch das frische, ungebundene Landleben war der Knabe auch verwöhnt worden, und als 1737 seine Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt fortgesetzt werden sollte, arbeitete er hier anfangs nicht mit besonderem Fleiße. Erst das väterliche Versprechen, ihn auf die Fürstenschule zu Pforta zu geben, spornte den Knaben zu größerem Fleiße an, damit er mit Ehren in diese in besonderem Rufe stehende Anstalt eintreten könne, die dann auch im Jahre 1739 den später so berühmten Mann als Zögling aufnahm. Die Trefflichkeit der Lehrer, die er hier hatte, sowie die Strebsamkeit seiner Mitschüler ließen den jungen Klopstock Lust und Freudigkeit für die Unterrichtsgegenstände gewinnen. Aber nicht nur die klassischen Studien betrieb er mit Vorliebe, er verfolgte mit dem regsten Eifer auch die damaligen Fortschritte der deutschen Litteratur. Zu Schulpforta faßte er, da die Notwendigkeit eines vaterländischen Heldengedichtes damals litterarischer Glaubenssatz war, auch den Plan, ein großes deutsches Epos zu schaffen. Betreffs der Wahl des Helden jedoch war er schwankend. Anfangs schien er für Heinrich I. begeistert zu sein; Miltons „Verlorenes Paradies" indessen, welche englische Dichtung durch Bodmer übersetzt worden war und in Deutschland lebhaftes Interesse erweckt hatte, gab auch ihm eine mächtige Anregung, und so entschied er sich für einen religiösen Stoff und erwählte zum Gegenstande „die Erlösung der Menschheit durch Christus"; und in zwanzig in Hexametern geschriebenen Gesängen hat er diesen Gegenstand in seiner großen Dichtung „Der Messias" behandelt. Auf der Universität Jena, die er, um Theologie zu studieren, Ostern 1745 bezogen hatte, schrieb er, da er noch unschlüssig war, welches Versmaß er für seine Dichtung wählen sollte, die ersten drei Gesänge in Prosa nieder. — Der rohe Ton des Jenenser Studentenlebens aber sagte Klopstock wenig zu, und so siedelte er bereits im nächsten Jahre mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza nach Leipzig über, wo er mit Gellert, Gärtner, Gieseke, Cramer, Ebert, die uns in seinen Dichtungen (Oden) begegnen, eng befreundet wurde. Während seines Leipziger Aufenthaltes dichtete er die drei ersten Ge-

sänge des „Messias" um in den Vers Homers, den damals in der deutschen Dichtung noch ganz ungebräuchlichen Hexameter. Aber wohlverwahrt lag die Arbeit in seinem Koffer, und nur einem glücklichen Zufalle ist es zu danken, daß die Veröffentlichung dieses ersten Bruchstückes des Messias bereits im Jahre 1748 in den „Bremer Beiträgen" erfolgte. Während der Zeit der Messe nämlich bewohnte Klopstock mit seinem Vetter Schmidt ein Zimmer, das neben dem lag, welches Cramer, einer der Mitarbeiter der „Bremer Beiträge", inne hatte; und da dieser im Nebenzimmer öfters Gespräche in gewählten Ausdrücken, die ihm auffielen, hörte, machte er sich mit seinen Nachbarn bekannt. Als Cramer diese eines Tages besucht, wagt es Schmidt, die Arbeit aus dem Koffer zu nehmen, und beginnt aus derselben vorzulesen, aber absichtlich so wenig gut und sinngemäß, daß Klopstock ihm seine Dichtung aus der Hand reißt und selbst vorzulesen beginnt. Cramer ist von dem Gehörten ganz entzückt und bittet Klopstock, ihm den Abdruck der Arbeit in den „Beiträgen" zu gestatten. So wurde Klopstock Mitarbeiter der „Bremer Beiträge", und das in denselben veröffentlichte Bruchstück seiner großartig angelegten Dichtung erregte allerwärts ungeheures Aufsehen und ein ungemeines Interesse für den bis dahin noch ungenannt gebliebenen Dichter, dessen Ruf durch die Veröffentlichung gedachter drei Gesänge begründet worden war.

Noch in demselben Jahre verließ Klopstock Leipzig und nahm eine Hauslehrerstelle in einer angesehenen Familie Langensalzas an. Hier lernte er die Schwester seines Freundes Schmidt, seine Base Sophie, kennen und faßte zu derselben, die er unter dem Namen „Fanny" in seinen Oden mehrfach feiert, eine leidenschaftliche, doch unerwiderte Neigung. Daß seine Liebe keine Erwiderung fand, machte ihn sehr unglücklich. Deshalb kam ihm eine Einladung Bodmers, der von ihm große Erwartungen hegte — die erschienenen Gesänge des „Messias" hatten Klopstock auch in der Schweiz bereits viele Freunde und Verehrer gewonnen —, nach Zürich zu kommen, sehr gelegen. So siedelte Klopstock im Juli 1750 nach der Schweiz über. In dem hiesigen Freundeskreise verlebte er schöne Stunden; in der heitern Geselligkeit, welche er hier fand, kehrte auch sein Frohsinn und sein Lebensmut wieder, und die herrliche Natur, welche ihn umgab, erfrischte und stärkte ihn. Zeugnis davon giebt seine Ode „Der Zürchersee". Aber mit der Zeit empfand Klopstock doch den Mangel einer geordneten, bestimmten Thätigkeit, und das behagte ihm nicht. Dazu kam, daß Bodmer sich nicht befreunden konnte mit dem freien, ungezwungene Geselligkeit suchenden Leben des jugendlichen Sängers, der die Freuden harmlosen Jugendgenusses lange genug hatte entbehren müssen. Dies alles veranlaßte Klopstock, das Haus Bodmers und die Schweiz wieder zu verlassen, zumal sich ihm anderwärts Aussichten eröffneten, indem ihm in Kopenhagen ein Ort der Muße zur

Vollendung des „Messias" geboten wurde. Durch den Minister von Bernstorff auf ihn aufmerksam gemacht, hatte der König Friedrich V. von Dänemark ihm ein Jahrgehalt von vierhundert Thalern angeboten, damit er ganz der Vollendung seines „Messias" leben könnte. So ging Klopstock, nachdem noch der vierte und der fünfte Gesang seines „Messias" gedruckt worden waren, 1751 nach Kopenhagen. Er reiste über Quedlinburg, Braunschweig und Hamburg. In Hamburg lernte er die für seine Dichtung begeisterte Margarete (Meta) Moller kennen, welche er in seinen Oden unter dem Namen „Cidli" vielfach feiert, und die er 1754 auch als Gattin heimführte. Die ersten Jahre seiner sehr glücklichen Ehe sahen den Dichter auf dem Höhepunkte seines dichterischen Schaffens. Indessen sein Glück war nicht von langer Dauer, denn schon 1758 starb seine Meta während eines Besuches in Hamburg, und in Ottensen wurde sie begraben. In demselben Jahre gedieh der Messias bis zum 15. Gesange.

Nach dem Tode seines Gönners Friedrich V., und nachdem auch sein Freund, der Minister von Bernstorff, entlassen worden war und sich nach Hamburg zurückgezogen hatte, schied Klopstock wieder aus Dänemark, behielt aber den ihm verliehenen Titel eines Legationsrates und die ihm früher bewilligte Pension. Er siedelte nach Hamburg über, das damals der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland war, und vollendete hier 1773 den letzten Band seines „Messias", welcher die letzten Gesänge vom 16. an enthält. — Schon seit geraumer Zeit hatte der Dichter große Hoffnungen auf den neuen Kaiser Joseph II. (1765—1790), von welchem er die von dem großen Preußenkönige durchaus verweigerte Förderung der vaterländischen Litteratur erwartete, gesetzt. Es war nämlich der Plan vorhanden gewesen, in Wien eine Akademie zu gründen, durch welche die besten Schriftsteller belohnt und junge Geister zu regem Streben aufgemuntert werden sollten; und Klopstock hatte darauf gerechnet, als Mitglied an diese Akademie berufen zu werden. Dieser Plan war aber an der allgemeinen Lage Österreichs gescheitert. Da erging von ganz anderer Seite unerwartet ein Ruf an ihn: der Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach, ein für alles Gute und Edle empfänglicher Fürst, hatte dem Kirchenrate Böckmann den Auftrag gegeben, Klopstock an seinen Hof einzuladen. Als Klopstock die Einladung angenommen hatte, drückte ihm der Markgraf selbst brieflich seine Freude darüber aus und gab ihm gleichzeitig die Zusicherung, daß er jederzeit in Karlsruhe ein gern gesehener Gast sein würde. So hielt Klopstock 1774 seinen Einzug in Karlsruhe und nahm bei Böckmann in der Nähe des Schlosses Wohnung. Der Markgraf ernannte ihn zum Hofrate, wies ihm eine beträchtliche Besoldung zu und suchte ihn überhaupt durch zahlreiche Beweise seiner Huld und Hochachtung zu fesseln. Aber Klopstock wurde des Hoflebens bald müde; schon im Frühjahre 1775 verließ er, seinen Bruder, welcher nach Hamburg

reiste, begleitend, Karlsruhe, ohne ein Wort des Abschieds zurückzulassen. Allerdings trug er sich ja mit dem Gedanken an eine Rückkehr. Diese ist jedoch nie erfolgt, obwohl der Markgraf selbst in der verbindlichsten Weise ihn dazu einlud; ja, dieser war auch großmütig genug, ihm nicht zu grollen, ließ ihm ungeschmälert die Pension, wendete ihm auch andere Unterstützungen zu und besuchte ihn sogar in Hamburg. — Klopstock blieb jetzt beständig in Hamburg, inmitten eines großen Kreises von Verehrern und Verehrerinnen. Schon betagt, vermählte er sich zum zweitenmale, und zwar mit Johanna von Winthem, einer Nichte seiner Meta. Als die französische Revolution ausbrach, ergriff der Freiheitstaumel auch ihn: er besang den angebrochenen Morgen der Freiheit und erhielt dafür den Titel eines französischen Bürgers. Indessen die Schreckensscenen, welche die Revolution brachte, bekehrten ihn gar bald von seinem „Irrtum". In fast nie gestörter Gesundheit erreichte er ein Alter von 79 Jahren. Im Winter 1801 begann er zu kränkeln. Seit dem Februar 1803 verließ er sein Lager nicht mehr. Am 14. März 1803 beim Läuten der Mittagsglocke starb er, im Geiste mit seinem großen Epos beschäftigt. Seine letzten Worte waren: „Ja, wir sind alle in Gottes Hand gezeichnet" (vgl. 12. Gesang: Tod von Lazarus' Schwester Maria. Mustersammlung S. 127 oben). — Die Nachricht von seinem Tode machte überall den tiefsten Eindruck. Sein Leichenbegängnis am 22. März war großartig; ganz Hamburg und Altona hatten um den toten Sänger des „Messias" Trauer angelegt, selbst die Schiffe im Hafen waren schwarz bewimpelt. Lorbeer- und Myrtenkränze schmückten den Sarg, der auf dem stillen Friedhofe zu Ottensen unter einer mächtigen Linde bei den Klängen des Chorgesanges „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub" hinabgesenkt wurde in die Erde, wo der Dichter des „Messias" an der Seite seiner Meta die letzte Ruhestätte gefunden hat.

Klopstocks Bedeutung für die deutsche Litteratur liegt zunächst darin, daß er die selbständige Entwickelung der deutschen Dichtung nicht bloß als Notwendigkeit erkannt, sondern daß er auch thatsächlich mit gewaltiger Hand in dieselbe eingegriffen und für Hebung der Poesie Großes geleistet hat. Deshalb muß Klopstock als der Anfänger, ja als der Schöpfer der zweiten Blütezeit deutscher Poesie bezeichnet werden. Vor allem hat er der deutschen Dichtung wieder einen würdigen Inhalt gegeben, indem er sie hinwies auf der Menschheit höchste Gesetze, die Liebe zu Gott, zum Vaterlande, zur Menschheit, zur gesamten Natur. Die Ideen Religion, Vaterland, Freiheit waren nicht nur Gegenstand seiner Dichtungen, sie waren auch die Leitsterne seines Denkens und Strebens sein ganzes Leben hindurch. Drei Richtungen sind in Klopstocks Poesie zu unterscheiden: zunächst eine christlich-religiöse, welche in seinen Dichtungen zum Bekenntnis des Herzens wird; eine wahrhaft christliche Begeisterung spricht aus

ihm. Die zweite Richtung ist die vaterländische, die deutsche: er ist grunddeutsch an Ernst und Tiefe, an Familiensinn und Vaterlandsliebe, an Wahrheit und Stärke des Naturgefühls. Die dritte Richtung in der Klopstockschen Poesie ist die antike, welche sich nicht so in dem Inhalte wie in der Form seiner Dichtungen zu erkennen giebt. — Als treuer Sohn des Vaterlandes trat er entschieden für dessen Ehre und Selbständigkeit zunächst auf litterarischem Gebiete ein. Nicht mehr auf fremden Spuren sollte die deutsche Muse wandeln; beim Rauschen deutscher Eichen sollte sie sich gewöhnen, deutsche Helden zu feiern, deutsche Sitte im trauten Freundeskreise zu pflegen und aus treudeutschem Herzen zu Gott zu beten und zu singen. Nicht unwirksam ist auch die Einführung der alten deutschen Götterwelt, durch welche er die griechische ersetzen wollte, in die deutsche Dichtung. Die Stoffe für seine Dichtungen nahm er aus sich selbst; ganz neue Stoffe zog er in das Bereich der dichterischen Behandlung und sprach in denselben eine Fülle von Gedanken aus, welche auf die Entwickelung der Litteratur wie des Volkes von großem Einflusse und für dieselbe von hoher Bedeutung geworden sind. Es sind dies besonders die Ideen von Vaterland und von Freiheit. Leider aber fehlte es solcher ebenso schönen wie lebendigen Gesinnung an einem bestimmten Gegenstande: nirgends fand er ein Deutschland, auf das er sich hätte beziehen können; und so flüchtete er aus der Öde der Gegenwart in die reichere Vergangenheit: Hermann wurde der Held, den er seinem Volke als leuchtendes Vorbild hinstellte. Neben den Ideen der Vaterlandsliebe und der Freiheit macht die Begeisterung für Religion, Freundschaft und Liebe den Hauptinhalt seiner Schöpfungen aus.

Aber auch hinsichtlich der Form ist Klopstock ein großer Neuerer geworden, und auf seinen gewaltigen Schultern stehen mehr oder weniger alle, die nach ihm kommen. Erst er hat in eigentlichstem Sinne die Sprache gereinigt, indem er frei von der Künstelei der Sprachgesellschaften auf grammatisch richtigen Grundlagen neue Wörter bildete und zusammensetzte und Gedanken und Begriffe auf möglichst kleinen Umfang des Ausdrucks zurückzuführen und dadurch der Darstellung eine gedankenvolle Kürze zu geben suchte. So gelang es ihm, eine poetische Sprache zu schaffen, welche durch ihre großartige Kühnheit und ihre Bildsamkeit die begeisterte Bewunderung seiner Zeitgenossen erweckte und so gewaltig wirkte, daß alles von der Sucht, seine schwungvolle Darstellung nachzuahmen, ergriffen wurde. Auch dem Mißbrauche des Reimes, dem hohlen Reimgeklingel, arbeitete er entgegen, und dies Bestreben führte ihn auf die antiken Versmaße zurück, die er in die deutsche Dichtung einführte, hatte aber auch die natürliche Folge, daß er den Reim, den die antike Dichtung nicht kennt, verließ und ihn nur noch für das Kirchenlied gelten lassen wollte.

Klopstocks dichterischer Ruhm ist durch seine große epische Dichtung „Der Messias" begründet worden, und diese Dichtung ist in der That ein bahnbrechendes Werk geworden, aus christlich-poetischer Begeisterung heraus geboren, das selbst den Kreis, dem Klopstock nahe stand, überraschte. Die deutsche Litteratur war an einem großen Wendepunkte angelangt und begann in neue Bahnen einzulenken. — Der „Messias" behandelt in der Geschichte von dem Einzuge des Heilandes in Jerusalem bis zu seiner Himmelfahrt die Erlösung des Menschengeschlechtes. Denken wir jedoch daran, in welchem Maße Klopstock die Einfachheit der Thatsachen, wie sie uns die Leidensgeschichte in den drei letzten Kapiteln der Evangelien erzählt, erweitern mußte, um ein Epos von vier Bänden daraus zu gestalten, so muß es uns als selbstverständlich erscheinen, daß einerseits der Dichter eine Reihe selbst erfundener Thatsachen mit einfügen, und daß andererseits es einem so ausgedehnten Epos an Handlung, dem Haupterfordernisse eines Epos, fehlen mußte. Demgemäß wird in der That die fehlende Handlung vielfach durch lange Reden, Schilderungen, Gespräche und Gesänge ersetzt. Dazu kommt weiter, daß Klopstock die Vorgänge vielfach auf einen unsichtbaren, außerirdischen Schauplatz verlegt und für das menschliche Verständnis Unfaßbares darzustellen versucht. Überwiegend handeln die Gesänge von dem Verkehre des Messias mit Gott und den Engeln, von überirdischen Wesen, von den Seelen bereits Gestorbener, von den Seelen noch nicht Geborener, von den Zusammenrottungen der Bösen in der Hölle. Deshalb spottete schon Lessing: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein." Und doch enthält die Dichtung Schönheiten, die tief ergreifend sind und sie auch heute noch höchst lesenswert machen (z. B. der 4. Gesang: die Beratschlagung des jüdischen hohen Rates, die Verräterei des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, sein Gang nach dem Ölberge; im 7. Gesange die Begegnung der Portia, der Gemahlin des Pilatus, mit Jesu Mutter; im 10. Gesange die Schilderung des Lebens der ersten Christen; im 12. Gesange der Tod von Lazarus' Schwester Maria; im 14. Gesange die Erscheinung des Auferstandenen; im 19. Gesange die Zeit vor der Himmelfahrt).

Wenn nun auch feststeht, das Klopstocks Ruhm durch die ersten Gesänge des „Messias" begründet worden ist, so liegt doch seine Größe nicht auf dem Gebiete der epischen, sondern auf dem der lyrischen Dichtung, in seinen Oden, die in klassischen, den Alten nachgebildeten Strophen geschrieben sind. Die Stoffe, welche er in diesen behandelt, sind Religion, Vaterland, Freundschaft und Liebe; aber dies geschieht in einer Weise, die erkennen läßt, daß, mag der Stoff sein, welcher er wolle, sich das religiöse Gefühl wie ein goldener Faden durch fast alle Oden hindurchzieht. In seinen Hymnen ist der Einfluß der Psalmen Davids nicht zu verkennen. Die geistlichen Lieder

sind seine einzigen Dichtungen, in denen er den Reim angewendet hat. Aber da in ihnen fast nur die eigensten Empfindungen des Dichters zum Ausdrucke gebracht werden, nicht aber Gefühle, die Gemeingut aller Gläubigen sind, so sind nur wenige derselben zu Kirchenliedern geworden, zumal ihnen auch die volkstümliche Einfachheit des Kirchenliedes abgeht.

Auch sechs Dramen haben wir von Klopstock. Drei derselben behandeln biblische Stoffe: „Der Tod Adams" (der erste Mensch fühlt seinen Tod herannahen und bringt dessen schmerzliche Bedeutung sich und seiner Umgebung zum Bewußtsein); der Hauptinhalt seines „Salomo" wird gebildet durch Salomos Götzendienst und seine reuige Rückkehr zu Jehovah; sein „David" behandelt Davids Zählung des Volkes und Jehovahs Strafe für dieses Beginnen. Die drei vaterländischen Dramen nannte er Bardiete (d. h. Bardengesänge); sie sind „Die Hermannsschlacht", „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod". Für das Drama indessen war Klopstock nicht sonderlich beanlagt; als Odendichter aber steht er noch heute unübertroffen da.

§ 41. Der Göttinger Dichterbund.

Die Töne, welche Klopstock angeschlagen hatte, klangen in allen Beziehungen nach bei einer großen Menge von Dichtern, welche mehr oder weniger den Sänger des Messias als ihr Muster und Vorbild betrachteten und bald die eine, bald die andere Seite seiner dichterischen Eigentümlichkeit weiter ausbildeten. Der religiöse Zug Klopstocks artete dabei vielfach in eine mystische Gefühlsschwärmerei aus (Lavater, Jung-Stilling). Die vaterländische Richtung wurde von jenen Dichtern gepflegt, die sich selbst mit dem Namen Barden bezeichneten, unter denen wahres Talent aber eigentlich nur Denis, bekannter unter dem Namen des Barden Sined, besaß, welcher Hofbibliothekar und Hofrat in Wien war und mit Vorliebe Kaiser Joseph II. besang.

Nicht aber nur an eine Seite und an eine einzelne Richtung der Klopstockschen Muse, sondern an den ganzen Klopstock schloß sich in tiefer Begeisterung eine Dichtergruppe an, die unter dem Namen des Göttinger Bundes oder des Hainbundes bekannt ist. Aus dem freundschaftlichen Verkehre mehrerer zu Göttingen studierenden Jünglinge, die gleiches Streben und auch gleiche Neigung für die Poesie beseelte, erwuchs dieser Bund. Am 12. September 1772 gegen Abend unternahmen diese einen Spaziergang nach dem nahegelegenen Dorfe Wehnde. Nachdem sie in einem Bauernhause zu Abend gegessen hatten, traten sie in schwärmerischer Stimmung beim Scheine des Vollmondes den Heimweg an, der sie durch einen Eichenhain führte. Hier bekränzten sie ihre Hüte mit Eichenlaub, legten dieselben am Stamme einer Eiche nieder, tanzten um diese einen Reigen, gelobten sich ewige Freundschaft und gegenseitige Unterstützung und riefen Mond und

Sterne zu Zeugen ihres Bundes an. Die in Göttingen wohnenden Glieder des Bundes kamen wöchentlich einmal zusammen, lasen einander ihre Dichtungen vor und beurteilten dieselben. Was dessen für würdig erachtet wurde, wurde in das Bundesbuch eingetragen, und manches fand außerdem auch in dem anfangs von Boie, später von Voß herausgegebenen Musenalmanach Veröffentlichung. Der Hauptzweck des Bundes war Bekämpfung alles Undeutschen und mannhaftes Verfechten alles Deutschen; deshalb der entschiedene Anschluß an Klopstock, den Verfechter vaterländischer Ehre, deshalb das Verdammen der Dichtungen Wielands, der fast nur als Dichter der Sinnlichkeit angesehen werden konnte. In ihrer Verehrung Klopstocks wie in ihrem Hasse gegen Wieland ging indessen die jugendliche Schwärmerei etwas sehr weit, so weit, daß man des letzteren Werke mit Füßen trat und aus denselben Fidibusse schnitt, mit welchen man sich die Pfeife anzündete. Dem Bunde gehörten Voß, Boie, Hölty, die beiden Stolberge an, während Bürger nicht Mitglied des Bundes war, wohl aber zu demselben in freundschaftlicher Beziehung stand.

1. Voß. — Der Stifter und die eigentliche Seele des Bundes ist Johann Heinrich Voß. Geboren wurde er am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg als der Sohn eines infolge des Krieges verarmten Pächters, der später die Schulmeisterstelle in Penzlin erhielt. Auf dem Gymnasium zu Neubrandenburg empfing er von 1766 ab seine Vorbildung für die Universitätsstudien. Nach beendeter Schulzeit aber konnte er, da er fast mittellos war, vorläufig garnicht an den Besuch einer Universität denken. Darum nahm er eine Hauslehrerstelle an, um in derselben fleißig zu arbeiten und zu sparen und so möglicherweise die Mittel zum Besuche einer Universität zu gewinnen. Mittlerweile war er durch einige für den Göttinger Musenalmanach eingesandte Gedichte mit Boie bekannt geworden, und dieser forderte ihn auf, nach Göttingen zu kommen, wo man, um ihm den Aufenthalt hierselbst zu ermöglichen, für Freitische, freie Wohnung und freien Besuch der Vorlesungen sorgen wollte. Durch solche Versprechungen ermutigt, bezog er 1772 die Universität Göttingen und fing an, Theologie zu studieren, vertauschte dieses Studium aber bald mit dem philologischen und lebte im übrigen jenen dichterischen Bestrebungen, die ihn mit einer Anzahl gleichgesinnter Jünglinge zum Göttinger Dichterbunde vereinten, dessen belebende Seele er sehr bald wurde. In Göttingen blieb er bis 1775. Dann zog er nach Wandsbeck, wo er mit Claudius und mit Klopstock in Hamburg in herzlicher Freundschaft lebte, übernahm die Herausgabe des „Musenalmanach", welche ihm Boie bei seinem Übertritte in den Staatsdienst übertrug, und führte 1777 Boies Schwester Ernestine als Gattin heim. Hier in Wandsbeck entstand seine bekannte Idylle „Der siebzigste Geburtstag", in welcher wahrscheinlich ein eigenes Erlebnis des Dichters, nämlich ein Besuch mit seiner Ernestine bei seinen Eltern

in Penzlin, dichterisch erzählt ist. Im Jahre 1778 übernahm Voß das Rektorat zu Otterndorf im Lande Hadeln (nordwärts von Stade auf dem linken Elbufer), und von hier aus kündigte er seine Übersetzung der Odyssee an. Jedoch schon nach Verlauf von vier Jahren (1782) vertauschte er die Stelle in Otterndorf mit der einträglicheren in Eutin, wohin er auf seines Freundes Friedrich Leopold zu Stolberg, mit dem im Verkehre er fortan eine sehr glückliche Zeit verlebte, Betrieb berufen wurde. In dieser Stellung erhielt er 1786 auch den Hofratstitel. Im Jahre 1781 war die Übersetzung der Odyssee, in welcher er mit Glück die Übertragung des griechischen Epos in deutsche Hexameter versucht hat, vollendet worden, und 1793 wurde zugleich mit der Odyssee in neuer Bearbeitung auch die Übersetzung der Iliade herausgegeben. In seinen Übersetzungen liegt Voßens größte Bedeutung; durch dieselben erwarb er sich ein großes Verdienst sowohl um das Studium der altklassischen Werke, als auch um die ganze Volksbildung, und indem er in seinen Übersetzungen Inhalt und Form der Urschrift mit möglichster Treue wiederzugeben suchte, wurde er der eigentliche Begründer der Übersetzungskunst.

Hohe dichterische Begabung besaß Voß nicht. In seinen Liedern, Oden und Elegien herrscht trockene Verständigkeit, zumal er zugleich auch lehrhaft sein will; er sucht den natürlichen, einfachen Ton der Volksdichtung anzuschlagen, erhebt sich aber selten über das poetische Malen, sodaß seine Dichtungen öfters nur als gereimte Prosa erscheinen. Bedeutendes hat er auf dem Gebiete der Idylle geleistet, in welcher die Natürlichkeit und die trauliche Schilderung den Leser noch heute anheimeln. Die vorzüglichste derselben ist seine „Luise", eine Idyllenkranz, ein ländliches Gemälde in drei Gesängen: 1. „Das Fest im Walde" erzählt, wie Luisens Geburtstag von deren Vater, dem Pfarrer von Grünau, sowie ihrer Mutter und ihrem Bräutigam gefeiert wird; 2. „Der Besuch" berichtet von dem Besuche des Bräutigams, des Pfarrers Walther, im Hause der Eltern seiner Verlobten; 3. „Die Vermählung", welche im kleinsten Kreise festlich begangen wird, bildet den Schluß. — Auch in diesen Idyllen reichen, grade wie im siebzigsten Geburtstage, Wahrheit und Dichtung einander die Hand. Ein der Stadt Eutin benachbartes Pfarrdorf am Kellersee, Mallente bei Gremsmühlen, und der Buchenwald an einer Bucht des Sees, welcher sehr oft das Ziel seiner Spaziergänge war; das sind die Örtlichkeiten für die in diesen Idyllen dargestellten Bilder.

Wegen seiner geschwächten Gesundheit trat Voß im Herbste 1802 in den Ruhestand und ging nach Jena, wo er sich die folgenden drei Jahre aufhielt. Hier studierten seine beiden Söhne; hier verkehrte er auch in freundlichster Weise mit Goethe und Schiller. Im Jahre 1805 erhielt er einen Ruf an die Universität Heidelberg. Goethe suchte ihn in Jena festzuhalten, jedoch vergeblich. Voß folgte dem Rufe, kaufte sich in Heidelberg ein Haus mit Garten und verlebte in

Rüstigkeit ein heiteres Alter. Er starb hier als badischer Hofrat den 30. März 1826, 75 Jahre alt.

2. Hölty. — Ein lyrisches Talent, das leider ein früher Tod nicht zur vollen Entfaltung kommen ließ, begegnet uns in Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Er wurde geboren am 21. Dezember 1748 zu Marienſee bei Hannover, wo sein Vater Pastor war. Im väterlichen Hause genoß er eine sorgfältige Erziehung. Bis in sein neuntes Jahr war er ein munterer, fröhlicher Knabe. Da starb seine geliebte Mutter an der Schwindsucht (1757); und kaum war sie bestattet, so wurde er selbst von den Blattern befallen, und zwar so heftig, daß er lange vollständig blind blieb und erst nach zwei Jahren die Sehkraft wieder erlangte. Seitdem war es mit seiner kindlichen Heiterkeit vorbei: er mied die lärmende, lustige Gesellschaft seiner Altersgenossen, suchte einsame Orte auf und weilte am liebsten im stillen Walde und auf dem Friedhofe zwischen den Gräbern. Dabei aber zeigte er eine außerordentliche Lernlust und rege Wißbegierde: über den Büchern vergaß er Essen und Trinken, Ruhe und Spiel. Nachdem er bis zum Jahre 1765 von seinem vielseitig gebildeten Vater unterrichtet worden war, kam er nach Celle auf das Gymnasium, und nach vier Jahren (1769) bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Hier wurde er bald ein eifriges und thätiges Mitglied des Göttinger Bundes. In dem Musenalmanache legte er viele seiner Gedichte nieder, wie z. B. „Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt", „Die Luft ist blau, das Thal ist grün", „Üb' immer Treu' und Redlichkeit", „Wer wollte sich mit Grillen plagen", „Rosen auf den Weg gestreut", „Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute" (Elegie auf den Tod eines Landmädchens), — alles Dichtungen, die sich durch Einfachheit und Anmut, durch Einfalt und Natürlichkeit der Gedanken, durch Wohllaut und warmes Naturgefühl auszeichnen; aber vielfach geht durch seine Lieder auch ein Zug von Schwermut und Todesahnung. Seine Idylle „Das Feuer im Walde" und seine Ode „Das Landleben" sind allgemein bekannt. — Im Jahre 1774 fing er ernstlich zu leiden an: er warf Blut aus und klagte über Brustschmerzen, sodaß, wenn auch er selbst sein Leiden nicht für bedenklich hielt, der Arzt doch die größte Schonung anriet. Da traf ihn im Frühjahre des nächsten Jahres 1775 in dem Verluste seines Vaters ein neuer Schlag. Aus Anlaß dieses Todesfalles entstand seine „Elegie am Grabe meines Vaters" („Selig alle, die im Herrn entschliefen"). Im Sommer ging er noch einmal nach seinem Geburtsorte Marienſee, um hier eine ordentliche Kur zu brauchen; aber diese hatte nicht den gewünschten Erfolg. Zu einer Nachkur siedelte er im Herbste nach Hannover über, wo er sich zugleich mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigte. Hier starb er am 1. September 1776.

3. F. L. Graf zu Stolberg. — Von den beiden Brüdern Grafen zu Stolberg ist der bei weitem bedeutendere Friedrich Leopold

Graf zu Stolberg, geboren den 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein. Mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Christian studierte er von 1772 an zunächst in Halle und sodann in Göttingen, woselbst beide dem Hainbunde beitraten. Nach Beendigung seiner Studien wurde er dänischer Kammerjunker und bekleidete später die Stelle eines Lübecker Geschäftsträgers bei der dänischen Regierung. Im Jahre 1789 ging er als dänischer Gesandter nach Berlin und von hier mit dem Titel eines Präsidenten der fürstbischöflichen Regierung (Regierungspräsident) nach Eutin. Hier erneuerte er mit Voß den alten Freundschaftsbund und wurde durch ihn auch wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit angespornt. Der Glanz jedoch, mit dem er sich jetzt umgab, trug nicht wenig dazu bei, ihm den einfach bürgerlich gesinnten Voß zu entfremden. Dazu kam noch ein Doppeltes: in seiner Jugend war er einer der stürmendsten Freiheitsschwärmer und Tyrannenhasser gewesen, jetzt aber in seiner Stellung trat eine aristokratische Anschauung und Richtung bei ihm hervor, und in seiner Umgebung wurde ein aristokratischer Ton herrschend; zum andern neigte er sich seit einer Reise durch die Schweiz und Italien bedenklich dem Katholizismus zu. Im Jahre 1800 legte er seine sämtlichen Ämter nieder, zog nach Münster und trat mit seiner ganzen Familie öffentlich zur katholischen Kirche über. Später siedelte er nach dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück über, wo er am 5. Dezember 1819 starb. — Als Dichter schloß Stolberg sich vor allem an Klopstock an, und die drei Richtungen, welche wir bei diesem finden, die antike, die vaterländische und die religiöse, finden wir auch bei Stolberg wieder. Er hat Oden, Lieder, Balladen und Romanzen gedichtet, in denen er gern auf den ritterlichen Geist der deutschen Vorzeit zurückgeht. Einige von seinen Liedern haben sich bis heute lebendig erhalten: „An die Natur" („Süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur"), „Lied eines deutschen Knaben" („Mein Arm wird stark und groß mein Mut, gieb, Vater, mir ein Schwert"), „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn" („Sohn, da hast du meinen Speer").

4. Bürger. — Ohne sich eigentlich an Klopstock irgendwie anzuschließen, war dem Göttinger Bunde befreundet und auch Mitarbeiter des Musenalmanachs Gottfried August Bürger, entschieden der begabteste und hervorragendste Lyriker dieser Gruppe, der wie kein anderer den Volkston zu treffen wußte und besonders in seinen Balladen gradezu hinreißend und erschütternd ist. Bürger war in der Nacht vom 31. Dezember 1747 auf den 1. Januar 1748 zu Molmerswende in der Nähe von Halberstadt im Unterharze geboren, wo sein Vater Pastor war. Ohne das Glück eines freundlichen Elternhauses kennen zu lernen, wuchs er auf. Den ersten Unterricht erhielt er im väterlichen Hause. Da aber sein Vater frühzeitig starb, nahm sich der Großvater, ein wohlhabender Ackerbürger in Aschersleben, des verwaisten Knaben an und ließ ihn seit 1760 die Stadt-

schule zu Aschersleben besuchen. Von dieser Anstalt wegen eines Spottgedichtes auf den Haarbeutel eines Primaners, das zu einer Schlägerei Veranlassung gegeben hatte, entlassen, setzte er auf dem Pädagogium in Halle, wo er an Klopstocks Dichtungen sich begeisterte und bereits selbst einen „Christus in Gethsemane" dichtete, seine Vorbildung für das Studium fort. Auf seines Großvaters Verlangen, aber ganz gegen seine eigene Neigung, ließ er sich 1764 als Student der Theologie einschreiben. Das lustige, ausgelassene Studentenleben genoß er in vollen Zügen; aber als er sich hierin zu Ausschweifungen fortreißen ließ und als Begründer einer verbotenen Landsmannschaft eine Karzerstrafe verbüßen mußte, rief ihn der Großvater aus Halle zurück. Erst 1768 gestattete er ihm, wieder auf die Universität zu gehen, und zwar nach Göttingen, wo er die Rechtswissenschaften studierte. Eine Zeit lang führte er hier ein ordentliches, arbeitsames Leben, aber nur zu bald wurde er wieder der Genosse wüster Gesellen. Als dies sein Großvater erfuhr, zog er seine Hand gänzlich von dem leichtfertigen Enkel ab und überließ ihn seinem Schicksale. — Zu dieser Zeit kam Boie nach Göttingen und lernte Bürger kennen. Da er bald seine dichterische Begabung erkannte, nahm er sich seiner an und machte ihn mit den späteren Hainbündnern bekannt, deren mehrere seine Freunde wurden. Durch dieser Vermittelung erhielt er 1772 die Stelle eines Justizamtmannes in Amt Altengleichen bei Göttingen und wohnte als solcher in dem nahen Gelliehausen. Als der Großvater hiervon hörte, war er sehr erfreut, söhnte sich mit dem Enkel aus, bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden und gab ihm sogar noch die Kautionssumme, die für die Übernahme des Amtmannspostens erforderlich war. In diesem und dem folgenden Jahre schrieb Bürger mehrere seiner schönsten Gedichte, unter diesen auch sein Meisterwerk „Lenore". Diese Ballade durchflog in einem Augenblicke ganz Deutschland und riß alle, die sie kennen lernten, zur höchsten Bewunderung hin. Bürger hatte von jeher eine Neigung für das Unheimliche und Schauerliche; als er da einmal bei einem Spaziergange im Mondenscheine ein Bauernmädchen die Worte singen hörte: „Der Mond, der scheint so helle; die Toten reiten so schnelle. Feinsliebchen, graut dir nicht?", beschloß er, eine Ballade danach zu dichten, für welche der erst seit kurzem beendete siebenjährige Krieg den Hintergrund bilden mußte.

Im Jahre 1774 siedelte er nach Niedeck über, und hier verheiratete er sich im Herbste mit Dora Leonhardt, der ältesten Tochter eines benachbarten Justizamtmannes, ohne sie jedoch aufrichtig zu lieben. Bald darauf übernahm er in der Absicht, seine Vermögensverhältnisse zu bessern, eine Pachtung in Appenrode. Da er aber nichts von der Landwirtschaft verstand, verlor er hierbei in einigen Jahren sein ganzes von seinem Schwiegervater ererbtes Vermögen. Dazu kam noch häuslicher Unfrieden; denn auch mit der jüngeren

Schwester seiner Frau, Auguste, der oft von ihm besungenen Molly, welche nach dem Tode ihres Vaters eine Zeit lang unter seinem Dache wohnte, hatte er eine Verbindung angeknüpft, die ihm die aufreibendsten Gewissensqualen verursachte. Darum entschloß er sich, nachdem seine Gattin am 30. Juli 1784 gestorben war, seine Stellung aufzugeben. Er siedelte nach Göttingen über, hielt hier Vorlesungen, gab Privatunterricht und übernahm schließlich die Herausgabe des Musenalmanachs. Am 17. Juni 1785 verband er sich auch mit seiner geliebten Molly; aber schon am 9. Januar 1786 starb diese, und mit ihr verlor er den letzten Halt. Der Wunsch, seinen drei Kindern wieder eine Mutter zu geben, bewog ihn, sich im Oktober 1790 zum drittenmale zu verheiraten mit Elise Hahn aus Stuttgart, welche, von seinen Gedichten hingerissen, in einem Gedichte sich ihm öffentlich zur Frau angeboten hatte. Da diese aber leichtsinnig, zerstreuungssüchtig und ohne Sinn für häusliches Leben war, ließ er sich bald wieder von ihr scheiden. Das war der letzte schwere Schlag, der ihn traf und von dem er sich nicht wieder erholte. Seine letzten Jahre waren trübe. Mit der ärgsten Not, ja mit dem Hunger hatte er zu kämpfen („Er hat nichts zu essen, als was ihm seine Freunde schicken."), und an einer abzehrenden Krankheit starb er am Abende des 8. Juni 1794.

Bürger besaß alle die Eigenschaften, die einen wirklichen Dichtergeist kennzeichnen. Begabt mit tiefem, weichem, warmem Gefühle, wußte er auch den Volkston meisterhaft zu treffen. In der Wahl des Stoffes aber gab er sich zu sehr den Eindrücken hin, welche seine zerrissenen, unglücklichen Lebensverhältnisse auf ihn machten. Von seinen lyrischen Gedichten ist „Das Blümchen Wunderhold" eine der trefflichsten Allegorien. Seine Balladen sind von einer seltenen Jugendfrische und Kraft. Außer seiner „Lenore" sind ja allgemein bekannt: „Der wilde Jäger", „Das Lied vom braven Mann", „Die Kuh", „Der Kaiser und der Abt". Seine Sonette gehören mit zu dem Besten, was wir in dieser Form haben.

5. Claudius. — An den Göttinger Dichterbund schloß sich, obwohl er nicht in Göttingen studiert hat, Matthias Claudius eng an, der namentlich mit Klopstock, Voß und den beiden Stolberg in freundschaftlichem Verkehre lebte. Geboren ist er am 15. August 1740 in Reinfeld bei Lübeck, wo sein Vater Pastor war. Als er 19 Jahre alt geworden, bezog er zugleich mit seinem älteren Bruder Josias die Universität Jena, um Theologie zu studieren, vertauschte dieses Studium jedoch sehr bald mit dem der Rechtswissenschaften. Nach beendigten Studien kehrte er in seine Heimat zurück, und hier blieb er, bis er 1764 als Sekretär des Grafen von Holstein nach Kopenhagen berufen und mit Klopstock, der, um in Muße seinen „Messias" zu vollenden, hier lebte, innig befreundet wurde. Nach einem Jahre gab er seine Stellung in Kopenhagen wieder auf und kehrte nach Reinfeld in das stille Vaterhaus zurück, wo er drei Jahre blieb. Dann begab er sich

nach Hamburg, und als 1771 eine neue Zeitung ins Leben gerufen wurde, die neben Politischem auch Poetisches und Gelehrtes bringen sollte, übernahm er die Leitung und Herausgabe derselben, des „Wandsbecker Boten". Alsbald siedelte er nun nach Wandsbeck über, und hier blieb er, abgesehen von den Jahren 1776 und 1777, in welchen er die Stelle eines Oberlandeskommissärs zu Darmstadt bekleidete, fast bis zu seinem Tode. Wenn auch der Bote in seiner ersten Gestalt zunächst nur vier Jahre seinen Weg gelaufen ist, so hat er doch, nachdem er von dem Ballaste des Politischen befreit worden war, in der neuen Gestalt seinen Weg in vieltausend Häuser und Herzen gefunden und wird noch heute da gelesen, wo man den Sinn für ein schlichtes, frisches, frohes, frommes Lied nicht verloren hat. Bekannt sind ja die Lieder: „Der Mond ist aufgegangen", „Das große schöne Tagsgestirne", „War einst ein Riese Goliath", „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", „Wenn einer eine Reise thut", „Der Winter ist ein harter Mann". — Im Jahre 1772 verheiratete er sich mit seiner Rebekka, der Tochter eines Zimmermeisters in Wandsbeck, und seine Ehe war eine überaus glückliche. Seine Einnahmen aber waren nur mäßige und vermochten die Sorgen von seinem Hause nicht fern zu halten. Da verhalf ihm sein Freund Herder 1776 zu der bereits erwähnten Anstellung in Darmstadt. Allein in diesem Amte fand Claudius keine Befriedigung. Dazu kam noch, daß er sich auch in das süddeutsche Leben nicht recht finden konnte, daß er keinen Freund nach seinem Sinne fand, sich nach dem Norden zurücksehnte und schließlich krank wurde. So gab er bereits nach kaum Jahresfrist diese Stellung wieder auf und kehrte nach Wandsbeck zurück, ohne eine bestimmte Aussicht auf Beschäftigung und Einnahme. Als er sich, um zu einer sicheren Lebensstellung zu gelangen, an den König von Dänemark wandte, gab ihm dieser zunächst ein Jahrgehalt von 200 Thalern, ernannte ihn aber später zum ersten Revisor der schleswig-holsteinischen Bank in Altona. Diese Stellung gestattete ihm, in Wandsbeck wohnen zu bleiben; nur jedes Vierteljahr mußte er auf einige Tage zur Revision nach Altona reisen. Die Schrecken der Napoleonischen Zeit berührten auch ihn. Als der wilde Davoust 1813 Hamburg nahm, mußte des Dichters Schwiegersohn, der nachmals so berühmt gewordene Buchhändler Friedrich Perthes, mit Weib und Kind aus der Stadt nach Holstein flüchten; und als der König von Dänemark sich mit Napoleon verband, mußte auch der 73jährige Claudius sein geliebtes Wandsbeck verlassen und ebenfalls weiter ins Holsteinische ziehen, wo er bald da, bald dort sich aufhielt. Im Mai 1814 kehrte er noch einmal auf kurze Zeit über Lübeck nach Wandsbeck zurück; aber noch im Winter desselben Jahres siedelte er auf dringendes Bitten seiner Kinder zu diesen nach Hamburg über, und hier starb er am 21. Januar 1815. Bekannt ist er unter dem Namen des „Wandsbecker Boten", mit welchem Namen er sich selbst am liebsten bezeichnete.

§ 42. Wieland.

Dem Hainbunde gradezu verhaßt — man trat ja seine Werke mit Füßen und zerschnitt sie zu Fidibussen — war ein Bahnbrecher anderer Art und anderen Geistes, als er uns in Klopstock entgegengetreten ist, Christoph Martin Wieland, der gewöhnlich als das zweite Haupt der älteren Gruppe unserer klassischen Litteraturwelt bezeichnet wird. Um die deutsche Litteratur hat er sich große Verdienste erworben, indem er die Schattenseiten der Klopstockschen Richtung in mancher Hinsicht ausglich. Im Gegensatze zu dem übertriebenen Schwunge, der Schwerfälligkeit und der Dunkelheit, in die die deutsche Sprache durch Klopstock geraten war, hat er derselben Glätte und Gefälligkeit, Anmut und Deutlichkeit gegeben. Auch den Reim, den Klopstock und seine Anhänger zu verdrängen bemüht gewesen waren, brachte er wieder zu Ehren. Außerdem hat er das Verdienst, nachdem Klopstock, sowohl was den Inhalt, als auch was die Form anlangt, einen gewissen schweren Ernst in die Poesie gebracht hatte, dem Frohsinne, dem geistvollen Humor wieder Bahn gebrochen zu haben, wenn er in dieser Hinsicht auch manchmal zu weit geht und der ausgelassensten Sinnlichkeit die Zügel schießen läßt. Endlich führte er der deutschen Poesie auch eine Menge neuer Stoffe zu und bahnte dadurch, daß er der deutschen Litteratur das Gebiet der Romantik wieder eröffnete und den Schauplatz seiner Romane nach Spanien, nach Griechenland, in das Morgenland verlegte, eine vollständig neue Richtung an.

Geboren wurde er am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei der kleinen schwäbischen Reichsstadt Biberach, nach welcher sein Vater nicht viel später als Pfarrer versetzt wurde. Auf die Erziehung seines Sohnes verwendete der Vater große Sorgfalt. In Wielands Leben lassen sich drei durchaus verschiedene Abschnitte unterscheiden, ein entschieden religiöser, ein entschieden sinnlicher und ein ernster. Diese geistige Umwandlung hat sich wie bei keinem andern Schriftsteller charakteristisch auch in seinen Werken ausgeprägt, sodaß diese, wie ein Spiegel der Zeit überhaupt, so besonders ein Spiegel der sittlichen und geistigen Entwickelung ihres Verfassers sind. Im elterlichen Hause wurde der Knabe streng religiös erzogen, und diese streng religiöse Erziehung fand ihre Fortsetzung zuerst in der Biberacher Stadtschule und sodann in der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, wohin er schon vor vollendetem 14. Jahre geschickt wurde. Klopstocks „Messias" machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck. Im Alter von 17 Jahren bezog er im Herbste 1750 die Universität Tübingen, wo er das anfängliche Studium der Theologie mit dem der Rechtsgelehrsamkeit vertauschte, indessen mehr Gefallen als auch an diesem Studium an der Beschäftigung mit der Philosophie und der neueren schönen Litteratur fand. Der Ruf, zu welchem Bodmer

durch seinen Streit mit Gottsched gekommen war, hatte Bodmer zu einer besonders von der jüngeren Dichterwelt verehrten Persönlichkeit gemacht. Auch Wieland sandte ihm die ersten fünf Gesänge eines unvollendet gebliebenen vaterländischen Epos „Hermann" zu. Im Sommer 1752 folgte er dann einer von Bodmer an ihn ergangenen Einladung nach Zürich und wohnte zwei Jahre in seinem Hause, bis er seinen Wohnsitz nach Bern verlegte, wo er eine Hauslehrerstelle angenommen hatte. Von Bodmer wurde Wieland bezüglich der Richtung seiner dichterischen Thätigkeit vielfach beeinflußt, sodaß er beinahe zum religiösen Schwärmer wurde und in der rücksichtslosesten Weise gegen die Anakreontiker, besonders auch den wackern Gleim, zu Felde zog, weil sie fast nur von Lebenslust und Lebensgenuß sangen. Sehr bald aber schlug diese Frömmigkeit, die von Haus aus einen durchaus krankhaften Charakter hatte, da sie nur eine angelernte war, in das Gegenteil um, in Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit.

Im Jahre 1760 kehrte Wieland in seine Heimat zurück und wurde in seiner Vaterstadt als Kanzleidirektor angestellt. Bereits mit seiner Entfernung von Bodmer war er von dessen vorherrschend religiöser Richtung abgekommen: er las freisinnige französische und englische Schriftsteller und fing an, sich mit Dramen sowie mit der Bearbeitung altklassischer Stoffe zu beschäftigen. Dazu kam weiter, daß er in Biberach mit dem ehemaligen kurmainzischen Minister Grafen Stadion bekannt wurde, der in der Nähe von Biberach, auf Schloß Warthausen, wohnte und in dessen Hause Wieland viel verkehrte. Hier lernte er die feinere Weltbildung und das gefällig ansprechende Wohlleben der höheren Stände kennen, und der Umgang mit dem Grafen Stadion, einem Manne von feiner französischer Bildung und frei im Denken wie im Leben, war es, der die bereits früher begonnene Wandlung in Wielands Gesinnung vollendete. Und wie seiner Zeit er gegen die Anakreontiker geeifert hatte, so traten nun sittlich ernste Männer gegen das Verderbliche und Unreine in seinen Schriften, die in Stoff und Behandlung den französischen Einfluß nicht verleugnen konnten, auf. Damals war es auch, wo die Hainbündner sich mit seinen Schriften die Pfeifen anzündeten. — Mit dem Tode des Grafen Stadion löste sich jener geistvolle Kreis in Warthausen auf, und da die engen Verhältnisse seiner Heimat ihm drückend waren, so begrüßte Wieland mit Freuden seine Berufung durch den Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, an die Universität Erfurt. Im Sommer 1769 folgte er derselben und ging nach Erfurt. Seine Lehrthätigkeit hierselbst betrieb er mit Eifer, und sein eingehendes Studium der Philosophie und der Geschichte veranlaßte ihn auch zu neuer schriftstellerischer Thätigkeit. Seine hiesige Wirksamkeit als Lehrer sowohl wie auch als Schriftsteller bahnte ihm, indem sie die Aufmerksamkeit der geistvollen und kunstsinnigen Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar erregte, den Weg nach Weimar. Diese

suchte für ihre beiden Söhne (der ältere ist der Erbprinz Karl August) eben nach einem Erzieher, und ihre Wahl fiel auf Wieland, der denn 1772 mit dem Titel eines Hofrates als Prinzenerzieher nach Weimar übersiedelte. Mit Wielands Berufung nach Weimar beginnt der dritte Abschnitt in seinem litterarischen Leben. Bei seinem tadellosen Privatleben hoch geachtet und geehrt, in reger litterarischer Thätigkeit, und im anregenden Verkehre mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit (Goethe, Schiller, Herder) verlebte er hier die schönsten Jahre seines Lebens in behaglichen, ihn beglückenden Verhältnissen. Eine Gesamtausgabe seiner bis jetzt erschienenen Werke setzte ihn in den Stand, das Gut Osmanstädt bei Weimar käuflich zu erwerben. Hierher zog er sich 1798 mit seiner großen Familie (— verheiratet hatte sich Wieland 1765 mit einer Augsburgerin —) zurück, und hier lebte er in stillem, friedlichem Glücke bis zum Jahre 1801, wo er unter den entlaubten Bäumen seines Gartens die treue Gattin, den „Engel, mit dem er fünfundbreißig Jahre lang glücklich gelebt", begraben mußte. Dieses traurige Ereignis veranlaßte ihn, das Gut zu verkaufen und 1803 seinen Wohnsitz wieder in Weimar zu nehmen. Hier lebte er noch bis 1813. Um die Mitternachtsstunde des 20. Januar starb er und wurde dann in Osmanstädt feierlich beigesetzt.

Wieland hat sehr viel geschrieben, von dem jedoch auch viel wieder der Vergessenheit anheimgefallen ist. Eine große Thätigkeit entwickelte er namentlich auch als Übersetzer, und als solcher erwarb er sich ein bedeutendes Verdienst durch seine Übersetzung von 22 Stücken Shakespeares, welche den großen britischen Dichter zuerst in Deutschland bekannt machte. Alle diese Stücke, mit alleiniger Ausnahme des Sommernachtstraumes, den er im Versmaße der Urschrift wiedergegeben hat, hat er in Prosa übertragen. — Von seinen Romanen erwähnen wir nur den satirischen Roman „Die Abderiten", in welchem er die Thorheiten und das spießbürgerliche Leben kleiner Städte mit ihrer geistlosen Wichtigthuerei und ihren Albernheiten verspottet (der Schauplatz ist die kleine Stadt Abdera in Thrazien; der kostbare Brunnen; der Empfang des Euripides; der Schatten des Esels; die Frösche der Latona). — Sein größtes und zugleich bedeutendstes Gedicht ist sein romantisches Epos „Oberon". Goethe übersandte dem Dichter, nachdem er den Oberon gelesen hatte, einen Lorbeerkranz, und an Lavater schrieb er: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird das Gedicht als Meisterwerk poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." Drei Haupthandlungen hat Wieland in diesem romantischen Epos in meisterhafter Weise miteinander verschlungen: Hüons Abenteuer, dessen Liebe zu Rezia und die Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon.

Hüon, der Sohn des Herzogs Sigwin von Guienne, ein Paladin Karls des Großen, ist von einem Sohne des Kaisers, dem heimtückischen Charlot, angefallen worden und hat das Unglück gehabt,

diesen im Kampfe zu erschlagen. Karl in äußerster Wut, will Hüon umbringen, wird aber durch seine Umgebung daran gehindert. Als Sühne giebt er demselben nun auf, eine Heldenthat zu vollbringen, von der sich schwerlich erwarten läßt, daß er sie bestehen werde. Nach Bagdad soll Hüon gehen, in den Festsaal des Kalifen eindringen, dem den Kopf abschlagen, der bei Tafel zur Linken des Kalifen sitze, die Tochter des Kalifen als Braut heimführen, von diesem selbst aber vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare dem Kaiser überbringen. Mit schwerem Herzen tritt Hüon den Zug nach Bagdad an. In einer Höhle des Libanon trifft er einen Einsiedler: es ist Scherasmin, ein früherer Knappe seines Vaters. Dieser schließt sich dem Sohne seines einstigen Herrn an. In einem Zauberwalde erscheint ihnen Oberon, auf einem von Leoparden gezogenen Wagen. Oberon hat sich von seiner Gemahlin Titania, weil diese einer untreuen Gattin gegen den verratenen und betrogenen Gatten beigestanden hat, getrennt und das Gelübde gethan, sich mit ihr nicht eher wieder zu versöhnen, als bis er ein treues Paar gefunden habe, das lieber den Flammentod wählen als seiner Liebe untreu werden wolle. Da er in Hüon und dessen zukünftiger Braut dieses Paar zu finden hofft, so verspricht er diesem seine wunderbare Hilfe, schenkt ihm sogleich ein Horn, das in allen Tanzwut erregt, wenn es leise geblasen wird, auf dessen Schall aber, wenn er laut ertönt, Oberon selbst zur Hilfe erscheint; ferner einen Becher, der sich an den Lippen jedes Ehrenmannes mit edlem Weine füllt. Hüon und Scherasmin setzen jetzt wohlgemut ihre Reise fort. In Bagdad angelangt, erblickt Hüon auf Oberons Veranlassung im Traume die ihm bestimmte Braut, und ebenso sieht Rezia, die Tochter des Kalifen, in einem gleichzeitigen Traume das Bild eines schönen Ritters mit blauen Augen und blondem Haare, wodurch ihr Widerwille gegen den ihr aufgedrungenen Verlobten, einen Drusenfürsten, noch erhöht wird. Hüon erscheint am Hofe des Kalifen und schlägt mit kühner Hand dem zur linken Seite desselben sitzenden Drusenfürsten das Haupt ab. Gleichzeitig erkennen aber auch Hüon und Rezia, eins im andern, gegenseitig ihre Traumbilder. Mit gezückten Säbeln dringen nun die Sarazenen auf Hüon ein. Ihre Wut wird von diesem durch das Horn in Tanzwut umgewandelt, und den Kalifen fordert er auf, ihm vier seiner Backenzähne und eine Hand voll Barthaare auszuliefern. Schäumend vor Wut über solches Ansinnen springt dieser auf, und die Sarazenen stürmen von neuem gegen Hüon an. Da stößt Scherasmin mit solcher Gewalt in das Horn, daß Oberon selbst erscheint. Auf seinem Zauberwagen entführt er die Liebenden. Am Strande von Askalon empfängt Hüon durch Oberons Fürsorge die Backenzähne und die Barthaare des Kalifen, und er kann nun mit seiner Braut die Rückfahrt über das Meer antreten. Jetzt aber beginnen die Prüfungen ihrer Treue. Aus einem Seesturme retten Hüon und Rezia nur das Leben und

werden voneinander getrennt. Von Seeräubern geraubt, wird Rezia nach Tunis gebracht, und nach längerer Zeit gelangt hierher auch Hüon. Da beide durch ihre Schönheit auffallen, haben sie in den auch unter Drohungen, ja unter der Androhung des Feuertodes, ihnen von verschiedener Seite entgegentretenden Versuchungen, die sie dazu bringen sollen, die gegenseitig gelobte Treue zu brechen, einen harten Stand. Aber siegreich bestehen sie alle Versuchungen. Da hat auch der Zwist zwischen Oberon und Titania sein Ende gefunden. Der Elfenkönig läßt nun beide, Hüon und Rezia, glücklich nach Paris gelangen. Hüon überreicht dem Kaiser Karl das Kästchen mit den Zähnen und den Barthaaren des Kalifen und stellt ihm Rezia, seine Braut, als des Kalifen Tochter vor. Da erstirbt der alte Groll in Karls Brust, und liebevoll schüttelt er des Helden Hand mit den Worten: „Nie fehl' es unserm Reiche an einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche."

§ 43. Lessing.

Der dritte Bahnbrecher unserer neuen dichterischen Entwickelung ist Gotthold Ephraim Lessing, der von Klopstock und Wieland ganz unabhängige, durchaus selbständige Pfade einschlug. Er ist einer der gewaltigsten Geister, welche je über die deutsche Erde dahingegangen sind, ein Mann, in seiner Art noch unerreicht. Als scharfer Denker ist er auf der einen Seite bemüht gewesen, auf durchaus verstandesmäßigem Wege Gesetze und Regeln für die Kunst aufzustellen, und auf der andern hat er als Dichter selbst Werke geschaffen, welche auch den bedeutendsten seiner Zeitgenossen mustergiltig waren. Sein vorzügliches Werk „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" kann füglich als die erste deutsche Ästhetik angesehen werden.

Geboren wurde Lessing am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der sächsischen Oberlausitz als der älteste Sohn eines frommen Predigers von großer Gelehrsamkeit. Den ersten Unterricht empfing er von seinem Vater, worauf er der lateinischen Schule seiner Vaterstadt und sodann mit 12 Jahren der Fürstenschule zu Meißen übergeben wurde. Hier zeichnete er sich so aus, daß der Rektor der Schule ihm das Zeugnis gab, die Lektionen seiner Mitschüler paßten nicht für ihn, er sei ein Pferd, das doppelt Futter brauche. Erst 17 Jahre alt, konnte er im September 1746 die Universität Leipzig beziehen. Auf den Wunsch seiner Eltern sollte er Theologie studieren. Für dieses Studium hatte er indessen gar keine Neigung; er fühlte sich viel mehr von den schönen Wissenschaften, von der Altertumskunde und von der Litteratur angezogen. Zugleich übte er sich, „um leben zu lernen" — er fühlte sich in seinem äußeren Benehmen etwas vernachlässigt — im Tanzen, Fechten und Voltigieren. Ganz besonderes Gefallen aber fand er an dem Theater, „er aß lieber

trockenes Brot, als daß er das Theater versäumte"; und durch fleißigen Besuch desselben und fortgesetzte Beobachtung lernte er, wie er selbst sagt, hundert wichtige Kleinigkeiten kennen, die ein dramatischer Dichter lernen muß und durch bloße Lektüre nimmermehr lernen kann. Die Vorstellungen, welche die damals in Leipzig weilende gute Schauspielergesellschaft der Neuberin gab, veranlaßten ihn auch zu seinen ersten dramatischen Versuchen. Seine Eltern hörten mit Schrecken von solcher Umwandlung des Sohnes, der, da er sogar mit Komödianten verkehrte, alle ihre Hoffnungen zu vernichten schien. Unter dem Vorgeben, seine Mutter sei schwer erkrankt, wurde Lessing im Januar 1747 ins elterliche Haus zurückgerufen. Sein Vater erkannte jedoch sehr bald, daß der Sohn an Kenntnissen bedeutend und über seine Jahre hinaus vorgeschritten sei, seine Zeit also nicht verloren habe, und ebenso zeigte sich, daß er in sittlicher Hinsicht unverdorben geblieben war. So erhielt er denn die Erlaubnis, zu Ostern desselben Jahres nach Leipzig zurückzukehren. Im Frühjahre 1748 löste sich die Neubersche Truppe auf, und da Lessing für einige Mitglieder derselben Bürgschaft übernommen hatte und dadurch selbst in Schulden geraten war, mußte er Leipzig heimlich verlassen. Er wandte sich nach Wittenberg, um hier seine Studien fortzusetzen. Aber auch hier, wo er außerdem erkrankte, verfolgten ihn seine Gläubiger, sodaß er beschloß, die Universitätsstudien überhaupt aufzugeben. Deshalb folgte er im Dezember 1748 seinem Freunde Mylius nach Berlin. Hier suchte er sich zunächst durch Unterrichtsstunden und Übersetzungen für Buchhändler vor Mangel zu schützen, erhielt aber nach nicht zu langer Zeit die Schriftleitung des litterarischen Teiles der jetzigen „Vossischen Zeitung". Auf dringendes Bitten seiner Eltern kehrte er im Dezember 1751 nach Wittenberg zurück, wo einer seiner jüngeren Brüder studierte, und hier schloß er mit der Erwerbung der Magisterwürde seine Universitätsstudien ab. Ohne einen bestimmten Beruf zu haben, lebte er nun zunächst in Berlin, dann in Leipzig, durch schriftstellerische Arbeiten jeglicher Art sich sein Brot verdienend. Da eröffnete sich ihm die Aussicht, mit einem reichen, jungen Patriziersohne aus Leipzig eine Reise durch Europa zu machen. Diese ging jedoch nicht in Erfüllung, da infolge des Ausbruches des siebenjährigen Krieges die geplante Reise unterblieb. Im Mai 1758 finden wir ihn wieder in Berlin, und 1760 wurde er zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Bald darauf nahm er, um sich einmal auf einem andern Schauplatze umzusehen, die Stelle eines Sekretärs bei dem General Tauenzien, der Gouverneur von Breslau war, an. Während der fünf Jahre, die er in Breslau zubrachte (1760—1765), bewegte er sich meist in militärischen Kreisen und gab sich in solchem Verkehre dem heitersten Lebensgenusse hin. Nebenher trieb er aber auch die ernstesten Studien, und zwei seiner Meisterwerke „Minna von Barnhelm" und „Laokoon"

reiften in dieser Zeit ihrer Vollendung entgegen. Aber das dienstliche Verhältnis, in dem er stand, mochte ihm wohl drückend sein, und so finden wir ihn bereits 1765 wieder in Berlin, mitten in dem dort gewonnenen Freundeskreise, allerdings ohne einen bestimmten Beruf. Mittlerweile war sein Name bekannt geworden, besonders seit dem Erscheinen seines „Laokoon". So kam es, daß er im April 1767 als Dramaturg nach Hamburg berufen wurde, um dort die Gründung eines „deutschen Nationaltheaters" zu fördern (dieser Zeit entstammt seine „Hamburgische Dramaturgie"). Indessen verschiedene Umstände hinderten das Emporblühen des Theaters, und bereits im November 1768 wurde es für immer geschlossen. Dadurch geriet Lessing in die drückendste Not; und schon war er entschlossen, Deutschland zu verlassen, da kam ihm Hilfe durch den Erbprinzen von Braunschweig. Dieser bot ihm im Oktober 1769 die Stelle eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel mit einem Jahresgehalte von zunächst 600 Thalern und freier Wohnung an. Das war eine Stellung, die für Lessing paßte und die ihm zusagte. Nach wenigen Jahren sah er auch seinen sehnlichsten Wunsch, eine Reise nach Italien, dem Lande der Kunst, machen zu können, erfüllt. Er unternahm diese Reise mit dem braunschweigischen Prinzen Leopold, der ihn in Wien, wohin Lessing in seinem Drange nach dem Süden zunächst gegangen war, dazu aufgefordert hatte. Und als er nach seiner Rückkehr von derselben 1776 in der Hamburger Witwe Eva König eine edle, verständige Gattin gefunden hatte, da stand er auf der Höhe seines Glückes. Aber dieses Glück war nur von kurzer Dauer, denn nach Verlauf von noch nicht zwei Jahren bestattete man das Weib seiner Wahl zur ewigen Ruhe. Dieser Verlust schlug ihm tiefe Wunden; aber er arbeitete, um zu vergessen. Er veröffentlichte die sogenannten „Wolfenbütteler Fragmente", die ihn in einen heißen Kampf mit dem Hamburger Haupt-Pastor Götze verwickelten, durch welchen Kampf angeregt er auch sein letztes Werk schrieb, „Nathan der Weise". Lessings körperliche Kraft war aber durch den Schmerz um den Verlust seiner Gattin gebrochen: er kränkelte beständig. Auch sein Augenlicht trübte sich mehr und mehr, und am 15. Februar 1781, während eines Aufenthaltes in Braunschweig, setzte ein Schlagfluß seinem Leben unerwartet schnell ein Ziel. Bestattet ist er auf dem Magni-Kirchhofe. Die Leichenfeier, auf des Herzogs Kosten veranstaltet, war eine höchst würdige. Von der Bürgerschaft Braunschweigs wurde ihm in Braunschweig ein Denkmal, von Rietschels Meisterhand geschaffen, errichtet.

Lessing hat, wie kaum ein anderer, einen mächtigen, und zwar fördernden Einfluß auf die deutsche Kunst, ja man kann wohl sagen auf das ganze deutsche Leben gehabt. Er war es, der den Boden ebnete, damit unsere Dichterfürsten Goethe und Schiller sich auf demselben bewegen konnten. Außer seinen kritischen Schriften haben wir

von ihm eine Anzahl von Fabeln (Zeus und das Pferd; Zeus und das Schaf; Das Roß und der Stier), für welche Dichtungsart er überhaupt von Bedeutung geworden ist. Vornehmlich aber verdankt die deutsche Bühne Lessing ihre Wiedergeburt; er ist ein durchgreifender Verbesserer des deutschen Dramas geworden. In der von ihm herausgegebenen „Hamburgischen Dramaturgie" setzt er durch scharfe Beurteilung einer großen Anzahl französischer Dramen dem Einflusse des Französischen einen Damm entgegen und verlangt insbesondere sittliche Wahrheit als etwas, das für die Tragödie unerläßlich sei. Und wie er überhaupt eingetreten ist für das vaterländische Drama, so schuf er als Muster für alle Zeiten das erste deutsche Lustspiel „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück", sich abhebend von dem Hintergrunde des siebenjährigen Krieges, welches nebst seinem in jeder Weise vollendeten Trauerspiele „Emilia Galotti" und seinem schönen dramatischen Gedichte „Nathan der Weise", das durchaus nicht gegen das Christentum, sondern nur gegen einseitigen Glaubenseifer gerichtet ist, zu seinen Meisterwerken gehört.

„Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" sollte, da auch nach dem Hubertusburger Frieden die gehässige Spannung zwischen Preußen und Sachsen fortdauerte, zur Versöhnung der Gemüter beitragen durch den Nachweis, daß der politische Haß zwischen stammverwandten Völkern unnatürlich, schädlich und um so weniger berechtigt sei, als der deutsche Charakter in seiner Ehrenhaftigkeit, Rechtlichkeit und Empfänglichkeit für alles Gute und Edle bei allen deutschen Stämmen immer in gleicher Weise wiederkehre. Daneben aber bildet auch eine allgemein menschliche Idee die Grundlage des Stückes: es soll nämlich den Kampf der Ehre eines edlen Mannes mit seiner Liebe und die Aussöhnung beider zur Darstellung bringen. — Ein preußischer Offizier, der Major von Tellheim, kommt während des siebenjährigen Krieges nach Sachsen, um in einem armen sächsischen Kreise die aufzubringenden Kriegskostenbeiträge beizutreiben. Da die Stände die Summe nicht aufzubringen vermögen, ohne das Land zu Grunde zu richten, schießt Tellheim ihnen aus eigenen Mitteln das Geld vor. Diese edle That gewinnt ihm die Achtung und die Liebe eines reichen sächsischen Fräuleins, Minna von Barnhelm, und er verlobt sich mit ihr. Durch den Krieg werden beide voneinander getrennt. Aus dem Kriege trägt Tellheim außer mehreren anderen Verwundungen eine Lähmung des rechten Armes davon. Tiefer jedoch als diese Lähmung schmerzt ihn der Abschied, der ihm nach dem Friedensschlusse gegeben wird. Aber er soll noch empfindlicher gekränkt werden durch den Verdacht, in den er kommt, daß er sich von den sächsischen Ständen habe bestechen lassen. So lebt der Major, der sich einst in glänzenden Verhältnissen befunden hat, zurückgezogen in einem Gasthause Berlins, und hier sieht er sich in der drückendsten Not gezwungen, sein letztes wertvolles Eigentum, den

Ring, welchen er von seiner Verlobten erhalten hat, dem Wirte zu verpfänden. Von alledem weiß Minna nichts, wie sie denn überhaupt seit langer Zeit ohne jegliche Nachricht von ihrem Verlobten geblieben ist. Deshalb faßt sie den Entschluß, denselben zu suchen. Von ihren Gütern reist sie nach der preußischen Hauptstadt, indem sie hofft, hier am ehesten etwas von ihm zu erfahren; und zufällig steigt sie in demselben Gasthofe ab, in welchem Tellheim schon seit Jahr und Tag wohnt. Durch jenen verpfändeten Brautring erhält Minna von seinem Aufenthalte und seiner bedrängten Lage Kunde. Sie ist hocherfreut, ihren Bräutigam endlich wiederzufinden, um sich ihm in seiner traurigen Lage als treue Gefährtin erweisen zu können. Denn irgend welche Schuld kann sie ihm nicht beimessen, da sie seine Charaktereinheit und Ehrenhaftigkeit kennt. Das aber ahnt sie nicht im entferntesten, daß Tellheim, weil er verarmt und zum Krüppel geworden ist und sich außerdem in seiner Ehre gekränkt fühlt, in seinem männlichen Stolze den Entschluß gefaßt hat, ihr zu entsagen, damit sie nicht in die Schmach seines Schicksals mit hineingezogen werde. Alle ihre Bemühungen, die sie nun macht, ihn von solchem Entschlusse zurückzubringen, scheinen vergeblich bleiben zu sollen. Da bedient sie sich ihrem stolzen Bräutigame gegenüber einer List. Sie giebt nämlich vor, ihn aufgesucht zu haben, um bei ihm Hilfe zu suchen, da nach ihrer Meinung ihr Verlobter verpflichtet sei, ihr solche zu leisten; denn grade um ihrer Liebe zu Tellheim willen sei sie von ihrem Oheime enterbt und verstoßen worden. Jetzt gebieten ihm selbstverständlich Ehre und Pflicht, für die Verlobte einzutreten. So hat Minna durch ein geschicktes Spiel das wunderliche Bedenken des Tellheim beseitigt, und der Streit zwischen Ehre und Liebe ist glücklich gehoben. Auch Tellheims verletzte Ehre wird wieder hergestellt; denn er wird nicht nur von dem Verdachte, der auf ihn gefallen war, vollständig gereinigt, sondern seine edle Handlungsweise gegen die sächsischen Stände findet auch die verdiente Anerkennung. Durch ein Handschreiben des Königs wird er als edelster Offizier dem Heere wieder eingereiht; und Minnas Oheim, der inzwischen auch in Berlin angelangt ist, freut sich, einen so braven Soldaten als nahen Verwandten begrüßen zu dürfen. — Den Stoff hat der Dichter also unmittelbar aus dem vielbewegten Leben seiner Zeit, aus dem siebenjährigen Kriege und der Zeit unmittelbar nach dem geschlossenen Frieden, geschöpft. Deshalb ist „Minna" das erste wirklich deutsche Drama, geschrieben von einem Dichter, der „damals weder Sachse noch Preuße sein durfte".

Das Trauerspiel „Emilia Galotti" (eine moderne Virginia) will die sittliche Verkommenheit der kleinen Höfe und der diese umgebenden höheren Kreise schildern und dadurch jener undeutschen Knechtschaft und Kriecherei entgegentreten, welche seit dem dreißigjährigen Kriege durch französischen Einfluß in Deutschland so über-

hand genommen hatte. So sollte das Stück dazu beitragen, dem deutschen Bürgertume seine ihm ursprüngliche und eigentümliche Männlichkeit und Selbstachtung wiederzugeben gegenüber der verherrlichten unumschränkten Fürstenmacht. — Der Prinz von Guastalla, der bisher der Gräfin Orsina seine Gunst geschenkt hat, ist von der glühendsten Leidenschaft für Emilia Galotti, die Tochter des Odoardo Galotti, erfüllt. Als er erfährt, daß dieselbe die Verlobte des Grafen Appiani sei und ihre Vermählung nahe bevorstehe, setzt er alles daran, sie in seine Gewalt zu bekommen. Zu diesem Zwecke nimmt er die Dienste seines Kammerherrn Marinelli in Anspruch, der auf jede Weise den Appiani entfernen und so die Hochzeit vorläufig unmöglich machen soll. Eine ihm angetragene Gesandtschaftsstelle lehnt der Graf ab. Da schlägt Marinelli einen andern Weg ein, um zu dem erstrebten Ziele zu gelangen. Durch Banditen läßt er den Wagen, in welchem Emilia mit dem Grafen Appiani zur Vermählung fährt, überfallen, den Grafen ermorden und Emilia auf das Lustschloß des Prinzen, nach Dosalo, führen. Hierher kommen, nachdem sie Kunde von dem Geschehenen erhalten haben, auch Emilias Mutter Claudia und ihr Vater Odoardo. Der Prinz spielt zunächst den Entrüsteten, versichert Emilia seiner Teilnahme und verspricht ihr strengste Untersuchung des Verbrechens. Allein die Gräfin Orsina, die verlassene Geliebte des Prinzen, welche gleichfalls in Dosalo eintrifft, klärt Odoardo über den ganzen schrecklichen Anschlag auf und reicht ihm einen Dolch, damit er Rache nehmen möge. Der Vater indessen glaubt die Ehre und Unschuld seiner Tochter nur dadurch retten zu können, daß er sie dem Tode weiht; und Emilia selbst, die mit Entsetzen sieht, in welche Greuel des Lasters sie verstrickt werden sollte, verlangt in einem letzten Gespräche, das sie mit ihrem Vater erlangt hat, von dessen Hand den Tod, da sie überzeugt ist, nur so vor Schmach gerettet werden zu können. So wurden allerdings in schaudervoller Weise des Prinzen und Marinellis schändliche Pläne vereitelt; aber der Schluß befriedigt nicht recht, da die Unsittlichkeit, wenn sie auch nicht siegt, so doch auch nicht die gebührende Strafe findet.

„Nathan der Weise" hat zum Grundgedanken, was Nathan in den Worten ausspricht: „Wohlan, es eifre jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach!" Das Stück verherrlicht somit die Idee der reinen Nächstenliebe. Obgleich die Dichtung in Palästina und zur Zeit der Kreuzzüge spielt, so sind doch die Personen nach ihrem Fühlen, Denken und Wollen durchaus deutsch, wie auch der Grundgedanke, das Eintreten für religiöse Duldung, durchaus dem deutschen Volksbewußtsein entsprechend ist. Den Mittelpunkt des Stückes bildet die Parabel von den drei Ringen. Nach dieser haben die drei monotheistischen Religionen gleiche Berechtigung, und das Wahre in jeder derselben ist die religiöse Duldung, die Humanität,

die Liebe und die reinste Sittlichkeit, zu welcher sie erziehen wollen. — Nathan der Weise ist ein edler, freidenkender und duldsamer Jude zu Jerusalem, der ein vor Jahren ihm übergebenes Christenmädchen, Recha, in seinem Hause als Tochter erzieht. Während einer Reise Nathans wird bei einer Feuersbrunst Recha durch einen in Gefangenschaft geratenen Tempelherren, dem der Sultan Saladin ausnahmsweise das Leben geschenkt hat, gerettet. Dieser entzieht sich aus Abneigung gegen die Juden anfangs jedem Danke, bis Nathans edler Charakter ihn nachgiebiger macht. Aber der Verkehr mit Recha facht in ihm eine Neigung an, die ihn aufs neue gegen Nathan ungerecht werden läßt, als dieser aus guten Gründen ihm die Hand seiner (Adoptiv-) Tochter verweigert; denn in der Folge stellt es sich heraus, daß der Tempelherr und Recha Geschwister sind, deren Oheim wieder der Sultan Saladin ist. Die Parabel von den drei Ringen, welche Nathan dem Saladin erzählt, ist aus Boccaccios „Decamerone" entlehnt.

§ 44. Herder.

Johann Gottfried von Herder war ein vielseitig gebildeter und vielseitig schaffender Geist. Er besaß weder Lessings durchdringende Verstandesschärfe noch Klopstocks hochpoetische Begabung; aber er hatte von jedem etwas, was in seiner Vereinigung sich zu einem eigenartigen schönen Ganzen gestaltete. Herder nimmt einen ehrenvollen Platz als Denker ein, aber auch seine Thätigkeit als Dichter ist nicht zu unterschätzen. Er war zwar kein sonderlich schöpferischer Geist, er war nicht selbst Schöpfer unvergänglicher Geisteswerke; aber er war eine poetische Natur, die es vermochte, jedes Schöne und Poetische nachzuempfinden und es sowohl dem Inhalte als auch der Form nach wiederzugeben. Wie kaum ein anderer hatte er ein ungemein sinniges Verständnis für die Volksdichtung, und zwar nicht bloß die Deutschlands; auf eine treffliche Weise verstand er es, sich in den Geist auch anderer Völker zu vertiefen und zu versenken und die Erzeugnisse desselben dem deutschen Geiste so zugänglich zu machen, daß die fremden Blüten uns seltsam anmuten und wie heimische geworden sind. So veröffentlichte er die „Stimmen der Völker in Liedern", die erste Sammlung volksmäßiger Dichtungen vieler Völker, die durch ihn, der für solche Umdichtung ungemein begabt war, allerdings eine Umformung erfahren haben: es sind nicht bloße Übersetzungen, sondern durch seine Art sie wiederzugeben sind diese Lieder fast zu seinen eigenen Schöpfungen geworden.

Herder, geboren den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, war der Sohn eines armen Webers, der, um sich und seiner Familie den nötigen Lebensunterhalt zu verschaffen, neben seinem armseligen Handwerke noch die Stelle des Glöckners und Küsters, sowie später auch die eines Mädchenschullehrers bekleidete. In dem

schlichten Vaterhause lernte Johann Gottfried von Büchern zuerst die Bibel kennen, und die Lieder des Gesangbuches boten ihm die erste Anregung zur Poesie und Musik. Bei dem Rektor Grimm lernte er gründlich das Lateinische, das Griechische und die Anfänge des Hebräischen. Theologe zu werden hatte er von Anfang an Neigung. Doch eine Thränenfistel entstellte ihm das rechte Auge; und aus diesem und anderen Gründen wußte der Diakonus Treschо die Eltern zu bewegen, den Sohn für den Handwerkerstand zu bestimmen. Um seiner Anstelligkeit und schönen Handschrift willen nahm er ihn aber zunächst als Famulus in sein Haus und gestattete ihm auch, an den Lehrstunden teilzunehmen, die er seinen eigenen Söhnen in den alten Sprachen gab, wofür wieder der junge Herder ihm Abschreiberdienste zu leisten hatte. Aber es war ein arger Frondienst, in dem dieser stand, und aus dem ihn erst der Chirurgus Schwarzerloh eines russischen Grenadierregimentes, welcher während des siebenjährigen Krieges nach Mohrungen kam, erlöste. An diesen wandte sich Herder seines Augenleidens wegen, und derselbe beschloß, da er das Talent des achtzehnjährigen Jünglings erkannte, auch für seine geistige Ausbildung nach Möglichkeit zu sorgen. Er erbot sich, ihn mit sich nach Königsberg zu nehmen, ihn dort unentgeltlich die Chirurgie erlernen zu lassen und ihm dann später in Petersburg eine Anstellung zu verschaffen. Herder folgte dieser Aufforderung; da er aber gleich bei der ersten Sektion in Ohnmacht fiel, erkannte er, daß die Chirurgie für ihn nichts sei. So trat er als Lehrling in das Geschäft eines Buchhändlers, und dieser war einsichtsvoll genug, dem Streben des Jünglings nach weiterer Ausbildung nichts in den Weg zu legen. Nachdem der junge Herder mit Hilfe eines Freundes sich die nötigen Vorkenntnisse angeeignet und das erforderliche Examen bestanden hatte, ließ er sich im August 1762 als Student einschreiben, wandte sich dem Studium der Theologie zu und wurde gleichzeitig Lehrer am dortigen Collegium Fridericianum. So konnte er sich durchschlagen. Seine Verhältnisse waren zwar drückend; aber besonders der große Philosoph Immanuel Kant, der ihn auch alle seine Vorlesungen unentgeltlich hören ließ, nahm sich seiner an und übte auch einen bedeutenden Einfluß auf ihn aus. Nach Ablauf seiner Universitätszeit erhielt er 1764 eine Stelle als Pfarrgehilfe und Lehrer an der Domschule zu Riga, wo er sich durch seinen Unterricht und seine Predigten die Liebe seiner Zöglinge und seiner Zuhörer erwarb. Die Veröffentlichung eines Werkes (der kritischen Wälder, welche Herders Auseinandersetzung mit Lessings Laokoon enthalten) indessen bereitete ihm hier so viel Unannehmlichkeiten, daß er sich kurz dazu entschloß, seine Stelle aufzugeben und eine Reise ins Ausland zu machen, mit der er gleichzeitig die Absicht verband, die besten Erziehungsanstalten in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen, um dann eine solche auch in Riga zu gründen. Zur See reiste er 1769

von Riga nach Nantes. Hier wurde ihm der Antrag gemacht, den Prinzen von Holstein-Eutin, der zu Trübsinn neigte, auf einer Reise durch Frankreich und Italien als Reiseprediger zu begleiten. Herder nahm den Ruf an und ging über Hamburg, wo er mit Lessing zusammentraf, nach Kiel, um hier dem Prinzen vorgestellt zu werden. Im Sommer 1770 wurde die Reise angetreten, und zwar über Hamburg, Hannover, Göttingen nach Darmstadt, wo Herder seine spätere Gattin Marie Karoline Flachsland kennen lernte, und dann weiter nach Straßburg. Hier trennte er sich wieder von dem Prinzen, da seine Erziehungsgrundsätze mit denen des Hofmeisters nicht übereinstimmten und auch sein altes Augenübel wieder heftiger auftrat; mit dem Prinzen blieb er jedoch immer befreundet. In Straßburg weilte Herder, um sich einer Augenoperation zu unterziehen, ein halbes Jahr. Die erhoffte Heilung fand er zwar nicht, wohl aber gewann er einen Freund in dem jungen Goethe, welcher damals hier die Rechte studierte. Während dieser Zeit (1771) erhielt er von dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe eine Berufung als Hofprediger, Superintendent und Konsistorialrat nach Bückeburg, die er, da sie ihm eine baldige Heirat ermöglichte, mit Freuden annahm; und im Mai 1773 führte er auch seine Braut heim. Bei dem eigentümlichen Charakter des regierenden Grafen behagte ihm aber diese Stellung nicht sonderlich. Deshalb sah er sich nach einer andern um. Schon war er im Begriffe, bestimmte Schritte behufs Übernahme einer theologischen Professur in Göttingen zu thun, als ihn eine durch Goethes Freundschaft vermittelte Einladung des Herzogs Karl August erreichte, der ihn als Hofprediger, Generalsuperintendenten und Oberkonsistorialrat nach Weimar berief. So große Anforderungen auch diese seine Ämter an ihn stellten, fand er doch auch jetzt immer noch Muße, schriftstellerisch thätig zu sein und in zahlreichen Schriften als Lehrer des gesamten deutschen Volkes zu wirken. Im Sommer 1788 durfte er in Gesellschaft der Herzogin Amalie eine Reise nach Italien antreten, und damit sah er seinen lange gehegten Lieblingswunsch erfüllt. Nach seiner Rückkehr (1789) wurde er zum Vicepräsidenten, 1801 zum Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt, und in demselben Jahre auch von dem Kurfürsten von Baiern in den Adelsstand erhoben. Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten welche ihm die öffentliche Stellung, zumal ihm neben seinem kirchlichen Amte auch die Oberleitung des Schulwesens im Herzogtume übertragen worden war, die Privatverhältnisse und auch der Verkehr mit Goethe und Schiller bereiteten, verbitterten ihm seinen Aufenthalt in Weimar; doch der Herzog wußte den verdienten Mann bis zu seinem Tode festzuhalten. Herder starb am 18. Dezember 1803 und wurde in der Stadtkirche zu Weimar bestattet. Auf sein Grab ließ der Großherzog Karl August von Weimar eine Gedächtnistafel legen mit der Inschrift, die Herder selbst sich bestimmt hatte: „Licht, Liebe,

Leben". Am 25. August 1850 wurde ihm zu Weimar ein ehernes Standbild errichtet.

Herders schriftstellerische Thätigkeit war außerordentlich umfassend und erstreckte sich auf die Gebiete der Poesie, der Religion und Theologie, der Philologie, der Philosophie und der Geschichte. Weil aber Herder zu sehr unter der Macht seines umfangreichen Wissens und der vorherrschend sittlich-lehrhaften Richtung seines ganzen Wesens stand, leiden seine Gedichte, die meist den Reim verschmähen, vielfach an harter, ungelenker Sprache und sind oft gar zu lehrhaft und philosophisch. Dies gilt namentlich von seinen lyrischen Gedichten, seinen Oden, Hymnen und Elegien. Nur auf dem Grenzgebiete, wo Poesie und Prosa sich die Hand reichen, in den Legenden, Parabeln, Paramythien, Allegorien, die er überhaupt erst wieder einführte, hat er Vortreffliches geleistet. Allgemein bekannt sind ja von seinen Legenden: „Der gerettete Jüngling", „Die wiedergefundenen Söhne", „Die Fremdlinge", „Der Tapfere", von seinen Paramythien, in denen er griechische Mythen zu allegorischen Zwecken benutzt, „Das Kind der Sorge", „Nacht und Tag".

Viel bedeutender als in den eigenen Dichtungen ist Herder in der Wiedergabe fremder, zu denen die bereits erwähnten „Stimmen der Völker in Liedern" gehören, die nicht bloße Übersetzungen sind. Von dieser Fähigkeit, das, was fremde Völker Großes geschaffen haben, nach eigenem Geiste dichterisch umzugestalten, legt auch Zeugnis ab Herders letztes Werk „Der Cid". In diesem sind eine Reihe von spanischen Romanzen, welche das Leben und die Thaten des alten spanischen Volkshelden Rodrigo Diaz, Grafen von Vivar († 1099 unter Alfons VI.) besingen, wahrscheinlich nach einer französischen Prosabearbeitung zu einem epischen Ganzen vereinigt worden. Die Dichtung zerfällt in vier Abschnitte: Der Cid unter Ferdinand dem Großen; Der Cid unter Sancho dem Starken; Der Cid unter Alfonso dem Tapfern; Der Cid zu Valencia und im Tode.

Don Diegos jüngster Sohn Rodrigo will die Schmach seines Hauses rächen. Fast noch ein Knabe, erschlägt er den übermütigen Don Gormaz. Bald schreitet er zu größeren Thaten und gewinnt Siege über einfallende maurische Feinde, durch die er sich hohen Ruhm erwirbt. Sein wachsender Ruhm besiegt endlich auch den Stolz der schönen Ximene, des Don Gormaz Tochter: er gewinnt ihre Liebe, und der König selbst stattet ihn aus und nimmt teil an der Feier seiner Hochzeit. — Nach Don Fernandos Tode wird das Reich geteilt: Don Sancho erhält Kastilien, Don Garcia Galicien, Don Alfonso Leon, während die beiden Töchter des Königs, Donna Uraka und Donna Elvira, jede eine feste Stadt, Zamora und Toro, erhalten. Cid wird Vasall des ältesten Königssohnes, Don Sancho, der seine Brüder und Schwestern sofort mit Krieg überzieht. Als Cid auch gegen Donna Uraka, der er am Sterbebette ihres Vaters Schutz zu-

gesagt hat, ziehen soll, läßt er sich durch Urakas Worte, die sie von den Zinnen ihrer Stadt herunter an ihn richtet, zum Rückzuge bewegen. Don Sancho, erzürnt über solche Verweigerung des Gehorsams, verweist ihn des Landes. Bald aber muß er ihn wieder zurückrufen, da ohne Cids Mitwirkung alle Kriegspläne fehlschlagen. Zu dieser Zeit fällt Don Sancho durch Verräters Hand. — Nun wird Cid Vasall des jüngeren Bruders Don Alfonso, den er früher hat bekriegen helfen. Von diesem neuen Herrscher aber hat Cid, bevor er sich in seinen Dienst stellte, einen feierlichen Eid gefordert, daß derselbe keinen Teil an der Ermordung seines Bruders habe. Um dieses Eides willen, den zu leisten er seinem Vasallen nicht versagen durfte, ist der König, weil er sich dadurch in seiner Herrscherwürde verletzt glaubt, dem Cid noch viel weniger wohl gesinnt, als er es vorher schon war. Deshalb beschließt er, sich des übermütigen Vasallen zu entledigen, und verbannt ihn von seinem Hofe. — In der Verbannung erwirbt sich Cid großen Ruhm durch glänzende Siege über die Mauren und läßt, nachdem er sich zum Herrn von Valencia emporgeschwungen hat, seine Gemahlin und seine beiden Töchter zu sich kommen. Durch die große Macht und hohe Würde, zu der er gelangt ist, erzwingt er sich von neuem des Königs Gunst, selbst seinen Schutz gegen böswillige Feinde. Dreißig Tage vor seinem Tode erscheint ihm der heilige Petrus und verkündigt ihm die Nähe desselben. Er bereitet sich auf sein nahes Ende vor, und als dasselbe eingetreten ist, balsamiert man den Leichnam des Helden ein und setzt ihn auf sein Roß Babieça. Als der Trauerzug die Stadt Valencia verläßt, kämpft grade eine Schar von Cids Kriegern gegen die Mauren, welche die Stadt bedrängen. Der vorüberziehende, wenn auch tote Held flößt diesen Feinden, denen auf Cids Befehl sein Tod hat verheimlicht werden müssen, solchen Schreck ein, daß sie sich zur Flucht wenden; und so gewinnt Cid, obwohl er bereits tot ist, noch einen letzten Sieg, zumal auch alle Großen des Reichs und der König selbst kommen, den Zug zu empfangen. Statt aber den Helden in ein Grab zu legen, setzt man ihn auf einen prächtigen Stuhl neben dem Altare San Pedros de Cordona.

§ 45. Goethe.

Johann Wolfgang von Goethe, der bedeutendste und vielseitigste der deutschen Dichter, war mit Herder befreundet, lebte mit ihm am gleichen Orte und wurde auch vielfach durch denselben angeregt. Er wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater Johann Kaspar Goethe, ein Mann von ernster Ruhe, fast peinlicher Ordnungsliebe und voll Liebe und Verständnis für die Kunst, war nach Beendigung seiner juristischen Studien zum Doktor beider Rechte promoviert worden und lebte, nachdem er eine Reise nach

Italien gemacht hatte, in Frankfurt. Hier besaß er ein Haus am Hirschgraben, das er mit mancherlei Erinnerungsgegenständen, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte, geschmückt und nach und nach auch mit einer Naturalien- und Kunstsammlung, einer Gemäldegalerie zeitgenössischer Meister und einer Bibliothek ausgestattet hatte. Während der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges war er von Kaiser Karl VII. zum kaiserlichen Rate ernannt worden. Goethes Mutter Katharina Elisabeth, Tochter des Schultheißen Textor, war eine einfache, heitere, lebenslustige Frau mit warmem, sinnigem Gemüte, gesund an Leib und Seele, und ausgestattet mit lebhafter Phantasie und der Gabe ausgezeichnet zu erzählen. Sie war ganz geeignet, den trockenen, verstandesmäßigen Ernst des Vaters zu ergänzen. Darum konnte auch Goethe nachmals selbst sagen: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren." Der Vater selbst leitete den ersten Unterricht des befähigten Knaben und unterwies ihn in den meisten Gegenständen, und die Mutter mit ihrer natürlichen Erzählergabe regte sein Gemüt und seine Phantasie an. — Goethes Jugend ist in jeder Hinsicht eine glückliche zu nennen, und vieles trug dazu bei, des Knaben Geist zu entwickeln und seine geistigen Anlagen zu fördern. Der rege Verkehr angesehener und berühmter Persönlichkeiten im Hause seines Vaters, das ungemein bewegte Leben seiner Vaterstadt, zumal zur Zeit der vielbesuchten Messen, die schöne Umgebung Frankfurts, der Main mit seinen grünen, rebenbekränzten Ufern, die prachtvolle Krönung Josephs II. zum römischen Könige, welche der Knabe mit ansah, der durch ganz Deutschland gefeierte Name Klopstocks, die Siegesthaten Friedrichs des Großen, — das alles mußte ja auf das so empfängliche Gemüt und die lebhafte Phantasie des Knaben nachhaltig wirken. Darüber aber vergaß er auch die Bücher nicht. In eine öffentliche Schule schickte ihn der Vater nicht; er gedachte ihn dadurch vor Unarten zu bewahren, die in einer größeren Gemeinschaft Kinder sich gewöhnlich aneignen. Aber er hielt ihm die trefflichsten Lehrer, gab ihm auch selbst Unterricht, und die Bücher in des Vaters Bibliothek, wie Ovid, Virgil, Homer, Tasso, und von deutschen Dichtern besonders Gellert, wurden ihm bald traute Genossen. Mit seiner Schwester Kornelia, die von seinen nachgeborenen Geschwistern allein am Leben geblieben war, las er, verborgen hinter dem mächtigen Ofen der Familienstube, gegen des Vaters Willen auch Klopstocks „Messias".

Während des siebenjährigen Krieges erhielt Frankfurt, das im Januar 1759 von den Franzosen, Maria Theresias Bundesgenossen, überrumpelt worden war, eine französische Besatzung, und Graf Thorane (Thoranc), der „Königslieutenant", wurde auf einige Jahre in Goethes Elternhaus einquartiert. Dieser, ein leidenschaftlicher Kunstfreund, war gleichzeitig auch ein großer Kinderfreund. Mit Wolfgang

und Kornelia machte er sich viel zu schaffen. Für die Ausschmückung eines Schlosses seines Bruders beschäftigte er viele dem Goetheschen Hause befreundete Maler Frankfurts und Darmstadts, und so durfte auch der junge Wolfgang oft in Künstlerkreisen und in den Werkstätten der Künstler weilen und die Gemälde entstehen sehen, wodurch die Liebe zur Kunst in ihm schon früh geweckt, sein Geschmack gebildet und sein Urteil geübt wurde. Auch das französische Theater, das mit der Besatzung zugleich in die Stadt eingezogen war, zog ihn mächtig an: ungehindert durfte er die Proben und die Aufführungen besuchen, und mit den Gliedern der Truppe, zumal mit den Kindern, trat er bald in einen regen Verkehr. So lernte er auch schnell die französische Sprache mit ziemlicher Geläufigkeit sprechen. Nachdem aber Friede geschlossen worden war, und die Verhältnisse wieder andere geworden waren, drang der Vater auch wieder auf regelmäßige Beschäftigung und ernstes Lernen. Lateinisch, Griechisch, Englisch, Italienisch mußte er studieren, und das Frankfurter Judendeutsch führte ihn auch zum Studium des Hebräischen und zu einer fleißigen Beschäftigung mit dem alten Testamente und der Bibel überhaupt.

Im Oktober 1765 bezog der junge Goethe die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seines Vaters die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. Dieses Studium indessen behagte ihm wenig; er ließ die Rechte bald gründlich links liegen; die Kunst und ihre Geschichte zog ihn viel mehr an, war doch hierfür schon im Vaterhause sein Sinn geweckt worden. Ein Besuch der Bildergalerie in Dresden brachte ihm die Kunst durch lebendige Anschauung noch näher; Oeser, der Direktor der Leipziger Kunstschule, führte ihn in die Kunstgeschichte ein, und unter der Leitung von Stock, Theodor Körners Großvater mütterlicherseits, übte er sich auch im Zeichnen und im Radieren. Die Beschäftigung mit der Kupferstecherei machte ihm ganz besonderes Vergnügen; indessen das Einatmen der Scheidewasserdämpfe wirkte schädlich auf ihn: im Sommer 1768 wurde er von einem heftigen Blutsturze befallen, und infolge einer nicht unbedenklichen Brustkrankheit mußte er grade am Tage der neunzehnten Wiederkehr seines Geburtstages (28. August 1768) Leipzig verlassen und in das Elternhaus zurückkehren. Während des ganzen folgenden Jahres (1769) dauerte seine Kränklichkeit fort, und erst im Frühjahre 1770 war durch Schonung, Ruhe und sorglichste Pflege seine Gesundheit so weit gekräftigt, daß er zu Ostern 1770 nach Straßburg gehen konnte, um dort seine juristischen Studien fortzusetzen und nach des Vaters Plane dieselben mit der Doktorpromotion abzuschließen. Hier fühlte er sich behaglicher als in Leipzig, zumal er Lehrer fand, die ihm zusagten, und Freunde, deren Verkehr von dem günstigsten Einflusse auf ihn war, wie den geistvollen Jung-Stilling und später auch Herder, der als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Eutin nach Straßburg gekommen war und mit seinem seltenen Verständnisse des Volksliedes

auch Goethe dasselbe achten und würdigen lehrte. Mit besonderer Vorliebe hörte er medizinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, doch brachte er auch seine Fachstudien glücklich zu Ende; im August 1771 wurde er zum Doktor der Rechte promoviert und kehrte nun als junger Doktor ins Elternhaus zurück. Durch Herder war er auch mit Goldsmiths „Landprediger von Wakefield" bekannt geworden. Ein so liebliches Familienbild, wie es Goldsmith in diesem Werke malt, hatte Goethe in dem Hause des Pfarrers Brion in Sesenheim unweit Straßburg in Wirklichkeit kennen gelernt, und seiner Neigung zu Friederike, der jüngeren Tochter des Hauses, verdanken wir eine Anzahl der gefühlvollsten Lieder. Damals dichtete er: „Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!" — „Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!" — „Kleine Blumen, kleine Blätter", vor allem aber das schöne Mailied „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!"

Im Frühlinge 1772 finden wir ihn zu Wetzlar, wo er sich bei dem Reichskammergerichte in die später auszuübende amtliche Thätigkeit einarbeiten wollte; allein die zerfahrenen, unhaltbaren Zustände dieses Gerichtes sagten ihm wenig zu. Dazu kam, daß eine tiefe Neigung zu einem Mädchen, von dem er nicht wußte, daß dasselbe die Verlobte seines hier gewonnenen Freundes Kestner war (in Werthers Lotte haben wir ihr getreues Bild), ihm einen verzweifelten Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht bereitete. So kehrte er bereits nach einem halben Jahre nach Frankfurt zurück, wo er sich nun dauernd als Advokat niederließ. Mehrere kleinere Arbeiten hatten seinen Namen bereits bekannt gemacht. Da erschien 1773 sein „Götz von Berlichingen", bearbeitet nach einer in hohem Maße verwirrten, unkünstlerischen Selbstbiographie dieses Ritters; und als im folgenden Jahre auch sein größtenteils in Briefform verfaßter Roman „Leiden des jungen Werther" herauskam und eine Wirkung hatte, wie kein anderes Werk weder vorher noch nachher, da war des jugendlichen Verfassers Ruhm gesichert. Er empfing in Frankfurt Besuche auch von den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Die erfolgreichste Bekanntschaft aber, die er machte, war die mit dem Erbprinzen Karl August von Weimar, der nebst seinem Bruder Konstantin im Dezember 1774 nach Frankfurt kam. Durch den Begleiter des letzteren, den Major von Knebel, wurde Goethe dem Erbprinzen vorgestellt; und als dieser im September 1775, achtzehn Jahre alt, die Regierung antrat und mit seiner jungen Gattin, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, im Oktober wieder nach Frankfurt kam, lud er Goethe nach seiner Residenz ein. Am 7. November, morgens 5 Uhr, fuhr der neue, aus Straßburg bezogene Landauer Staatswagen, welcher Goethe und den ihn nach Weimar führenden Kammerjunker Herrn von Kalb trug, durch das Stadtthor von Weimar.

Der Kreis, in welchen Goethe hier trat, umschloß eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten. Der Herzog Karl August, der soeben

die Regierung übernommen hatte, war ein hochbegabter und für das Gute empfänglicher Fürst; seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia, eine Nichte Friedrichs des Großen und die Seele des Kreises, eine heitere, kunstsinnige und feingebildete Frau; ebenso die junge Herzogin Luise. Dazu traten Wieland, der ehemalige Erzieher Karl Augusts, Major von Knebel, Herder 2c. Es begann nun ein reges, poetisch bewegtes Leben an den reizenden Ufern der kleinen grünen Ilm. Eine Reihe kleiner Lust- und Singspiele, die zum Teil im Freien unter den rauschenden Bäumen des Parkes zur Aufführung gebracht wurden, schuf Goethe jetzt. Vorläufig war er immer noch besuchsweise in Weimar; indessen Karl August, der des jungen Dichters hohe Begabung erkannt hatte, strebte danach, ihn ganz an sich zu fesseln. Als seinen Freund betrachtete er ihn bereits; er holte sich stets bei ihm Rat und bat sich auf seinen Reisen immer Goethes angenehme und belehrende Begleitung aus. Im Juni 1776 gelang es ihm sodann, Goethe zu bestimmen, zunächst als Geheimer Legationsrat in den Staatsdienst zu treten. Noch vor einer Reise in die Schweiz, auf der Goethe auch sein Vaterhaus wiedersah und Straßburg und Sesenheim besuchte, Ende 1779, ernannte er ihn zum Wirklichen Geheimen Rate, und binnen sieben Jahren stieg Goethe zur höchsten amtlichen Stellung im Herzogtume empor, zur Würde des Kammerpräsidenten. Von Kaiser Joseph II. wurde er 1782 auch in den Adelsstand erhoben.

In seiner amtlichen Thätigkeit war Goethe auf den verschiedensten Geschäftsgebieten sehr in Anspruch genommen, hatte aber auch Gelegenheit, sich große Verdienste um Fürst und Land zu erwerben. Indessen die vielen Amtsgeschäfte wie auch das zerstreuende und an Genüssen so reiche Leben in Weimar ließen dem Dichter wenig Muße für die Dichtung. Die größeren, eine längere Sammlung und Anspannung des Geistes fordernden Schöpfungen ließ Goethe darum fast ganz ruhen, wenn er auch hin und wieder an ihnen arbeitete, um sie teils im Entwurfe fertig zu stellen, teils in ihrer ersten Form zu vollenden, wie „Iphigenie", „Tasso", „Wilhelm Meister", „Egmont"; aber es entstanden in den Jahren 1775 bis 1786 eine Anzahl seiner schönsten Balladen, z. B. „Der Fischer", „Erlkönig", „Der Sänger". Da ihm jedoch seine Leistungen im Verhältnisse zu seiner dichterischen Begabung viel zu gering und unbedeutend erschienen, so drückte ihn schwer ein peinigendes Gefühl innerer Unzufriedenheit, das sich mit der Zeit immer mehr steigerte. Um aus diesem unerträglichen Seelenzustande heraus zu kommen, unternahm er eine Reise nach Italien, wohin seine Sehnsucht ihn schon längst zog. Diese Reise trat er am 3. September 1786 von Karlsbad aus, wohin er sich im Juli zu einer Kur begeben hatte, an, ohne jemandem verraten zu haben, wohin eigentlich er sich wenden wolle; er gab vor „in die Berge" zu gehen. In Weimar wußte um sein Reiseziel nur sein vertrauter

Diener und Sekretär Philipp Seidel. Unter Italiens klarem Himmel, stets umgeben von der schönsten Natur und den erhabensten Kunstwerken, fern von dem ihn beengenden Leben bei Hofe, regte sich sein Dichtergenius wieder, und drei der schönsten Meisterwerke, „Iphigenie", „Egmont" und „Torquato Tasso", wurden wesentlich gefördert, die beiden ersteren auch vollendet, während „Torquato Tasso" erst nach der Heimkehr vollendet wurde. Geistig verjüngt und als völlig anderer Mensch kehrte er im Frühjahre 1788 nach Weimar zurück und wurde von dem Herzoge, der ihm inzwischen dadurch, daß er ihn von verschiedenen Ämtern, die ihm weniger zusagten, entband, seine Stellung erleichtert hatte, aufs herzlichste empfangen. — Die Reise nach Italien bildet einen Wendepunkt in Goethes Leben, und er selbst bezeichnet seinen Aufenthalt in diesem Lande der Kunst als die Zeit seiner geistigen Wiedergeburt: das wahre Wesen der Kunst fand er fortan nicht in einfacher Nachahmung der Natur, sondern in klassischer Vollkommenheit, welche den edelsten Inhalt auch in die vollendetste Form zu kleiden weiß. Darum wurden auch vor der Reise bereits vollendete Werke, deren Form ihm jetzt nicht mehr genügte, umgearbeitet: „Iphigenie" und „Tasso" wurden in fünffüßige Jamben umgesetzt.

Mittlerweile war die französische Revolution ausgebrochen, und ihre Stürme gingen auch an Goethe nicht spurlos vorüber; die Ruhe seines geistigen Schaffens wurde durch dieselben gestört, und er klammerte sich während dieser Stürme „wie an einen Balken im Schiffbruche" an naturwissenschaftliche Studien. Im Jahre 1792 begleitete er den Herzog Karl August auf der unrühmlichen „Kampagne in Frankreich", die mit dem Rückzuge des deutschen Heeres endete, und 1793 war er mit bei der Belagerung der Festung Mainz, während welcher er sein in Hexametern geschriebenes Epos „Reineke Fuchs" (in zwölf Gesängen) vollendete.

Für Goethe und für die ganze Entwickelung der deutschen Litteratur höchst folgenreich wurde der Zeitpunkt, der ihn in ein inniges Freundschaftsverhältnis zu Schiller brachte. Bereits im Jahre 1779 hatte er gelegentlich seiner Reise in die Schweiz, die er mit dem Herzoge Karl August machte, in Stuttgart der Jahresfeier der Militärakademie (Karlsschule) beigewohnt und unter den Schülern derselben auch Schiller, der einen medizinischen Preis erhielt, gesehen, und 1788 waren die beiden großen Geister in Rudolstadt abermals zusammen getroffen. Aber ihre Wege gingen noch auseinander, da Goethe infolge der mit seiner italienischen Reise in Zusammenhang stehenden inneren Umwandlung an den stürmischen Jugendwerken Schillers kein Gefallen fand; keiner fühlte sich überhaupt von dem andern besonders angezogen. Ein Gespräch aber über die Metamorphose der Pflanzen (ein Lieblingsthema Goethes) brachte sie später einander näher; und seitdem sich Goethe an der von Schiller heraus-

gegebenen Zeitschrift „Die Horen" (1794) beteiligte, und besonders seit Schillers Übersiedelung nach Weimar (1799), war ein inniger Freundschaftsbund, dessen Anfänge in den Sommer 1794 fallen, und den erst Schillers Tod (1805) löste, zwischen beiden geschlossen worden. Die beiden größten Dichter wirkten ungemein anregend aufeinander ein, sich in ihren Naturen gegenseitig ergänzend, neidlos ringend um die Palme des Ruhmes. In dieser Zeit schrieb Goethe die meisten seiner herrlichen Balladen, welche zum Teil in dem Musenalmanache (1798) veröffentlicht wurden, wie „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere"; und während Schiller zur dramatischen Poesie zurückkehrte, wandte er sich fast ausschließlich epischen Stoffen zu. „Wilhelm Meisters Lehrjahre", einen Roman, den er bereits zwanzig Jahre früher begonnen hatte, vollendete er, und ebenso schuf er in den Jahren 1796 und 1797 das herrliche idyllische Epos „Hermann und Dorothea".

Ein schmerzlicher Riß und eine weite Lücke in Goethes Leben entstand durch den Tod Schillers 1805. Sein Schmerz über diesen Verlust „der Hälfte seines Daseins" war tief und nachhaltig, und nur langsam und schwer überwand er denselben. Er selbst lebte noch 27 Jahre und war während dieser Zeit auf den verschiedensten Gebieten unausgesetzt thätig. Aber auf dem Gebiete der Poesie schuf er verhältnismäßig nur noch wenig. Nach Vollendung des Romans „Die Wahlverwandtschaften" ging er an die Darstellung seines eigenen Lebens, welche Selbstbiographie den Titel „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" führt, und in der er erzählt, wie er als Mensch gelebt, gestrebt und geirrt, und wie er sich als Dichter entwickelt hat. Diese Geschichte des eigenen Lebens reicht indessen nur bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre, bis zum Herbste 1775. Auch zwei andere Werke, die ihn viele Jahre lang beschäftigt haben, war ihm noch vergönnt zu vollenden: „Wilhelm Meisters Wanderjahre" und „Faust". Der „Faust" hatte ihn seit seiner Studienzeit stets beschäftigt. Die ersten Vorarbeiten zu demselben hatte er bereits nach seiner Rückkehr aus Leipzig im elterlichen Hause zu Frankfurt gemacht, wo er während seiner Genesung allerlei alchemistische Studien trieb und sehr bald auch das alte Volksbuch von Dr. Faust kennen lernte, dessen tiefer Grundgedanke ihn mächtig ergriff. Aber erst am 30. Juli 1830, im 81. Jahre seines Lebens, vollendete er seinen „Faust", und damit war ein schwerer Stein, der ihn lange gedrückt hatte, abgewälzt, damit meinte er seine Aufgabe als Dichter erfüllt zu haben. — Schon seit längerer Zeit fühlte er sich auch einsam, sehr einsam. Sein einziger Sohn August (Goethe war vermählt mit Christiane Vulpius, die der Tod ihm 1816 entriß) war 1830 zu Rom als großherzoglicher Kammerherr gestorben; der edle Herzog Karl August war gleichfalls 1828, und bald nach ihm auch

seine Gemahlin Luise, in Weimars Fürstengruft bestattet worden; die Freunde alle, Herder, Wieland, Schiller, hatte man zur Ruhe getragen. Schon 1825 hatte er den Staatsgeschäften entsagt, und nun verlebte er ab und zu auch einige Sommermonate auf dem malerisch gelegenen „Neuen Schlößchen" Dornburg an der Saale, wo Herzog Karl August sehr oft wohnte, und wo auch Goethe „Schläge des Schicksals und Herzenswunden auszuheilen" liebte. Seine Geistesfrische blieb ihm bis an sein Ende erhalten. Seine letzte Krankheit war kurz und schmerzlos: am 22. März 1832 mittags 11 Uhr schloß er die Augen für immer. „Mehr Licht" waren die letzten Worte, die die erblassenden Lippen noch murmelten. Bestattet ist er neben seinem herzoglichen Freunde Karl August und neben Schiller in der Fürstengruft zu Weimar.

Eins der lieblichsten und zugleich vollendetsten Werke Goethes ist die in Hexametern geschriebene epische Dichtung „Hermann und Dorothea". Den Stoff für dieselbe fand Goethe in einer kleinen Schrift, die ihm von ungefähr in die Hände fiel: „Das liebthätige Gera und die Salzburger Emigranten. Leipzig 1732". Die Erzählung, die er hier fand und aus der er die herrliche Dichtung schuf, ist kurz folgende: Die vertriebenen Salzburger zogen durch die Stadt Altmühl. Der Sohn eines wohlhabenden Bürgers dieser Stadt war trotz alles Zuredens seitens seines Vaters bisher nicht zum Heiraten zu bewegen gewesen. Da sah er unter den durchziehenden Auswanderern ein Mädchen, das ihm gefiel. Er erkundigte sich nach ihr und ihrer Familie und hörte nur Gutes. Da eilte er zu seinem Vater und erklärte diesem, es sei sein fester Entschluß, die Salzburgerin zur Frau zu nehmen, und wenn ihm diese verweigert würde, ehelos zu bleiben. Der Vater wollte anfangs hiervon nichts hören, wurde aber von dem Prediger des Ortes, der die Absicht des Sohnes billigte, umgestimmt und gab seine Einwilligung. Nun ging der Sohn das Mädchen fragen, ob sie bei seinen Eltern in Dienst treten wollte, und da sie dazu bereit war, führte er sie zu seinem Vater. Dieser, dem dieselbe gefällt, dem aber von dem Vorwande, unter welchem der Sohn sie ins Haus geführt hat, nichts bekannt ist, richtet an sie die Frage, ob sie denn seinen Sohn auch recht lieb habe. Über solche Frage erschrocken, bittet das Mädchen, man möge doch mit einer armen Vertriebenen keinen Spott treiben; als sie aber sieht, daß die Sache ernst gemeint sei, erklärt sie, sie wolle ihn halten wie ihren Augapfel, und überreicht dem nunmehrigen Bräutigame als Mahlschatz einen Beutel mit 200 Dukaten. — Was diese kleine Geschichte erzählt, verlegt Goethe, um ihm einen bedeutenderen, weltgeschichtlichen Hintergrund zu geben, in die Zeit der französischen Revolution und läßt es in einem Städtchen unweit des rechten Rheinufers sich abspielen. Das Ganze durchweht ein deutsch-vaterländischer Geist; deutsche Natur, deutsche Tugend und Sitte werden in überaus zarter Weise

geschildert. — Inhalt: In den Bewegungen, welche die französische Revolution hervorgerufen hat, ziehen unglückliche Auswanderer deutscher Abkunft mit Hab und Gut, das sie planlos auf Wagen gepackt haben, an einem Städtchen diesseits des Rheines vorüber, und die neugierigen Bewohner desselben haben sich aufgemacht, um die Unglücklichen zu sehen und ihnen Unterstützungen zu reichen. Auch der Wirt des Gasthauses zum goldenen Löwen hat seinen Sohn Hermann geschickt, ihnen Kleidung und Nahrungsmittel zu bringen. Am Ende des Zuges trifft er ein Mädchen, Namens Dorothea, das einen mit Ochsen bespannten Wagen führt, auf dem eine Kranke liegt. Die Jungfrau redet Hermann freundlich an und bittet ihn für die Kranke, ihre frühere Nachbarin, um eine Unterstützung. Dieser übergiebt ihr alles, was seine Eltern eingepackt haben, und bittet sie, es unter die Dürftigen zweckmäßig zu verteilen. Von der Freundlichkeit und der aufopfernden Fürsorge der Jungfrau tief ergriffen, gesteht er, nach Hause zurückgekehrt, seiner Mutter mit ungewohnter Beredsamkeit, daß er die Fremde liebe und nur diese sich zur Frau wünsche. Der Vater, der für seinen Sohn nach einer begüterten Frau verlangt, geht unter Vermittelung des Predigers und des Apothekers schließlich auf den Vorschlag ein, daß diese beiden Hausfreunde zunächst sich genau nach dem Mädchen erkundigen, und daß, wenn es Gnade vor ihren Augen fände, Hermann um dasselbe werben dürfe. Hermann begleitet beide Männer bis an den Brunnen, der unfern des Dorfes ist, in welchem die Unglücklichen Halt gemacht haben, und will hier die Freunde, die sich ins Dorf begeben, wieder erwarten. Sie erhalten das vorteilhafteste Zeugnis über Dorothea und wünschen Hermann Glück zu einer solchen Wahl. Hierauf kehren sie nach der Stadt zurück, um dem Vater ihre günstigen Nachrichten zu bringen. Hermann aber macht sich auf, die Jungfrau aufzusuchen und um ihre Hand zu werben. Bereits auf dem Wege begegnet ihm diese, da sie eben im Begriffe ist, an dem Brunnen Wasser zu holen. Aus Schüchternheit aber wagt Hermann nicht, ihr seine Liebe zu gestehen, sondern fragt sie nur, ob sie als Magd in seiner Eltern Hause dienen wolle. Dazu ist sie sofort bereit, und nachdem sie von den Ihrigen Abschied genommen hat, begleitet sie Hermann nach der Stadt zu seinen Eltern, die mit den Freunden bereits ungeduldig des Sohnes harren. Nachdem Hermann die Jungfrau seinen Eltern vorgestellt hat, vertraut er dem Prediger, daß Dorothea als Magd in das Haus gekommen zu sein glaube, und bittet ihn, in kluger Weise das Mädchen über den Irrtum, in welchem es sich befinden müsse, aufzuklären. Unterdessen aber hat der Vater Dorothea bereits als Braut des Sohnes begrüßt, was diese natürlich für Spott halten muß. Diesen Umstand benutzt der Prediger, um das Herz der Jungfrau zu prüfen. Als diese hierbei nicht anders kann als das Geständnis ablegen, daß Hermann ihre Neigung gewonnen habe, erklärt sie, daß sie unter solchen

Umständen nicht im Hause zu bleiben vermöge. Da aber gelingt es Hermann, das Mißverständnis zu lösen, und der Prediger verlobt ihn mit Dorothea.

„Götz von Berlichingen" verdankt sein Entstehen dem Straßburger Aufenthalte und ist mehrfach überarbeitet worden (in Prosa). Das Stück schildert uns den Kampf der alten Heldenkraft der Reichsritterschaft gegen den derzeitigen Polizeistaat; im Spiegel der Vergangenheit will der Dichter der Mitwelt die morschen gesellschaftlichen und staatlichen Zustände ihrer Zeit zeigen. — Götz, auf seiner Burg Jaxthausen an der Jaxt, ist ein Ritter von alter Art. Die kürzlich aufgekommenen Reichsgerichte sind ihm ein Greuel; aus eigener Macht allein will er in ritterlicher Weise die Bedrängten schützen und jede Übelthat rächen. Ihm gegenüber steht Adalbert von Weislingen, der in der Kindheit sein Gespiele gewesen ist, jetzt aber in andern Bahnen wandelt und, im Dienste des Bischofs von Bamberg stehend, nur in der Gunst des Kaisers Befriedigung seines Ehrgeizes sucht. In einer Fehde mit dem Bischofe von Bamberg gelingt es Götz, Weislingen gefangen zu nehmen. Es gelingt ihm weiter, diesen zu bewegen, den Hofdienst aufzugeben und wieder frei, als sein eigener Herr, auf der eigenen Burg zu leben. Der Freund, den Götz so wiedergefunden zu haben glaubt, wird ihm noch enger verbunden, indem er sich mit Götzens Schwester Maria verlobt. Da Götz in seinen Freund nicht den geringsten Zweifel setzt, läßt er denselben ziehen, damit er seine Angelegenheiten am Hofe des Bischofs von Bamberg ordnen könne. Hier aber umstricken ihn bald wieder die Ränke der Hofleute, die Schmeichelei des Bischofs und die Gefallsucht der Adelheid von Walldorf, sodaß er seiner Verlobten und seinem Freunde untreu wird. Diese Erfahrung, die Götz machen muß, schmerzt ihn tief, und um die seiner Schwester widerfahrene Beleidigung zu rächen, läßt er sich zu Schritten hinreißen, durch welche die bestehende Reichsordnung verletzt wird. Das Reich sendet nun Truppen gegen ihn, die das über ihn gefällte Urteil vollstrecken sollen. Er wird in seiner Feste Jaxthausen belagert und heimtückisch gefangen genommen, erhält aber gegen das Versprechen, fernerhin ruhig auf seiner Burg leben zu wollen, seine Freiheit wieder. Da brechen die Bauernaufstände aus. In der Hoffnung, daß er die Wut der Aufständischen werde zügeln können und so dem Reiche einen Dienst leisten, übernimmt Götz das Führeramt, das die Bauern ihm aufnötigen. Dieser Schritt giebt Weislingen das Mittel an die Hand, seinen früheren Freund durch einen Achtsbefehl zu vernichten. Als Maria hiervon Kunde erhält, versucht sie das Herz ihres früheren Verlobten zu rühren und ihn zur Zurücknahme jenes Befehles zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit wird sie Zeuge des schmachvollen Endes, das Weislingen nimmt. Dieser stirbt nämlich an Gift, welches seine Gemahlin Adelheid ihm durch ihren Buhlen Franz hat reichen lassen. Götz wird in dem

Kampfe, zu dem er sich von dem Reiche herausgefordert sieht, verwundet und gefangen genommen und beschließt sein Leben im Kerker, mit dem Bewußtsein, seine Ehre gerettet zu haben, aber zugleich auch mit der schmerzlichen Überzeugung, daß das Rittertum in das Grab sinkt.

„Iphigenie". Diese Dichtung verherrlicht den erhebenden, segensreichen Einfluß, den die gebildete, wahrhaft sittliche Frau auf alle, welche in ihre Nähe kommen, ausübt. Den Grundgedanken deutet der Dichter selbst mit den Worten an: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit", welche reine Menschlichkeit hier als reine, fleckenlose Weiblichkeit uns entgegentritt. — Iphigenie, durch Diana vom Opfertode gerettet, befindet sich in Tauris, dem Lande der Skythen, von ihrem Könige Thoas gastlich aufgenommen und als Priesterin der Diana hoch geehrt. Sie hat die Barbaren Menschlichkeit gelehrt und den König dazu gebracht, die barbarische Sitte abzuschaffen, nach welcher jeder Fremdling, der in das Land der Skythen verschlagen wird, den Göttern geopfert wird. Nachdem Iphigenie schon jahrelang ihres priesterlichen Amtes gewaltet hat, macht ihr Thoas den Antrag, sich ihm zu vermählen. Trotzdem Iphigenie diesen Antrag wiederholt zurückweist, beharrt Thoas bei seiner Absicht. Da offenbart Iphigenie ihm endlich, wer sie ist, daß sie aus dem Geschlechte des Tantalus stamme, welches die Götter mit Haß verfolgen und durch Greuel, Mord und Verrat ohne Aufhören strafen; Agamemnon, ihr Vater, habe selbst sie opfern wollen. — Durch den hartnäckigen Widerstand indessen, welchen Iphigenie seiner Werbung entgegenstellt, wird Thoas aufgebracht: er entzieht ihr sein bisher ihr bewiesenes Wohlwollen, befiehlt die Wiedereinführung jener Menschenopfer und übergiebt ihr auch sogleich zwei Fremdlinge, die am Morgen des Tages in einer Meeresbucht aufgegriffen worden sind, damit sie dieselben der Diana opfere. In diesen Fremdlingen erkennt Iphigenie nicht nur Landsleute, sondern bald auch in dem einen von ihnen ihren eigenen Bruder Orestes. Von diesem erfährt sie die Schicksale, welche ihr väterliches Haus getroffen und zerstört haben. Agamemnon, von Troja zurückkehrend, ist von seiner Gemahlin Klytämnestra ermordet, aber von seinem Sohne Orestes an dieser gerächt worden. Den Orestes verfolgen seitdem die Furien des Muttermordes. Von Apollo hat er die Weisung erhalten, die Schwester aus dem Lande der Skythen in die Heimat zurückzuführen; dadurch werde er Erlösung finden. Orestes, der die Bezeichnung „Schwester" auf Diana, die Schwester des Apollo, bezogen hat, ist nun mit seinem Freunde Pylades nach Tauris gekommen, um das Bild der Diana, die hier verehrt wird, zu rauben. So sieht er sich nebst seinem Freunde jetzt für den Opfertod bestimmt, und die Greuel des väterlichen Hauses sollen durch einen Brudermord, zu dem die Schwester gezwungen wird, vollendet werden. In dieser Bedrängnis verfällt Pylades auf eine List. Er sucht Iphigenie zu überreden, dem Thoas

gegenüber vorzugeben, daß durch einen Wahnsinnsausbruch, in den Orestes durch die Furien gebracht worden, das Bildnis der Diana entweiht worden sei und deshalb, bevor das Opfer vollzogen werden könne, in den Wogen des Meeres erst wieder gereinigt werden müsse. Bei dieser Gelegenheit wollen dann alle drei auf das hinter einem Felsvorsprunge verborgene Schiff sich retten und mit dem Bilde der Göttin nach Griechenland fliehen. Einen Augenblick ist Iphigenie geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen. Aber die Wahrhaftigkeit ihres Herzens siegt: sie macht dem Könige von allem, was geplant worden war, offen Mitteilung und legt die Entscheidung in seine Hand. Dieser, teils durch Iphigeniens Vertrauen und Aufrichtigkeit überwunden, teils in den Willen des Gottes sich fügend, da sich ergiebt, daß Apollo nicht die Rückkehr seiner Schwester Diana, sondern die Rückkehr der Schwester des Orestes gefordert habe, läßt Iphigenie mit ihrem Bruder und seinem Freunde Pylades in die Heimat ziehen.

„Egmont" führt uns in den Beginn der großartigen Kämpfe der Niederländer um ihre staatliche und religiöse Freiheit, zugleich mit dem Hinweise auf endlichen Sieg (Klärchen erscheint als Genius der Freiheit mit dem Lorbeerkranze). — Egmont, aus einer altadligen Familie der Niederlande stammend, ist ein lebensfroher, heiterer und offener Mann, ein ritterlicher Held, leutselig gegen jedermann und von den Soldaten wie von den Bürgern geliebt und geachtet. Da erscheint Herzog Alba in den Niederlanden, um im Auftrage Philipps II. die hier gegen den spanischen Druck herrschende Gärung zu unterdrücken. Der kluge und vorsichtige Oranien erkennt sofort die Gefahr, welche durch diesen Mann den Niederlanden droht, und spricht seinem Freunde Egmont gegenüber die gehegten Befürchtungen aus. Allein dieser will in seiner Sorglosigkeit dieselben nicht teilen. Wie vor einem edeldenkenden Freunde enthüllt er sogar vor Alba mit Freimut und Offenheit die Lage des Landes und dessen Erwartung, daß die verbrieften Rechte der Provinzen, die umzustoßen doch Alba gesandt ist, dem Lande gewahrt bleiben werden. Im Laufe des Gespräches entlockt ihm Alba Äußerungen, die ihm als Verletzung des Gehorsams gegen den König ausgelegt werden, und läßt ihn gefangen nehmen. Aber auch in seiner Haft vertraut Egmont auf die Gerechtigkeit des Königs, auf Wilhelm von Oranien und auf das Volk, von dem er erwartet, daß es ihn nicht im Stiche lassen werde. Dieses aber hat in seiner feigen Angst nicht den Mut, seinen Vertreter zu befreien, so sehr auch Klärchen, Egmonts Geliebte, thätig ist, dasselbe zum Aufstande und zu Egmonts Befreiung anzufeuern. So muß Egmont als ein Opfer seiner Arglosigkeit und seines allzugroßen Vertrauens fallen. Sein Todesurteil wird gesprochen. Auf die Nachricht davon nimmt Klärchen Gift und geht ihm im Tode voran. In der Nacht vor Egmonts Hinrichtung erscheint sie diesem im Traume als Genius der Freiheit, verkündet ihm, daß er durch seinen Tod den Nieder-

landen ihre Unabhängigkeit gewinnen werde, und reicht ihm den Siegeskranz.

Im „Torquato Taſſo" entrollt Goethe ein treues Bild der eigenen inneren Erlebniſſe und Erfahrungen in zwei ſeiner wichtigſten Bildungszeiträume: durch Kämpfe und Leiden, durch manches Opfer, mit voller Entſagung und Ergebung gebracht, wird der Geiſt des Dichters allmählich geläutert und zur vollen Erkenntnis ſeines wahren Berufes gehoben. — Das Drama beginnt mit dem Zeitpunkte, in dem Taſſo ſein Epos „Das befreite Jeruſalem" vollendet hat und es dem Herzoge Alfons von Ferrara, an deſſen Hofe er lebt, überreicht, worauf die Schweſter des Herzogs, Prinzeſſin Leonore, ihm den urſprünglich für die Büſte Virgils von ihrer Hand gewundenen Lorbeerkranz aufſetzt. Dieſe Auszeichnung des Dichters erfüllt den eben nach glücklich beendeten Staatsgeſchäften aus Rom zurückgekehrten Staatsmann Antonio mit Neid, und er glaubt den von ſeinem Dichterruhme geblendeten Jüngling nur durch recht ſchroffes Entgegentreten (im Gegenſatze zu der ſchonenden Geduld des Hofes) heilen zu können, reizt dieſen aber durch ſeinen bittern Hohn (über den leicht erworbenen Dichterkranz) bis zur Herausforderung zum Zweikampfe, den jedoch des Fürſten Daſchwiſchenkunft verhindert. Wegen des verletzten Burgfriedens beſtraft der Herzog Taſſo in milder Weiſe, indem er ihm eine leichte Haft in ſeinem Zimmer auferlegt. Da giebt die Gräfin Eleonore von Sanvitale, die den Dichter für den Hof in Florenz gewinnen will, dieſem den Rat, ſich für einige Tage von Ferrara zu entfernen. Als Taſſo erfährt, daß mit ſeiner Entfernung vom Hofe auch die Prinzeſſin, des Herzogs Schweſter, der er kurz zuvor ſeine Liebe geſtanden hat, einverſtanden ſei, erreicht ſeine Verzweiflung ihren Höhepunkt. Er glaubt nämlich, daß der ganze Hof ſich gegen ihn verſchworen habe; und in ſolcher Meinung iſt er entſchloſſen, den Hof überhaupt zu verlaſſen. Als er von der Prinzeſſin ſich verabſchiedet, kommt ſeine Liebe zu dieſer zu einem leidenſchaftlichen Ausbruche, dem ſie ſich aber zu entziehen weiß. Daß aber grade in dieſem Augenblicke auch andere Perſönlichkeiten des Hofes erſcheinen, erweckt in ihm den Glauben, das alles ſei verabredet worden, um ihn zu vernichten, und ſelbſt die Prinzeſſin habe ihm deshalb Liebe nur geheuchelt. Durch Antonios wohlwollende Teilnahme aber läßt er ſich wieder beruhigen und kommt nun zu der Erkenntnis, nur durch eigene Schuld ſein großes Glück ſelbſt verſcherzt zu haben; ja, er erkennt jetzt ſogar ſeine einzige Rettung in dem freundlichen Entgegenkommen des Mannes, den er früher für ſeinen ärgſten Feind gehalten, der ſich ihm aber grade in der Not als treuer Freund bewährt hat. So iſt Taſſo noch rechtzeitig zu der Erkenntnis gekommen, daß Selbſtbeherrſchung, Zügelung der Leidenſchaften und ſittliche Beſonnenheit nicht zu entbehren ſind, und daß man die Kraft ſich erringen müſſe, auch den ſchwerſten Verluſt in williger Entſagung ertragen zu können.

Der Grundgedanke des „Faust" ist der, daß der edle Mensch in seinem Ringen nach Wahrheit nicht verloren gehen kann, sondern auch nach den mannigfachsten Verirrungen doch wieder auf den rechten Weg zurückkehren muß, und daß auch das Böse den Zwecken der Vorsehung dienen muß, indem es den Menschen durch den beständigen Kampf gegen dasselbe vor Erschlaffung bewahrt. — Faust erscheint als ein vom mächtigsten Drange nach Erkenntnis erfüllter edler Mensch, der in seinem bisherigen, auf die natürlichen Kräfte des Menschen gegründeten Streben nach Wahrheit keine Befriedigung gefunden und sich daher der Magie (der schwarzen Kunst) ergeben hat. Da aber auch durch diese sein Wissensdrang nicht gestillt wird, so schließt er, nach einem vorübergehenden Versuche des Selbstmordes, in seiner Verzweiflung einen Vertrag mit dem Teufel, dem er seine Seele verschreibt unter der Bedingung, daß dieser ihm Ruhe und Zufriedenheit für seinen von Zweifeln gequälten Geist verschaffe. Des Teufels dienstbarer Geist Mephistopheles führt nun Faust zunächst auf die Bahn des sinnlichen Genusses. Dieser aber verschafft ihm auch nur für kurze Zeit Befriedigung und bereitet ihm zuletzt (nach dem von ihm verschuldeten Untergange Gretchens) auch noch Gewissensqualen. Daher wendet sich Faust (im zweiten Teile der Tragödie) einer neuen Thätigkeit zu. Zuerst sucht er das Ideal der Kunst zu erfassen, findet aber zuletzt ein noch höheres Ziel in dem selbstthätigen Wirken für das Wohl der Menschheit. Überall jedoch schlägt unter des Mephistopheles Einflusse sein edles Streben zum Unheile und Verderben aus, und so gelangt er schließlich zu der Überzeugung, daß in diesem irdischen Leben und Streben nur die Hoffnung auf das höchste Glück Befriedigung gewähren könne. Bei seinem Tode will der Teufel sich seiner Seele bemächtigen; aber der Dichter läßt, abweichend von der Volkssage, die göttliche Gnade (unter Vermittelung Gretchens als einer Heiligen) einschreiten, durch welche Fausts unsterblicher Teil, wegen dessen unabläßigen edlen Strebens nach Wahrheit, von den Engeln zum Himmel emporgetragen wird.

§ 46. Schiller.

Johann Christoph Friedrich von Schiller, geboren am 10. November 1759 zu Marbach am Neckar im Württembergischen, war der einzige Sohn des ehemaligen Chirurgen Johann Kaspar Schiller, der sich, nachdem er als Feldscherer in bairischen Diensten den österreichischen Erbfolgekrieg mitgemacht hatte, 1748 als Wundarzt in Marbach niedergelassen und im folgenden Jahre mit Elisabeth Dorothea Kodweis, der Tochter des Bäckers und Wirtes „Zum goldenen Löwen" in Marbach verheiratet hatte. Die Dürftigkeit seines Einkommens mag es gewesen sein, die den Chirurgus 1757 veranlaßte, wieder Kriegsdienste zu nehmen und als württembergischer Fähnrich

gegen den großen Preußenkönig nach Böhmen zu ziehen. Nach seiner Heimkehr von diesem Zuge wurde er 1759 zum Lieutenant befördert. Während der nächsten Jahre führte der Militärdienst des Vaters diesen und seine Familie an verschiedene Orte, endlich 1765 nach Lorch im Jaxtkreise, von wo aus der zum Hauptmanne beförderte Schiller in der benachbarten Reichsstadt Gmünd das Werbegeschäft zu treiben beauftragt war. In Lorch erhielt der junge Schiller den ersten regelmäßigen Unterricht von dem würdigen Orts-Pfarrer Moser. Als 1768 sein Vater nach Ludwigsburg versetzt worden war, besuchte der Knabe die dortige lateinische Schule, und sein lebhaftester Wunsch, der auch mit den Wünschen seiner Eltern übereinstimmte, war es, Theologie zu studieren. Mittlerweile aber hatte der Herzog auf seinem Lustschlosse Solitude, wohin später auch Schillers Vater zog, da ihm von dem Herzoge die Oberaufsicht über die dortigen Gartenanlagen und Baumpflanzungen übertragen worden war, eine Erziehungsanstalt gegründet, welche bestimmt war, den Söhnen des Adels und der Offiziere ihre Ausbildung zu geben. Auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs trat auch der junge Schiller in diese Anstalt ein. Da aber die Theologie nicht zu den Lehrgegenständen der Karlsschule gehörte, so mußte er den anfänglichen Plan, Theologe zu werden, aufgeben und gedachte nun sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Als im Jahre 1775 die Karlsschule nach Stuttgart verlegt und bei dieser Gelegenheit auch eine medizinische Fakultät an ihr eingerichtet worden war, verließ Schiller das trockene Studium der Rechtsgelehrsamkeit und wandte sich der Medizin zu. Die Karlsschüler erhielten vornehmlich Unterricht in den alten Sprachen, die deutsche Sprache und Litteratur dagegen wurde fast ganz vernachlässigt; das Lesen der deutschen Dichterwerke war sogar aufs strengste untersagt. Schiller und seine Freunde indessen wußten sich solche heimlich zu verschaffen, und die neuesten Erscheinungen der poetischen Litteratur wurden von ihnen eifrig studiert; besonders waren es Klopstocks „Messias" und Goethes „Götz", welche die jungen Seelen begeisterten und entflammten. Als Wielands Übersetzung der Dramen Shakespeares Schiller in die Hände fiel, da wurde seine Beanlagung für das Drama geweckt, und als achtzehnjähriger Jüngling begann er sein Trauerspiel „Die Räuber". Da so Schiller auf sein Berufsstudium nicht immer den nötigen Eifer und Fleiß verwandte, sondern seine Zeit auch durch dichterische Nebenbeschäftigungen zersplitterte, so konnte er erst ein Jahr später, als er es beabsichtigt hatte, das Lehrziel der Anstalt erreichen. Im Dezember 1780 trat er als Medicus mit dem geringen Gehalte eines Chirurgen in ein württembergisches Regiment in Stuttgart. Hier vollendete er seine „Räuber", und da er keinen Verleger für das Stück fand, ließ er es 1781 auf eigene Kosten drucken, jedoch ohne Angabe des Verfassers. Das Aufsehen, welches dasselbe durch die Kühnheit der Gedanken und seine kräftige Sprache machte, war ungeheuer, und der

Intendant des Mannheimer Theaters, Freiherr von Dalberg, brachte dasselbe, nachdem es Schiller für die Bühne etwas hatte umarbeiten müssen, 1782 (im Januar) in Mannheim zur Aufführung, welcher Aufführung der Dichter, der sich ohne Urlaub nach Mannheim begeben hatte, heimlich beiwohnte. Es fand ungeheuren Beifall, besonders bei der Jugend, und dieser außergewöhnliche Erfolg spornte den Verfasser zu neuem Schaffen an: der Plan zu „Fiesco, oder die Verschwörung zu Genua" wurde jetzt entworfen. In der Heimat aber bereiteten ihm „Die Räuber" große Unannehmlichkeiten. Dem Herzoge behagte die freiheitliche Umsturzidee des Werkes nicht, und ebenso fand er Mißfallen an den im Jahre 1782 veröffentlichten lyrischen Gedichten Schillers, da ihm manche in denselben ausgesprochenen Gedanken nach seiner Weltanschauung verbrecherisch erschienen. Er ließ Schiller vor sich kommen und verlangte von ihm, daß er seine dichterischen Erzeugnisse vor dem Drucke ihm zur Beurteilung vorlegen solle; und als der Dichter diese Forderung ablehnte, verbot er ihm sogar unter Androhung harter Strafe, andere Schriften als medizinische drucken zu lassen. Schiller richtete zwar an den Herzog das Gesuch um Zurücknahme dieses Verbotes, wurde aber abschlägig beschieden; und als er nicht lange nachher einer zweiten Aufführung der „Räuber" in Mannheim beiwohnte, mußte er nach seiner Rückkehr in vierzehntägigen Arrest wandern, da er auch diesmal ohne Urlaub seine Garnison verlassen hatte. Solchen Zwang vermochte Schiller nicht zu ertragen, und heimlich verließ er (als Dr. Ritter) am 17. September 1782 Stuttgart, begleitet von einem einzigen Freunde, dem Musiker Streicher. Er wandte sich zunächst nach Mannheim, da er auf den Freiherrn von Dalberg seine ganze Hoffnung gesetzt hatte. Bei diesem vermochte er indessen nichts zu erreichen. Da er sich aber in Mannheim nicht sicher genug fühlte, wanderte er am 30. September mit Streicher weiter nach Frankfurt, wo sie in der Vorstadt Sachsenhausen in einer bescheidenen Herberge einkehrten. Erst Anfang Dezember öffnete sich dem Dichter ein besserer Zufluchtsort. Die Frau von Wolzogen, eine Freundin seiner Mutter und die Mutter zweier Freunde, die er auf der Karlsschule kennen gelernt hatte, bot ihm Aufenthalt auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen an. Hier lebte Schiller über ein halbes Jahr (vom 7. Dezember 1782 bis zum Juli 1783), und hier vollendete er das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe", welches er der Mannheimer Bühne einsandte. Als in der Erwiderung hierauf Dalberg dem Dichter auch mitteilte, daß dieser von Stuttgart aus keine weitere Verfolgung zu befürchten habe, kehrte derselbe im Juli 1783 nach Mannheim zurück, und schon im folgenden Monate wurde er von dem Intendanten als Theaterdichter mit einem Gehalte von 500 Gulden angestellt. Indessen eine gesicherte Lebensstellung hatte Schiller damit noch nicht gefunden; im Gegenteile, infolge von Erkrankung wurden hier seine Verhältnisse so mißliche, daß er Ende

April 1785 gern einer Einladung seines Freundes Körner, des Vaters von Theodor Körner, nach Leipzig folgte. Als dieser in der Folge als Oberkonsistorialrat nach Dresden berufen wurde, folgte er ihm im September 1785 auch dahin und verlebte in Körners Weinberge bei Loschwitz an den schönen Ufern der Elbe herrliche Tage. In dem Gartenhause dieses Weinberges sowie auch in Körners Dresdener Stadtwohnung förderte und vollendete er seinen „Don Carlos". Die Vorarbeiten zu diesem Drama hatten ihn zu geschichtlichen Studien gezwungen, welchen sich bald auch philosophische anschlossen, und grade diese Studien trugen sehr viel dazu bei, seinen stürmischen Geist zu läutern und zu beruhigen.

Im Juli 1787 bewog ihn eine Einladung der ihm befreundeten Frau von Kalb, zunächst besuchsweise nach Weimar zu gehen. Goethe befand sich damals grade auf seiner italienischen Reise; aber zu Wieland trat Schiller in ein näheres Verhältnis, und auch Herder begegnete ihm sehr freundlich. Nicht lange währte es, so nahm Schiller, um dem Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens näher zu sein, seinen dauernden Wohnsitz in Weimar; und Sachsen und Thüringen sollten von nun an die Heimstätte des Dichters bleiben. Bald finden wir ihn in Weimar, bald in Jena, bald in Rudolstadt, in dessen Nähe, in dem Dorfe Volkstedt, er im Umgange mit der liebenswürdigen, feingebildeten Familie von Lengefeld überaus glückliche Stunden verlebte. In seiner dichterischen Thätigkeit war eine Pause eingetreten, da er sich in dieser Zeit besonders dem Studium der Geschichte widmete. Auf diesem Gebiete schrieb er zunächst die „Geschichte des Abfalles der Niederlande". Diese geschichtliche Arbeit verschaffte ihm durch Goethes Vermittelung im Mai 1789 eine Berufung als Professor der Geschichte an die Universität Jena, anfangs allerdings ohne Gehalt, später mit 200 Thalern. Auch der Titel eines herzoglich sächsischen Rates, welchen Herzog Karl August von Weimar dem Dichter bereits 1785 verliehen hatte, hatte ihm in seinen Einkünften keine Besserung gebracht. Doch der Zudrang der Studenten zu seinen Vorlesungen und sein Fleiß gaben ihm den Mut, seinen längst gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen, sich mit der jüngeren Tochter der Frau von Lengefeld, Charlotte, am 22. Februar 1790 zu vermählen. Sein Glück blieb indessen nicht lange ungetrübt. Die großen Anstrengungen, die seine Vorlesungen von ihm forderten, untergruben seine Gesundheit: eine schlimme Brustkrankheit befiel ihn anfangs 1791, und ein Aufenthalt in Karlsbad im Juni desselben Jahres brachte ihm nur geringe Besserung. Er mußte seine Vorlesungen aufgeben, überhaupt auf jede Geistesarbeit verzichten, und infolge hiervon stellte sich in seiner Familie bald die drückendste Not ein, welcher der Herzog Karl August beim besten Willen nur augenblicklich, nicht aber auf die Dauer, abzuhelfen vermochte. Da wurde ihm ganz unerwartet aus dem fernen Norden Hilfe. Der Erbprinz Christian Friedrich

von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf von Schimmelmann wiesen ihm auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern zu mit dem Wunsche, „der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten"; und diese Gabe wurde von Schiller mit innigem Danke angenommen.

Nachdem Schiller von seiner Krankheit soweit hergestellt war, daß er eine Reise wagen konnte, brachte er seinen Herzenswunsch, die betagten Eltern und die Geschwister wieder zu sehen, zur Ausführung. Mit seiner jungen Gattin begab er sich im Sommer 1793 nach dem Schwabenlande und nahm anfangs in Heilbronn, dann, ohne Furcht vor dem Herzoge, vor dem er einst flüchtig geworden war und der den Dichter jetzt völlig unbeachtet ließ, in Ludwigsburg, zuletzt in Stuttgart Wohnung, überall mit Hochachtung und Stolz aufgenommen. Gestärkt in seiner Gesundheit und ermutigt durch den Beifall des Volkes, konnte er am 15. Mai 1794 nach Jena zurückkehren. — Das nächste wichtige Ereignis in Schillers Leben sowohl für ihn als auch für die deutsche Litteratur war der Beginn einer dauernden und unlöslichen Freundschaft mit Goethe. In Stuttgart nämlich hatte Schiller mit dem Buchhändler Cotta die Herausgabe einer neuen Zeitschrift „Die Horen" verabredet, und für diese sollten nun die tüchtigsten Schriftsteller und Dichter gewonnen werden. Deshalb wandte sich Schiller im August 1794 brieflich auch an Goethe mit der Bitte um Beiträge, und dieser sagte solche bereitwilligst zu. Mit der Zeit bildete sich nun ein inniger, äußerst fruchtbarer Gedankenaustausch zwischen beiden Meistern heraus, und mit diesem Geistesbunde beginnt die Zeit der klassischen Schöpfungen Schillers, obwohl seit den schweren Anfällen von 1791 und 1792 seine Gesundheit gebrochen blieb. Er wandte sich wieder ganz der Poesie zu, und in den „Horen" und dem seit dem Herbste 1795 ebenfalls von ihm herausgegebenen Jugendalmanache erschien eine Reihe seiner herrlichsten Gedichte: „Die Macht des Gesanges", „Pegasus im Joche", „Das Ideal und das Leben", „Würde der Frauen", „Der Spaziergang", „Klage des Ceres", „Das Mädchen aus der Fremde". Eine poetische Schaffenslust fast ohnegleichen zeigte Schiller im Jahre 1797 (das Balladenjahr). Es entstanden: „Der Taucher", „Der Handschuh", „Der Ring des Polykrates", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Gang nach dem Eisenhammer", und später „Die Bürgschaft", „Der Kampf mit dem Drachen", „Hero und Leander", „Der Graf von Habsburg". Zwischen diese Balladen hinein fällt auch eine Anzahl herrlicher lyrischer Dichtungen, und ebenso „Das Lied von der Glocke".

Auch dem Drama hatte sich Schiller wieder zugewandt. Sein „Wallenstein", den er schon 1796 begonnen hatte, wurde 1799 beendet. In demselben Jahre brachte ihn auch der Wunsch, Goethe und andern Freunden näher zu sein, zu dem Entschlusse, nach Weimar überzusiedeln. Der Herzog entband ihn von seiner Professur und

erhöhte sein Gehalt auf tausend Thaler mit dem Versprechen, es zu verdoppeln, wenn Krankheit den Dichter in seinem Schaffen hindern sollte. Von Kaiser Franz II. wurde er auf den Wunsch Karl Augusts 1802 auch in den erblichen Adelsstand erhoben. In rascher Aufeinanderfolge erschienen nun seine Dramen „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell". Um der Aufführung des Tell beizuwohnen, unternahm er im Frühlinge 1804 eine Reise nach Berlin. Die Anstrengungen dieser Reise hatten seine ohnehin nicht feste Gesundheit tief erschüttert, und wenn er sich auch allmählich wieder erholte, so erlangte er doch seine früheren Kräfte nicht wieder. Nach kurzer Krankheit ereilte den Lieblingsdichter der Deutschen der Tod am 9. Mai 1805 im 46. Jahre seines Lebens. In stiller Mitternacht, in der ersten Stunde des 12. Mai, wurde sein Sarg, nur von wenigen Freunden begleitet, nach dem Jakobskirchhofe getragen und an Seilen in das alte Kassengewölbe, eine große feuchte Gruft, zu zehn andern Särgen hinabgelassen. Als nach 21 Jahren, im März 1826, das Kassengewölbe „aufgeräumt" werden sollte, veranlaßte der damalige Bürgermeister Schwabe, besonders auf Andreas Streichers Antrieb, eine Durchsuchung der Gruft nach Schillers Sarge. Dies Unternehmen war allerdings ein vergebliches; wohl aber fand man mit Hilfe einer gipsernen Totenmaske unter 23 Schädeln Schillers Schädel heraus, und dieser wurde nun zunächst in dem Fuße der Schillerschen Kolossalbüste von Dannecker, die Herzog Karl August von den Hinterbliebenen Schillers erworben hatte, aufbewahrt. Als auch Schillers Skelett bis auf wenige nicht mehr aufzufindende Knochen zusammengestellt worden war, ordnete Karl August an, daß auch der Schädel in einem dauerhaften Gefäße, mit den Gebeinen vereint, in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt werde. Dies geschah feierlichst am 16. Dezember 1827 vor Tagesanbruch.

Schillers Erstlingsdrama sind „Die Räuber". — Karl und Franz Moor sind die Söhne eines fränkischen Grafen. Karl, der ältere Bruder, hat sich auf der Universität einem zügellosen Leben ergeben, aber reuig sich an seinen Vater mit der Bitte gewendet, ihm Verzeihung angedeihen zu lassen. Sein Bruder Franz jedoch, der auf dem Schlosse des Vaters lebt, schon immer neidisch auf den nach seiner Meinung bevorzugten Karl ist und mit dem Schöpfer grollt, weil dieser ihn häßlich geschaffen und als den jüngeren dazu bestimmt habe, dem älteren Bruder unterthan zu sein, weiß die Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu hintertreiben und sich zum Herrn des Hauses zu machen. Dies erreicht er dadurch, daß er beide durch Lügen zu täuschen versteht: den Vater bringt er zu der Meinung, daß sein Sohn Karl wegen gemeiner Verbrechen steckbrieflich verfolgt werde, und seinen Bruder Karl weiß er glauben zu machen, daß er von seinem Vater verflucht worden sei. Nun wird Karl von Ver-

zweiflung ergriffen und von Wut und Haß gegen das ganze Menschengeschlecht erfüllt. Er stellt sich als Hauptmann an die Spitze einer Räuberbande in den böhmischen Wäldern und verfolgt die Aufgabe, das die Verhältnisse in der Welt regelnde Gesetz zu stürzen, um der Welt sein Gesetz aufzudringen. Unterdessen kann Franz auf der Bahn seiner Ruchlosigkeit nicht stillstehen. Er läßt den Vater, der bei der gefälschten Nachricht von seines Sohnes Karl Hinrichtung in einen todähnlichen Zustand verfällt, in einen abgelegenen Turm sperren und will ihn dem Hungertode preisgeben. Karl, der inzwischen seinen Namen weit und breit gefürchtet gemacht hat, entdeckt seinen unglücklichen Vater, befreit ihn aus seinem Gefängnisse und verurteilt den herbeigebrachten Franz zum Verhungern in demselben Turme. Der alte Moor stirbt, als sein Befreier sich ihm zu erkennen giebt. Karl kommt jetzt zu der Erkenntnis, daß es ein frevler Wahn von ihm gewesen sei, „die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten", und daß zwei Menschen wie er den ganzen Bau der sittlichen Weltordnung zu Grunde richten würden. Er beschließt deshalb, in die Ordnung der menschlichen Lebensverhältnisse zurückzukehren, und will seine Schar entlassen. Diesem Vorhaben indessen treten alle Glieder der Bande entgegen, indem sie ihn an seinen ihnen feierlich geleisteten Eid mahnen. Da weiht er zunächst Amalie, die Geliebte, die ihm trotz der boshaften Künste seines Bruders Franz immer treu geblieben ist, dem Tode und liefert sich dann selbst den Händen der Gerechtigkeit aus. Er erinnert sich „eines armen Schelmen, der im Tagelohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat. Man hat tausend Louisdor geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Manne kann geholfen werden". Sein Bruder Franz, der ob alles Geschehenen in Verzweiflung gerät, erdrosselt sich mit der goldenen Schnur, die er von seinem Hute reißt.

„Don Carlos, Infant von Spanien." Don Carlos, der Sohn Philipps II. von Spanien, liebt Elisabeth von Valois, die anfänglich ihm als Gattin bestimmt gewesen, aber später seines Vaters zweite Gemahlin geworden ist. Die Prinzessin Eboli wieder liebt den Don Carlos, und da sie sich von diesem verschmäht sieht, verrät sie seinem Vater das Geheimnis der Liebe des Sohnes. Dadurch weckt sie in dem Vater ein eifersüchtiges Mißtrauen gegen den Sohn, der nun seine Anmaßung mit dem Tode büßen soll. Um ihn zu retten, lenkt der Marquis Posa, der Freund und Vertraute des Prinzen, auf sich selbst den Verdacht, als sei er der Liebhaber der Königin. So muß denn zunächst der Marquis Posa den Tod erleiden. Aber auch Don Carlos, dessen Vorhaben, heimlich nach Flandern zu entweichen und in Verbindung mit Egmont und Oranien die Niederlande zu befreien, verraten wird, fällt als Opfer der Tyrannei seines Vaters, der an seinem Beichtvater Domingo, dem

Haupte der Inquisition, und an dem blutigen Herzoge Alba willige Werkzeuge seiner unnatürlichen Rache findet. — In diesem Drama hat sich Schiller zum erstenmale (nach Lessings Vorgange im „Nathan") des fünffüßigen Jambus bedient.

„Wallenstein" ist eine Trilogie und zugleich das bedeutendste Werk unsers Dichters, voll psychologischer Tiefe und vortrefflich in der Form. — „Wallensteins Lager" ist das Vorspiel und giebt uns ein anschauliches Bild nicht nur des Lagerlebens, sondern überhaupt jener ganzen Zeit, in welche uns das Drama führt. Die handelnden Personen, Soldaten aller Truppengattungen, sind volksmäßige Abbilder der Hauptpersonen des Dramas: der Wachtmeister ist das Abbild Wallensteins, der Dragoner das Buttlers, der erste Kürassier das von Max Piccolomini, der Trompeter das Terzkys, der Kroat das Isolanis. Neben den Soldaten treten auch Vertreter anderer Stände auf: der Bauer, der Bürger, der Kapuziner. Im Lager verlautet bereits, daß der Kaiser damit umgehe, Wallensteins Heer zu trennen und dadurch dessen Macht zu schwächen. Da fassen die Truppen den Entschluß, ein Promemoria zu schreiben und dem Feldherrn zu erklären, daß sie zusammen bleiben und sich durch keine Gewalt noch List von ihrem „Vater" wollen scheiden lassen. Mit dem muntern Reiterliede „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" schließt das Stück. — „Die Piccolomini" zeigen uns Wallenstein, des Kaisers siegreichen, allgewaltigen Feldherrn, auf dem Punkte, wo er im Vertrauen auf seine Macht und auf die Sterne in verräterischem Einverständnisse mit den Schweden sich vom Kaiser lossagen und in den Besitz der Krone Böhmens setzen will. Nur für den Augenblick findet sein Ehrgeiz noch eine Schranke: er weiß, daß das, was er vorhat, Verrat an dem Kaiser ist. Aber ebenso ist ihm auch bekannt, daß der Kaiser nichts Gutes gegen ihn im Sinne hat. Außerdem aber steht er vollständig unter der Macht seines Glaubens an die Sterne, und diese haben ihm noch nicht kundgethan, daß die rechte Zeit zum Handeln gekommen sei. Deshalb ist er immer noch unschlüssig. Da unternehmen es der Feldmarschall Illo, sein Vertrauter, und der Graf Terzky, sein Schwager, für ihn zu handeln. Sie wollen die Generale eidlich zum Gehorsame gegen Wallenstein verpflichten, auch für den Fall, daß dieser sich vom Kaiser lossage. Dieser Plan aber kann nur durch einen Betrug zur Ausführung gebracht werden: auf einem untergeschobenen Blatte erreichen sie die Unterschrift der Generale. Diesen an dem Kaiser geübten Verrat bemerkt der falsche Italiener Oktavio Piccolomini, der Würde nach im Heere der nächste nach Wallenstein. Er möchte Wallenstein beseitigen, um selbst an seine Stelle zu treten. Wallenstein ahnt hiervon nichts, schenkt dem Oktavio vielmehr sein volles Vertrauen. Oktavio hat auch bereits vom Wiener Hofe den Auftrag erhalten, Wallenstein zu überwachen. Statt nun den Wallenstein zu warnen, wie er es, wenn er als

Freund hätte handeln wollen, hätte thun müssen, weiß er ihn beständig zu täuschen, indem er bei seiner feindlichen Gesinnung ihm stets die Miene treuester Freundschaft zeigt. Sein Sohn Max Piccolomini dagegen ist ein durch und durch redlicher, offener Charakter. Ihm ist nun nur die schwierige Wahl gelassen, sich zu entscheiden entweder für seinen Vater, dessen Falschheit ihm verhaßt ist, oder für Wallenstein, dessen Tochter Thekla er liebt, den er als den größten Feldherrn bewundert und an dessen Verrat er nicht glauben kann. Mit seinen Worten, die er spricht, als ihm nahe gelegt worden ist, daß Wallenstein Verrat an dem Kaiser zu üben im Begriffe sei: „Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm, und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären, ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren" endet das Stück. — „Wallensteins Tod." Wallenstein kann nicht mehr zurück. Die ehrgeizige Gräfin Terzky treibt ihn zu dem entscheidenden Schritte. Das Bündnis mit den Schweden wird geschlossen, sein Abfall vom Kaiser ist entschieden. Max Piccolomini versucht es noch, Wallenstein von solchem Vorhaben abzubringen, indessen vergeblich. Nach einem schweren Kampfe, den Ehre und Liebe in ihm kämpfen, trennt er sich deshalb von Wallenstein sowie von seiner geliebten Thekla und findet in der Schlacht den gesuchten Tod. Sein Vater Oktavio Piccolomini ist inzwischen durch einen geheimen kaiserlichen Befehl zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden und beginnt hinter Wallensteins Rücken die Generale, besonders Buttler — einst der treueste Anhänger Wallensteins — demselben abwendig zu machen. Auch unter den Regimentern verlautet, daß sie mit den Schweden vereint gegen den Kaiser geführt werden sollen. Da verlassen ihn ganze Regimenter, um aufs neue dem Kaiser zu huldigen, dem sie Treue geschworen haben; und mit nur geringer Macht zieht Wallenstein aus dem Lager zu Pilsen in die Festung Eger. Neben Illo und Terzky begleitet ihn auch Buttler, der von Oktavio angestiftet worden ist, ihn zu ermorden. Bei dem verräterischen Überfalle in Eger werden zuerst Illo und Terzky, dann auch Wallenstein ermordet.

„Maria Stuart." — Maria Stuart, deren Vater in dem Jahre ihrer Geburt (1542) gestorben war, wurde während der Regentschaft ihrer Mutter in Frankreich erzogen und dort mit dem Dauphin von Frankreich, dem nachherigen Könige Franz II., vermählt. Nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Gemahls kehrt sie in ihr Vaterland Schottland zurück und übernimmt die Regierung. Durch ihre Vermählung mit ihrem Vetter Darnley, von dem sie in der Folge die roheste Behandlung zu erfahren hatte, erhob sie diesen auf den Thron von Schottland. Der König Darnley indessen wurde, kaum anderthalb Jahre nach seiner Vermählung, mit dem Landhause bei Edinburg, in welchem er krank lag, in die Luft gesprengt, und auf Maria fiel der Verdacht, um diese That mindestens gewußt zu

haben, besonders da sie sich mit dem mutmaßlichen Mörder ihres Gatten, dem Grafen Bothwell, sehr bald vermählte. Bei einem Aufstande des protestantisch gesinnten Adels wurde sie gefangen genommen und gezwungen, der Krone zu entsagen. Es gelang ihr aber aus dem Gefängnisse zu entkommen und nach England zu entfliehen, wo sie bei der Königin Elisabeth Schutz zu finden hoffte. Mit verstellter Gastfreundschaft wurde sie von dieser aufgenommen; aber bald mußte sie merken, daß sie eine Gefangene war, und als solche wurde sie von einem Orte nach dem andern geschleppt, bis sie schließlich nach dem Schlosse Fotheringhay gebracht wurde. Hier beginnt Schillers Drama. Auf Grund einer Beschuldigung, welche behauptet, daß Maria nach dem englischen Throne trachte und deshalb auch bereits mehrere Anschläge gegen das Leben Elisabeths veranlaßt habe, läßt Elisabeth gegen Maria die Anklage erheben, und ein Gerichtshof englischer Lords verurteilt sie zum Tode. Elisabeth fühlt das Ungerechte des ausgesprochenen Todesurteils und kann sich deshalb nicht entschließen, dasselbe zu unterzeichnen. Ihre Unentschlossenheit wird durch zwei Parteien genährt: Burleigh, der Großschatzmeister, drängt sie zur Unterschrift des Todesurteiles; Talbot, Graf von Shrewsbury, dagegen befürwortet die Freilassung der gefangenen Königin. Da sucht Graf Leicester, früher ein erklärter Liebhaber der Maria, was zu sein er auch jetzt noch heuchelt, während er doch um die Gunst Elisabeths buhlt, die Königinnen zu versöhnen. Er bringt eine Zusammenkunft beider zustande. Diese aber hat grade den entgegengesetzten Erfolg und führt zu völligem Bruche und erklärter Todfeindschaft zwischen ihnen. Ein gleich darauf versuchter Mordanfall gegen Elisabeth scheint es zu bestätigen, daß Englands Throne von Maria Gefahr drohe. In solcher Aufregung entschließt sich Elisabeth dazu, das Todesurteil zu unterschreiben, und Burleigh, der dem Schreiber das Schriftstück entreißt, sorgt dafür, daß dasselbe auch schnell vollstreckt wird.

„Die Jungfrau von Orleans." — Jeanne d'Arc, die Tochter eines Landmannes aus Dom Remy in der Champagne, wird in Erscheinungen, die sie zu haben glaubt, von der heiligen Jungfrau aufgefordert, den rechtmäßigen König Karl VII. von Frankreich, der von den Engländern, dem auf ihrer Seite stehenden Herzoge von Burgund und seiner eigenen Mutter bis an die Loire zurückgedrängt worden ist, zum Siege und zur Krönung zu führen. Nachdem sie sich an die Spitze der begeisterten Franzosen gestellt hat, entsetzt sie Orleans und führt in glücklichen Kämpfen den König mitten durch die Feinde zu seiner Krönung nach Rheims. Dem Gebote der heiligen Jungfrau gemäß weist sie alle Werbungen der ritterlich glänzenden Feldherren Dunois und La Hire ab, opfert den zarten Walliserjüngling Montgomery, der sie um Gnade anfleht, dem Tode und widersteht standhaft dem gespenstischen schwarzen Ritter, bis ihr zuletzt der schöne

englische Führer Lionel entgegentritt. In demselben Augenblicke, in welchem sie diesen im Kampfe töten will, entbrennt sie in Liebe zu ihm. Hiermit bricht sie ihr gethanes Gelübde, und damit geht ihr auch das Selbstvertrauen verloren. Die Anschuldigungen ihres eigenen Vaters, daß sie mit Hilfe böser Mächte gesiegt habe, nimmt sie als eine um ihrer Schuld willen über sie von Gott verhängte Prüfung hin, ohne darauf auch nur ein Wort der Rechtfertigung oder der Verteidigung zu erwidern, und folgt, geächtet und verstoßen und als Zauberin des Landes verwiesen, einem Hirten, der sie einst geliebt hat, in die Verbannung, bis sie endlich in die Hände der Feinde fällt. Den Tod heißt sie jetzt willkommen; und als Lionel, um sie zu retten, sie beschwört, ihm ihre Liebe zu schenken, weist sie ihn zurück. Damit hat sie sich selbst wiedergefunden. Nun erfaßt sie auch von neuem der göttliche Geist, und unter Donner und Blitz kehrt ihre überirdische Begeisterung und ihr Mut zurück. Während des weiteren Kampfes, in dem die Engländer anfangs siegen, zerbricht sie ihre Ketten, führt die endliche Entscheidung herbei, indem sie das Kriegsglück ihrer Landsleute wieder herstellt, und stirbt wie eine verklärte Heilige, gerechtfertigt vor ihrem Volke, an der im Kampfe erhaltenen Wunde.

„Die Braut von Messina" oder „Die feindlichen Brüder". — Auf dem Hause der Fürsten von Messina ruht ein schwerer Fluch, den einst sein Ahnherr über seine Nachkommen ausgesprochen hat; und die Erfüllung dieses Fluches kündigt sich bereits in Träumen an. Der Fürst erblickt in einem Traumgesichte zwei Lorbeerbäume und zwischen diesen eine Lilie, die, plötzlich in eine Flamme verwandelt, alles um sich her verzehrt. Ein sternkundiger Araber deutet den Traum dahin, daß ihm eine Tochter werde geboren werden, die seine beiden Söhne und in diesen seinen ganzen Stamm vernichten werde. Deshalb hat er Befehl gegeben, daß die Tochter, welche ihm bald darauf geboren wurde, umgebracht werde. Gleichzeitig aber hat auch die Fürstin, seine Gemahlin, einen Traum: zu den Füßen eines schönen Kindes, das im Grase spielt, sieht sie einen Löwen und einen Adler bei einander sich friedlich niederlegen. Ein christlicher Mönch deutet ihr den Traum dahin, daß die Tochter, welche geboren werden würde, beide Söhne in Liebe vereinigen werde. Darum hat die Fürstin gegen den Befehl ihres Gatten es durchzusetzen gewußt, daß die Tochter dem Leben erhalten blieb. In einem Kloster wird sie in Verborgenheit erzogen. — Seitdem sind Jahre vergangen, und der Fürst ist gestorben. Zwischen seinen beiden Söhnen, Don Manuel und Don Cesar, besteht seit frühester Jugend Feindschaft, die aber, so lange der Vater lebte, durch diesen stets niedergehalten worden ist; jetzt jedoch, nach des Vaters Tode, droht sie über das Land einen Bruderkrieg zu bringen. Da endlich — hiermit beginnt das Stück — gelingt es der Mutter, beide Söhne zu einer Zusammenkunft im

väterlichen Schlosse zu Messina zu bewegen. An diesem Freudentage, der mit der Versöhnung der Brüder dem Lande den Frieden zu bringen verspricht, kann die Mutter ihr Geheimnis nicht länger wahren: sie entdeckt den Söhnen, daß ihnen eine Schwester lebe, und daß sie ihnen diese nicht länger fremd wolle bleiben lassen. Der Mutter wieder bekennt jeder der Brüder, daß er die Geliebte seines Herzens gefunden habe und noch im Laufe des Tages der Mutter die neue Tochter zuführen wolle. Hinter solcher Freude indessen lauert das finstere Schicksal: die Erwählte eines jeden der beiden Brüder ist die eigene Schwester. Don Manuel hat sie, auf einer Jagd bis an den Garten des Klosters, in welchem Beatrice aufwuchs, vordringend, erblickt und sich mit ihr verlobt. Don Cesar wieder hat sie am Tage der Leichenfeier seines Vaters gesehen und ebenfalls eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt. Gräßlich sind die Folgen, welche aus dem von allen dreien bisher gewahrten Geheimnisse erwachsen. In der Nacht vor der Zusammenkunft und Aussöhnung der beiden Brüder hat Don Manuel seine Geliebte aus dem Kloster entführt und in ein einsames Gartenhaus zu Messina gebracht. Sobald er sich mit seinem Bruder versöhnt hat, eilt er dorthin, um sie in das Schloß seiner Väter zu führen. Don Cesar, der durch ausgesandte Späher das Versteck der Verschwundenen erkundet hat, findet Beatrice in den Armen Don Manuels und ersticht in blinder Eifersucht den Bruder. Zu spät werden ihm über den wahren Sachverhalt die Augen geöffnet. Das Verbrechen des Brudermordes raubt ihm den Mut, noch länger zu leben; an der Bahre des Bruders giebt er sich selbst den Tod.

„Wilhelm Tell" behandelt den 1308 geführten Kampf der Schweizer Waldstätten Schwyz, Uri und Unterwalden gegen Herzog Albrecht von Österreich, der zugleich deutscher Kaiser ist. — Der Kaiser will den Waldstätten ihre Reichsunmittelbarkeit nehmen und sie vom Hause Österreich abhängig machen. Deshalb schickt er kaiserliche Reichsvögte in das Land, die es schwer bedrücken müssen. Da verbindet sich eine Anzahl Schweizer Männer unter Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold von Melchthal auf dem Rütli, zusammenzustehen auf Leben und Tod. Tell befreit das Land von seinem schlimmsten Feinde, dem Landvogte Geßler. Er tritt uns entgegen als ein Mann von Entschlossenheit und Thatkraft; obgleich sein Herz von warmer Vaterlandsliebe erfüllt ist, hat er auf dem Rütli nicht mit getagt, wohl aber den Verschworenen zugerufen: „Was ihr auch thut, laßt mich aus eurem Rat! Ich kann nicht lange prüfen oder wählen. Bedürft ihr meiner zur bestimmten That, dann ruft den Tell: es soll an mir nicht fehlen." Von dem übermütigen und grausamen Tyrannen Geßler aufs äußerste gepeinigt und in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, erschießt er denselben in der hohlen Gasse bei Küßnacht und wird so der Retter seines Vaterlandes. Seine

teilweise Entschuldigung findet dieser Meuchelmord in der Notwehr, zu der Tell, der übrigens von dem allgemeinen Beschlusse, den die Vertreter der Schweiz auf dem Rütli gefaßt haben, nichts weiß, gedrängt worden ist. Darum sucht auch der Dichter seinen Helden durch die Gegenüberstellung des Johann Parricida, der in dem letzten Akte eingeführt wird, zu rechtfertigen.

§ 47. Die romantische Schule und ihre Gegner.

Im Gegensatze zu der klassischen Dichtung, die besonders in Goethe und Schiller vertreten ist, erstand im Ausgange des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts (1795—1813) eine Schule, die sich zuerst die „neue", dann die „romantische Schule" nannte. Gegenüber dem einseitig verstandesmäßigen, nüchtern aufklärenden Geiste, der das ganze achtzehnte Jahrhundert beherrscht hatte, vertreten die dieser Schule zugehörigen Männer eine von Poesie erfüllte und durchdrungene Lebensanschauung. Das ihnen vorschwebende Ideal hatte nach ihrer Auffassung bereits Verwirklichung gefunden sowohl in den Dichtungen der romanischen Völker im Süden Europas und der wunderbaren Märchenwelt des Morgenlandes, als auch in der mittelalterlichen Dichtung des deutschen Volkes. Darum genügten ihnen als Vorbilder in der Dichtkunst nicht mehr die bisher anerkannten Vorbilder, die Griechen und unter den Engländern namentlich Shakespeare; sie suchten nach Vorbildern sowohl für die Form als für den Inhalt der Dichtung in den Dichtungen aller Welt und aller Völker, sonderlich aber der romanischen. Man studierte und übersetzte die Italiener (Dante, Petrarca, Ariost, Tasso), die Spanier (Cervantes, Calderon), die Portugiesen (Camoëns), die Engländer (Shakespeare), ja man griff zuletzt auch in die Dichtungen der Inder und der Perser, überall das Beste herausfuchend. Jedoch auch die eigene Heimat, das deutsche Vaterland, wollten die Romantiker nicht unbeachtet lassen; hier aber forderten sie im Anschlusse an Herder entschiedene Rückkehr zur Volksdichtung und damit Rückkehr zu den reichen Schätzen deutscher Dichtung im Mittelalter. Für die Berechtigung und Notwendigkeit grade dieser Forderung sprach ihnen ganz besonders die trostlose Lage Deutschlands im Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts. An der trost- und aussichtslosen Gegenwart verzweifelnd, konnten die Vaterlandsfreunde jener Zeit sich mit ihren Gedanken nur in die vergangene Herrlichkeit des deutschen Mittelalters flüchten, in die ruhmreiche Zeit der Hohenstaufen. Auf deutschem Boden konnten sie die Poesie verwirklicht sehen nur in der an Abenteuern und glänzenden Heldenthaten reichen Ritterzeit, weiter aber auch in dem stillen Frieden des Klosterlebens und in dem muntern und bunten Leben und Treiben der Reichsstädte. Dieses tief poetische Leben des deutschen Mittelalters war aber durchaus nicht an diese

äußern Erscheinungen, in denen es besonders zu Tage trat, gebunden. Da jedoch grade nur hierin die Romantik es suchen wollte, verabsäumte sie es, das Hohe, das Geistige, was sich in diesen Erscheinungen offenbarte, das deutsche Volksbewußtsein, die Begeisterung für Religion und Kirche, aus jener Zeit auf die Gegenwart zu übertragen; und darum konnten die Romantiker auch nie volkstümlich werden. — Aber die romantische Schule hat auch ihre Verdienste. Die Romantiker erschlossen uns die poetischen Schätze des deutschen Mittelalters, sie ließen es sich angelegen sein, die Dichtungen Shakespeares und der romanischen Völker (der Spanier, der Italiener, der Franzosen) auf deutschen Boden zu verpflanzen, ja auch die blüten- und farbenreiche Märchenwelt des Morgenlandes in unsere Litteratur herüber zu holen: durch meisterhafte Übersetzungen machten sie viele der herrlichsten Dichtungen des Auslandes zu unserm Eigentume. Eine ganz besondere Pflege wandten sie dem deutschen Volksliede und dem deutschen Volksepos zu. Sie suchten dieselben auf, wo sie sie fanden, sie sammelten sie und übertrugen sie ins Neuhochdeutsche. Der geschichtlichen Entwickelung der Sprache gingen sie forschend nach und weckten und förderten so das Studium der deutschen Sprache und der deutschen Poesie, der gesamten deutschen Litteratur, wie überhaupt der deutschen Vorzeit.

1. August Wilhelm von Schlegel, der mit seinem Bruder Friedrich, mit Tieck und Hardenberg in Jena die romantische Schule begründete, ist durch seine meisterhaften Übersetzungen Shakespeares, Calderons, Dantes und Petrarcas bedeutend geworden. Von seinen eigenen Schöpfungen ist eigentlich allein seine Romanze „Arion" bekannt geblieben, während die übrigen fast gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen sind. Geboren ist er am 8. September 1767 zu Hannover als Sohn des dortigen Generalsuperintendenten. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte in Göttingen, wo namentlich Bürger, mit dem er befreundet war, seinen Geschmack und Schönheitssinn beeinflußte, Theologie und Philologie. Nachdem er dann drei Jahre lang eine Hauslehrerstelle im Hause eines Bankiers in Amsterdam bekleidet hatte, ließ er sich nach seiner im Herbste 1795 erfolgten Rückkehr nach Deutschland schließlich im nächsten Frühjahre in Jena als Professor nieder. In den Jahren 1804 bis 1818 hielt er sich meist im Auslande auf, und zwar während des größten Teiles dieser Zeit in der Gesellschaft der Frau von Staël-Holstein auf deren Gute Koppet am Genfer See, sowie als ihr Reisebegleiter in Italien, Frankreich, Schweden und England. Im Jahre 1818 folgte er einem Rufe als Professor der Litteratur an die Universität Bonn. Hier starb er am 12. Mai 1845.

2. Sein Bruder (Karl Wilhelm) Friedrich von Schlegel (geb. den 10. März 1772 in Hannover, studierte in Göttingen und Leipzig Philologie, ward 1794 Privatdozent in Jena, wechselte dann

aber häufig seinen Aufenthalt, um Vorlesungen vor einem gebildeten Publikum zu halten; er starb am 11. Januar 1829 in Dresden) hat keine sonderliche Bedeutung als Dichter; aber durch sein Werk „Über die Sprache und Weisheit der Indier" ist er (1808) ein Bahnbrecher für das Sanskritstudium geworden, und durch seine Vorlesungen über die „Geschichte der Litteratur" hat er den ersten Grund gelegt zu der neuen Wissenschaft der Litteraturgeschichte.

3. Ludwig Tieck. — Den ersten Rang unter den Romantikern nimmt Johann Ludwig Tieck ein, sowohl rücksichtlich seiner dichterischen Thätigkeit als auch um seines Einflusses willen auf die Weiterentwickelung der Litteratur. Er wurde geboren am 31. Mai 1773 zu Berlin, wo sein Vater ein wohlhabender Seilermeister war, und erhielt seine Schulbildung auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium. Auf den Universitäten Halle und Göttingen widmete er sich vorzugsweise dem Studium der neueren Sprachen und der alten und neueren Litteratur. Nachdem er eine Zeit lang sich in Berlin und Jena, wo er zu den beiden Schlegel und Hardenberg in freundschaftliche Beziehung trat und auch Goethe und Schiller kennen lernte, als Schriftsteller aufgehalten hatte, führte er seit 1801 ein bewegtes, wechselvolles Leben, bis er 1818 seinen Wohnsitz dauernd in Dresden nahm. Hier gelang es ihm, hauptsächlich durch seine fast allabendlich stattfindenden dramatischen Vorlesungen einen Kreis um sich zu sammeln, der seine Anschauungen von der Kunst als maßgebend anerkannte. So kam es denn, daß er 1825 von dem Könige von Sachsen zum Hofrate und Intendanten des Hoftheaters ernannt wurde. Im Jahre 1841 folgte er einer Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV., der ihn in eine ehrenvolle Stellung als Vorleser, die ihm ein sorgenfreies Leben sicherte, nach Berlin berief, woselbst er nach langem Leiden hochbetagt am 28. April 1853 starb. — Tieck war von der Natur zum Dichter bestimmt. Er besaß eine reiche, stets schaffende Phantasie, große Innigkeit des Gefühls und eine seltene Meisterschaft in der Darstellung; allein die fehlerhafte Auffassungsweise der Romantiker, die nicht sowohl Gedanken, Empfindungen und Gefühle zum Gegenstande ihrer dichterischen Thätigkeit machten, als vielmehr „geheime Ahnungen" und dunkle Träumereien, hat seine Fähigkeiten in hohem Maße beeinträchtigt: seine lyrischen Gedichte tragen in der Mehrzahl das Gepräge jener falschen Auffassung, wenn auch wieder viele den besten Erzeugnissen deutscher Lyrik an die Seite gestellt werden können (z. B. Nacht: Im Windesgeräusch, in stiller Nacht; — Zuversicht: Wohlauf! es ruft der Sonnenschein; — Herbstlied: Feldeinwärts flog ein Vögelein; — Waldeinsamkeit: O holde Einsamkeit!). — Bedeutende Verdienste hat sich Tieck als Übersetzer erworben; den spanischen Dichter Cervantes führte er durch seine Übersetzung des Don Quixote erst in Deutschland ein. Die unter seinem Namen gehenden Übersetzungen aus Shakespeare rühren eigentlich nicht von ihm, sondern von seiner

Tochter her und sind von ihm nur durchgesehen worden. Auch das Studium der altdeutschen Litteratur wurde erst durch Tieck angeregt, der eine Anzahl älterer deutscher Dichterwerke herausgab.

4. Hardenberg. — Eine bedeutende lyrische Begabung besaß auch Friedrich Freiherr von Hardenberg, als Dichter unter dem Namen Novalis bekannt. Geboren am 2. Mai 1772 auf dem Familiengute Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, erhielt er im elterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung auf religiöser Grundlage (seine Eltern gehörten der Brüdergemeinde an) und besuchte später das Gymnasium zu Eisleben. Seit 1790 studierte er zuerst in Jena, dann in Leipzig und Wittenberg die Rechte, und von 1797—99 in Freiberg in Sachsen die Bergwissenschaften, starb aber bereits am 25. März 1801 zu Weißenfels, wo er 1799 die Stelle eines Amtshauptmannes und Salineninspektors erhalten hatte. Das Amt eines Amtshauptmannes in Thüringen, für das er bestimmt worden war, hat er also nicht mehr antreten können. Die zahlreichsten Freunde erwarb er sich durch seine geistlichen Lieder: „Wenn alle untreu werden", „Was wär' ich ohne dich gewesen", „Wenn ich ihn nur habe".

5. Clemens Brentano wurde am 9. September 1778 zu Thal-Ehrenbreitenstein bei Koblenz geboren. Anfangs besuchte er das Gymnasium zu Koblenz, wurde dann aber von seinem Vater, einem reichen Kaufmanne in Frankfurt am Main, behufs seiner Ausbildung für den Kaufmannsstand hierher gerufen. Der kaufmännische Beruf indessen widerte ihn so an, daß sein Vater endlich seinem Wunsche nachgab und ihn seiner Neigung zu den Wissenschaften folgen ließ. Nach des Vaters Tode ging er 1797 auf die Universität Jena. Hier schloß er sich den Romantikern an, und namentlich die Gebrüder Schlegel gewannen bald einen mächtigen Einfluß auf ihn. Nachdem er seine Studien beendet hatte, führte er, durch kein Amt gebunden, ein unstätes und höchst abenteuerliches Wanderleben, namentlich am Rheine und an der Donau; er war in Frankfurt, Koblenz, Berlin, Heidelberg, München, Wien und Prag. Seine Verirrungen während dieser Zeit bereute er später in leidenschaftlich lauter Weise, und im Jahre 1818 zog er sich in das westfälische Kloster zu Dülmen zurück, wohin ihn das Interesse für die schwärmerische, hellsehende Anne Katharine Emmerich zog, deren Betrachtungen er aufschrieb und später veröffentlichte. Sie war Chorschwester des Klosters Agnetenberg zu Dülmen gewesen, welches Ende 1811 unter französischer Herrschaft aufgehoben worden war. In den Jahren 1813 bis 1819 erregte die ehemalige Nonne in Westfalen und dem angrenzenden Holland großes Aufsehen, indem sich an ihrem Körper die Wundmale Christi, die sogen. Stigmatisation, zeigten. Erst nach ihrem Tode, bis zu welchem Brentano sie gepflegt hat, verließ er Dülmen und nahm das frühere Wanderleben wieder auf, brachte mehrere Jahre in Rom zu und war für die Verbreitung des katholischen Glaubens rastlos thätig. Nach längerer Kränklichkeit starb

er in beginnender Geistesumnachtung am 23. Juli 1842 in Aschaffenburg, wohin ihn sein hierselbst lebender Bruder geholt hatte, als seine Krankheit bedenklich zu werden anfing. — Brentano war dichterisch begabt; aber wie er selbst eine wunderlich gemischte, durch und durch mißgestimmte Natur war, so bewegten sich auch seine Dichtungen irrwischartig in den schreiendsten Gegensätzen; sie sind ein seltsames Gemisch von Heiligem und Gemeinem, von Innigkeit und Verwilderung. Dennoch aber werden einige derselben immer einen verdienten Ehrenplatz in unserer Litteratur behaupten; so die ergreifende „Geschichte des braven Kasperl und des schönen Annerl" und sein Tiermärchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia", das in die meisten Lesebücher Eingang gefunden hat. Unter seinen Liedern haben wir manches schöne, so das „Lied der Spinnerin" („Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall"), die Romanze „Die Gottesmauer" und vor allem das „Lied an eine Kranke". Ein bleibendes Verdienst um unsere Litteratur hat sich Brentano im Vereine mit seinem Schwager Ludwig Achim von Arnim (geb. am 26. Juni 1781 in Berlin, gest. am 21. Januar 1831 auf seinem Landgute Wiepersdorf bei Dahme in der Mark Brandenburg) durch die Herausgabe einer Sammlung von alten deutschen Volksliedern erworben, die unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" erschienen ist. Hierdurch wurde Herders Bemühen, das Volkslied wieder zu Ehren zu bringen, gekrönt und dem Volksliede für immer ein Platz in der Litteratur und im Herzen unseres Volkes gewonnen.

6. Heinrich von Kleist. — Der hervorragendste und der dichterisch bedeutendste unter den Vertretern der „romantischen Schule" ist Heinrich von Kleist. Gleich durch sein erstes Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein" kennzeichnet er sich als Dramatiker. Geboren zu Frankfurt an der Oder am 18. Oktober 1777 (nach dem Garnisonkirchenbuche zu Frankfurt) als der Sohn eines preußischen Offiziers, trat er, nachdem er in dem Kadettenhause zu Berlin seine Ausbildung erhalten hatte, 1795 zu Potsdam als Offizier in ein Regiment ein, nahm aber bereits 1799 seinen Abschied, um sich den Studien zu widmen, zuerst auf der verfallenden Universität seiner Vaterstadt Frankfurt, dann in Berlin. Bald aber geriet er mit sich selbst in Zwiespalt. Zuerst suchte er sich auf Reisen zu zerstreuen und hielt sich längere Zeit in Paris auf; dann wieder verfiel er grade in das Gegenteil; er wollte ganz in die Stille sich zurückziehen und zur notdürftigsten Einfachheit des Lebens zurückkehren, zu diesem Zwecke einen Bauernhof kaufen und ein einfaches Bauerndasein führen. Mit diesem Gedanken ging er nach der Schweiz, und hier wurde er, als er in Bern mit Zschokke in Verkehr kam, zum Dichten angeregt. Aber mit seinen dichterischen Ideen lebte er wie im Umgange mit Gespenstern, und Ruhe fand er nicht mehr. Kurze Zeit war er in Dresden, dann wieder auf Reisen, in der Schweiz, in Mailand, in Paris. So war

sein kleines Vermögen bald aufgezehrt, und er bewarb sich um die Stelle eines Beamten bei der Domänenkammer in Königsberg, die er auf besondere Verwendung der Königin Luise im Herbste 1804 auch erhielt. Durch das Unglück, das 1806 über Preußen hereinbrach, in seiner scheinbaren Ruhe gestört, gab er dieselbe wieder auf, um fortan ganz der Poesie zu leben. Zum erstenmale kam ihm jetzt zum Bewußtsein, wie tief er mit allen Lebensfasern in das Glück und Unglück seines Vaterlandes verwachsen war. Auf der Reise nach Berlin wurde er 1807 von den Franzosen, die ihn für einen Schillschen Offizier hielten, gefangen genommen, mit nach Frankreich geführt und erst 1808 wieder frei gelassen. Er lebte nun nacheinander in Dresden, Prag und Berlin. Aber das Elend seines Vaterlandes, an dem er jetzt mit glühender Liebe hing („Germania an ihre Kinder"), sowie das Elend seines eigenen Lebens beschleunigten sein unglückliches Ende. Henriette Vogel, eine geistig begabte Frau, die er kennen gelernt hatte, hatte ihm das Versprechen abverlangt, ihr jeden Freundschaftsdienst zu leisten, den sie von ihm begehren würde. Als sie ihn nun nach einiger Zeit — sie litt an einer unheilbaren Krankheit — an sein ihr gegebenes Versprechen erinnerte und von ihm forderte, daß er sie töte, fuhren beide am 21. November 1811 von Berlin nach Potsdam, und hier am Ufer des Wansees erschoß Kleist erst Henriette Vogel, dann sich selbst. — Kleists Dichtungen zeigen alle Merkmale echter Poesie. Sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug" verdankt sein Entstehen seinem Aufenthalte in Bern, wo er in Zschokkes Zimmer einen Kupferstich fand mit der Unterschrift „La cruche cassée". In weitesten Kreisen bekannt wurde Kleist aber durch sein Ritterspiel „Das Käthchen von Heilbronn". Käthchen, die vermeintliche Tochter des Waffenschmiedes in Heilbronn, in dessen Hause sie erzogen wird, in der That aber die Tochter des Kaisers, fühlt sich hingezogen zu dem Grafen vom Strahl. Das Geheimnis ihrer Abstammung ist für sie nur als Bewußtsein eines somnambulen Zustandes, dem sie zeitweise verfällt, vorhanden. Durch eine ihr selbst unbewußte Mitteilung während solchen Zustandes erfährt der Graf vom Strahl ihre wahre Abstammung. Der Kaiser, dem davon Kunde gegeben wird, versteht sich nun dazu, Käthchen als seine Tochter anzuerkennen und sie dem Grafen zur Gemahlin zu geben. — Von Kleists novellenartigen Erzählungen ist am bekanntesten geworden „Michael Kohlhaas", welche die Geschichte und den Prozeß des berühmten altmärkischen Roßhändlers Kohlhaas aus der Zeit Luthers behandelt.

7. Chamisso. — Ganz im Geschmacke der Romantik dichtete wenigstens in seiner Jugend auch Adalbert von Chamisso, wie denn sein humoristisches Märchen „Peter Schlemihls wundersame Geschichte" ganz diesen Charakter trägt. Geboren ist er am 30. Januar 1781 (am 30. Januar 1881 beging Deutschland die Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages) auf dem Schlosse Boncourt in der

Champagne, heißt eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt und entstammt einem alten, in der Champagne reichbegüterten Grafengeschlechte. Chamisso war ein träumerischer Knabe, der lieber bei seinen Büchern und bei seinen Blumen weilte als bei wilden Knabenspielen. Die Stürme der französischen Revolution brachten auch dem Schlosse Boncourt den Untergang. Im Jahre 1790 mußten Chamissos Eltern, gänzlich verarmt, mit ihren Kindern flüchten, zunächst nach den Niederlanden, dann nach Deutschland. Nirgends fanden sie eine bleibende Stätte. Endlich fand Adalbert durch Vermittelung seiner älteren Brüder, die sich in Berlin niedergelassen hatten, 1796 hier eine Stelle als Page bei der Königin, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., und damit in Preußen ein neues Vaterland. Zwei Jahre später trat er unter König Friedrich Wilhelm III. als Fähnrich in ein preußisches Infanterieregiment, und 1801 (in diesem Jahre kehrten seine Eltern nach Frankreich zurück) wurde er zum Lieutenant befördert. In seinen freien Stunden legte er sich mit großem Eifer auf das Studium der deutschen Sprache und Litteratur und fing sogar auch an, in deutscher Sprache zu dichten. Seine mit der Zeit immer entschiedener hervortetende Begabung als Dichter verschaffte ihm die Bekanntschaft bedeutender Männer (Varnhagen von Ense, Theremin, Hitzig, Baron de la Motte-Fouqué), und der Umgang mit diesen ließ ihn die Mangelhaftigkeit seiner bisherigen Bildung immer mehr erkennen, sodaß er nur um so eifriger bemüht war, die nur zu fühlbaren Lücken auszufüllen. — Im Jahre 1805 mußte er mit ins Feld ziehen und stand in Hameln. Als diese Festung durch den Verrat des preußischen Kommandanten ohne jeglichen Kampf schmachvoll dem Feinde, den Holländern, übergeben wurde, nahm Chamisso entrüstet seinen Abschied aus dem Militärdienste und ging nach Frankreich. Als er aber in Paris erfuhr, daß seine Eltern kurz zuvor gestorben waren, beschloß er nach Deutschland zurückzukehren. Er gelangte in den Kreis der von Napoleon verbannten Frau von Staël (Tochter des Ministers Necker); und nachdem er bei dieser längere Zeit in Koppet verweilt hatte, langte er im Herbste 1812 wieder in Berlin an, wo er sich dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaften, besonders der Botanik, widmete. — Die Zeit der Freiheitskriege war für ihn eine traurige, da er weder gegen sein Geburtsland noch gegen seine zweite Heimat kämpfen mochte. Er zog sich deshalb auf das Gut eines Freundes zurück, und hier schrieb er, um sich zu zerstreuen und gleichzeitig die Kinder seines Freundes Hitzig in Berlin zu ergötzen, das Märchen von Peter Schlemihl, dem Manne mit dem verlorenen Schatten. Im Jahre 1815 schloß er sich auf einen ihm von dem russischen Reichskanzleramte gemachten Antrag auf dem „Rurik" als Naturforscher einer von dem russischen Grafen von Romanzoff veranstalteten Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt an. Von dieser Reise, die er aus-

führlich und schön beschrieben hat, kehrte er im Oktober 1818 nach Berlin zurück, und hier fand er im folgenden Jahre auch die langersehnte Ruhe, indem ihm die Stelle eines Adjunkten und Custos des botanischen Gartens und der botanischen Sammlungen übertragen wurde. Von der Universität wurde er zum Doktor der Philosophie, von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin und von der Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt. — Bis zum Jahre 1831 war Chamisso gesund; da aber befiel ihn ein hartnäckiger Husten, an dem man ihn, ohne ihn zu sehen, schon in weiter Entfernung erkennen konnte, und am 21. August 1838 erlag er seinem Leiden. — Chamisso gehört zu den besten Dichtern der Neuzeit und bietet uns die seltene Erscheinung dar, daß er, ohne die Liebe zu seiner Heimat aufgegeben zu haben, sich doch die deutsche Gefühls- und Anschauungsweise in vollstem Maße angeeignet hat. Von seinen Dichtungen sind besonders zu nennen: „Schloß Boncourt", „Frauen-Liebe und Leben", „Frisch gesungen", „Die alte Waschfrau", „Die Sonne bringt es an den Tag", „Abdallah", „Tragische Geschichte", „Hans im Glücke", „Der rechte Barbier". Meister ist Chamisso in der dichterischen Erzählung; die trefflichste, das eigentliche Meisterstück seiner Dichtungen, ist „Salas y Gomez". Durch manches seiner Gedichte weht ein eigentümlich düsterer und schmerzlicher Hauch; eine besondere Neigung hat er für Schauerliches und Herzerschütterndes, und diese Neigung tritt in mancher seiner Dichtungen hervor, z. B. in „Die Löwenbraut", „Das Kruzifix", „Die Giftmischerin", „Das Mordthal", „Der Bettler und sein Hund".

8. Eichendorff. — Eine vorwiegend lyrische Natur von seltener Begabung ist Joseph Freiherr von Eichendorff, dessen Gedichte einen seelenvollen Zauber ausüben. Er wurde geboren auf dem Schlosse Lubowitz bei Ratibor am 10. März 1788, besuchte das Magdalenengymnasium in Breslau und studierte dann in Halle und Heidelberg die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien faßte er, da die Zustände in Preußen zunächst völlig aussichts- und hoffnungslos erschienen, den Entschluß, sein Heil im österreichischen Staatsdienste zu versuchen, und ging nach Wien. Der Aufruf des Königs von Preußen „An mein Volk" führte ihn im Frühjahre 1813 nach Schlesien zurück. Er trat als freiwilliger Jäger in die Lützowsche Truppe und nahm in dieser und in einem Landwehrregimente während der Jahre 1813 bis 1815 an allen Feldzügen teil. Nach dem Frieden trat er als Referendar bei der Regierung zu Breslau in den Staatsdienst. Später wurde er Regierungsrat zunächst in Danzig, dann in Königsberg, zuletzt im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in Berlin. Als er 1844 seinen Abschied genommen hatte und in den Ruhestand getreten war, nahm er seinen Aufenthalt wechselnd bald hier, bald da, zuletzt bei der Familie seiner Tochter im Landhause St. Rochus bei Neiße, wo er am 26. November 1857 starb. — Eichendorff hat

sich als Übersetzer, besonders der geistlichen Schauspiele des Calderon, bekannt gemacht. Ungleich bedeutender aber als hierin und auch in seinen Dramen ist er in seinen lyrischen Gedichten, die von tiefster Innigkeit, voll quellenden Lebens, voll träumerisch weicher Stimmung und dem deutschen Volksliede mannigfach verwandt sind. Allgemein bekannt sind seine Lieder „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad", „Wer hat dich, du schöner Wald", „Wem Gott will rechte Gunst erweisen". Zu seinen seelenvollsten Gedichten gehört der Liedercyklus „Auf den Tod meines Kindes".

9. Platen. — Ein entschiedener Gegner der Romantiker ist August Graf von Platen-Hallermünde. Sein Streben war besonders auf die Erreichung der höchsten Reinheit in der Form gerichtet, und er nimmt auch, was die Formgewandtheit anlangt, unter den neueren Dichtern unstreitig den ersten Rang ein. Geboren ist er am 24. Oktober 1796 in Ansbach, wo sein Vater preußischer Oberforstmeister war. Seine Eltern gaben ihm eine treffliche Erziehung. Da sie ihren Sohn für den Militärdienst bestimmt hatten, trat derselbe 1806 in die königliche Kadettenschule zu München ein, wurde 1810 Page am königlichen Hofe und 1815 Lieutenant im Leibregimente des Königs von Baiern. In diesem machte er 1815 den letzten Feldzug gegen Napoleon mit und blieb dann bis 1817 bei dem Heere, welches Teile von Frankreich noch besetzt hielt. In die Heimat zurückgekehrt, wandte er sich friedlichen Studien, die ihm von Jugend an lieb gewesen waren, zu und las die bedeutendsten Dichter der verschiedenen Völker in ihren Sprachen (er hatte nach und nach elf Sprachen erlernt). Im Jahre 1818 nahm er Urlaub und ging auf die Universität, zunächst nach Würzburg, dann nach Erlangen, und trieb hauptsächlich philosophische Studien. Auf seinen Ferienreisen gewann Platen persönliche Beziehungen zu Goethe, Knebel, Rückert, Uhland, Schwab. — Platen besaß eine ungemeine Reiselust. Im Herbste 1824 machte er eine Reise nach der Schweiz und Venedig; und der Aufenthalt in Venedig erregte in ihm das brennende Verlangen, auch das übrige Italien zu sehen. Nachdem er von König Ludwig I. den erbetenen Abschied erhalten hatte, trat er am 3. September 1826 die Reise an, welche zu einem dauernden Aufenthalte im Lande der Kunst führte. Er weilte in Florenz, in Rom, in Neapel, bald im Süden, bald im Norden, bald auf dem Festlande, bald auf den Inseln (Elba, Sizilien). Im Jahre 1832 starb sein Vater, und dies veranlaßte ihn, nach Deutschland zurückzukehren, aber nur auf kurze Zeit. Bereits Ende April 1834 brach er von München aus abermals nach Italien auf, um nicht wiederzukehren. Er lebte wieder vornehmlich in Florenz und Neapel. Um der Cholera, die in Neapel auftrat, aus dem Wege zu gehen, reiste er im September 1835 nach Sizilien. Hier blieb er zuerst in Palermo und ging dann im November nach Syrakus, wo er anfangs Dezember von einem Fieber befallen wurde, dem er

am 5. Dezember erlag. Bekannt sind seine schönen Balladen „Das Grab im Busento", „Der Pilgrim von St. Just", „Wittekind". In seinem Drama „Der gläserne Pantoffel" hat er die beiden bekannten Kindermärchen von Aschenbrödel und Dornröschen in eins verarbeitet.

10. Seume. — Eine nichts weniger als romantische Erscheinung und Natur ist auch Johann Gottfried Seume, geboren am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, gestorben am 13. Juni 1810 in Teplitz. Er war der Sohn eines Landmannes, der ohne eigene Schuld in seinen Verhältnissen so zurückgekommen war, daß er 1775 bei seinem Tode die Familie in Armut zurückließ. Ein vermögender Graf nahm sich des jungen Seume an und ermöglichte es diesem, nachdem er in Leipzig auf der Nikolaischule vorgebildet worden war, ebendaselbst Theologie zu studieren. In diesem Studium fand er jedoch ein Haar, und um mit seinem Gewissen nicht in Zwiespalt zu geraten, wandte er sich, einen andern Lebensberuf zu suchen, nach Paris. Auf dieser Reise wurde er von hessischen Werbern ergriffen und den von dem Landgrafen Friedrich II. an die Engländer verkauften Truppen eingereiht. Mit diesen mußte er die Reise nach Amerika machen und, ohne eigentlich am Kriege teilzunehmen, auch bis zum Frieden in Kanada bleiben. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland gelingt es ihm, in Bremen den Hessen zu entfliehen, fällt aber preußischen Werbern in die Hände, die ihn nach Emden schleppen, wo er erst gegen eine Summe von 80 Thalern, die ein Bürger für ihn erlegte, freigelassen wird, um in seine Heimat zurückkehren zu können Bald darauf wird er Hofmeister des jungen Grafen Igelström, geht mit seinem Zöglinge 1792 nach Warschau und wird hier Sekretär des russischen Generals von Igelström, der ihm später auch eine Stelle als russischer Lieutenant verschafft. Als solcher kämpft er gegen die aufständischen Polen und nimmt an der Belagerung Warschaus teil. Später finden wir ihn, da er nach Katharinas Tode keine Aussicht hatte, in russischen Diensten befördert zu werden, in Leipzig. Hier hielt er Vorlesungen und ließ sich in der Buchhandlung seines Freundes Göschen mit der verbessernden Durchsicht von Drucksachen beschäftigen. Während dieser Zeit unternahm er, um seine Gesundheit zu kräftigen, seine berühmte Fußreise nach Sizilien, die er im Dezember 1801 antrat, binnen neun Monaten durch Österreich, Italien, die Schweiz über Paris nach Leipzig zurück ausführte und in seinem „Spaziergang nach Syrakus" beschrieben hat. Von seinen kleineren Erzählungen spricht besonders „Der Wilde" an. Von ihm haben wir auch das Lied „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder".

§ 48. Dichter der Freiheitskriege.

Von der Romantik eigentlich ausgegangen, aber frei von deren ungesunder Schwärmerei, ist die vaterländische Richtung, die schon

deshalb den Verirrungen dieser Schule fern geblieben ist, weil sie sich weniger an die versunkene mittelalterliche Vergangenheit anschloß, als vielmehr an eine reichbewegte, lebensvolle Gegenwart, an die Zeit der deutschen Befreiungskriege. Durch Napoleon war eine schwere Zeit über Deutschland gekommen, aber grade dieses Unglück übte einen höchst wohlthätigen und fördernden Einfluß auf Deutschlands Stämme aus. Die eingeschläferten vaterländischen Gefühle wachten wieder auf; und als nach dem Untergange von Napoleons Heere auf den Eisfeldern Rußlands das in der Schule der Leiden geläuterte Deutschland zum Kampfe für die Freiheit und für die edelsten Güter des Lebens sich erhob, da trat auch eine Schar von Dichtern auf, welche die ganze Stimmung der Zeit in ihren Liedern kräftig wiedertönen ließen und dadurch das Feuer kriegerischer Begeisterung immer mehr anfachten. Als die eigentlichen Dichter der Befreiungskriege sind Arndt, Schenkendorf und Körner zu nennen; aber auch Rückert müssen wir ihnen zuzählen.

1. Ernst Moritz Arndt wurde geboren am 26. Dezember (zweiten Weihnachtstage) 1769 zu Schoritz auf der damals den Schweden gehörigen Insel Rügen, wo sein Vater zunächst Gutsinspektor, sodann Pächter eines kleineren Gutes war. Den ersten Unterricht erhielt er von seinen Eltern, den späteren von einem Hauslehrer. Vom 18. bis zum 20. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Stralsund. Nachdem er 1789 die Abgangsprüfung bestanden hatte, studierte er in Greifswald und Jena Theologie und Philosophie. Um sich in Ruhe weiterbilden zu können, kehrte er für einige Zeit ins Elternhaus zurück und unterrichtete nebenher seine jüngeren Geschwister. Dann durchzog er auf größeren Reisen Deutschland, die Schweiz, Ungarn, das nördliche Italien und Frankreich; von Paris aus, wo er sich einen ganzen Sommer aufgehalten hatte, kehrte er wieder heim. Im Jahre 1800 ließ er sich als Lehrer der neueren Geschichte an der Universität Greifswald nieder und verheiratete sich mit der Tochter des Professors Quistorp, die ihm aber schon nach Jahresfrist durch den Tod wieder entrissen wurde. Nun kamen die Tage der Schmach und des Jammers über Deutschland. Da ließ er seine kühne Schrift „Geist der Zeit" erscheinen, welche außerordentlich zündete, ihm aber auch den heftigsten Zorn Napoleons zuzog, sodaß er die Rache der Franzosen fürchten mußte und nach Schweden, wo er eine Anstellung fand, floh. Erst nach drei Jahren (1809) kehrte er wieder nach Deutschland zurück, um zunächst bei einem Jugendfreunde in Berlin unter dem angenommenen Namen eines Sprachmeisters Allmann zu leben. Im Jahre 1810 kehrte er, da Pommern wieder schwedisch geworden war, als Professor nach Greifswald zurück, aber nur auf ein Jahr. Da nämlich die Franzosen wieder das Land überschwemmten, flüchtete er abermals nach Berlin. Als er aber auch hier den französischen Spionen verdächtig

zu werden anfing, verließ er Berlin wieder und wandte sich nach Breslau, und von hier auf einer Fußwanderung über das Gebirge nach Prag. Hier wurde ihm die Kunde, daß der geächtete Freiherr von Stein nach ihm verlangte. Deshalb folgte er diesem im August 1812 nach Petersburg und trat als Sekretär in seine Dienste. Aber als Napoleons stolzer Zug nach Rußland einen so schmählichen Ausgang genommen hatte, kehrte er Ende Januar 1813 mit Stein nach Königsberg zurück, das er aber schon im März wieder verläßt, um sich über Breslau nach Dresden zu begeben, wo er bei Th. Körners Vater Wohnung nimmt. Nach der Leipziger Schlacht finden wir ihn zwei Monate lang in Leipzig, und von hier wandert er durch das befreite Deutschland über den Thüringer Wald nach Frankfurt, wo er einen ganzen Winter bleibt. Im Herbste 1814 ist er wieder in Berlin; als aber die Kunde von Napoleons Rückkehr aus der Verbannung erscholl, zog er im März 1815 mit den Verbündeten nach dem Rheine. Während dieser ganzen Zeit ließ er seine Lieder voll von Heldenfeuer und vaterländischem Zorne erschallen, die in allen Herzen Wiederhall fanden: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Es zog aus Berlin ein tapfrer Held", „Durch Deutschland flog ein heller Klang", „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus", „Sind wir vereint zur guten Stunde", „Frisch auf, ihr deutschen Scharen", „Wo kommst du her in dem roten Kleid?", „Wer ist ein Mann? Der beten kann", „Deutsches Herz, verzage nicht". — Nachdem 1815 Friede geworden war, lebte Arndt meist in Bonn. Hier baute er sich ein Haus und vermählte sich im Herbste 1817 zum zweitenmale mit Nanna Schleiermacher, der Schwester des berühmten Berliner Hofpredigers und Professors. Bald wurde er an der (1818) neu gegründeten Universität zu Bonn als Professor der neueren Geschichte angestellt, aber bereits am 10. November 1820, wegen seiner freien Gesinnung als Verführer der Jugend zur Empörung gegen den König und sein Regiment verdächtigt („er sei auch schuld, daß der Student Sand den russischen Staatsrat Kotzebue erschoß"), wieder seines Amtes entsetzt. In stiller Zurückgezogenheit lebte er nun unweit Bonn in seinem Gartenhause am Rheine, bis Friedrich Wilhelm IV. ihn endlich 1840 wieder in sein Amt einsetzte, in welchem er von der deutschen Jugend mit Jubel begrüßt wurde. Eine wie treue Stätte er im Herzen des deutschen Volkes überhaupt gefunden hatte, das zeigte der 26. Dezember 1859, wo zu seinem Geburtstage aus allen Gegenden Deutschlands Glückwünsche an ihn einliefen. Diesen Freudentag aber hat er nicht lange überlebt: am 29. Januar 1860 starb er im einundneunzigsten Lebensjahre. — Arndt hat auch eine Menge frommer Gesänge gedichtet („der Paul Gerhardt des 19. Jahrhunderts"), von denen verschiedene als Kirchenlieder in die Gesangbücher aufgenommen worden sind: „Der heil'ge Christ ist kommen", „Gieb Frieden, Herr, gieb Frieden", „Ich weiß, an wen

ich glaube", „Ade, ich muß nun scheiden", „Geht nun hin und grabt mein Grab" (40 Jahre vor seinem Tode gedichtet), „So tragen wir den Staub zum Staube".

2. Karl Theodor Körner, geboren am 23. September 1791 in Dresden, erhielt von seinem feingebildeten Vater Christian Gottfried Körner, Schillers Freunde, eine sorgfältige Erziehung. Auf der Kreuzschule in Dresden (vor welcher auch das schöne Denkmal des Dichters, das am 18. Oktober 1871 feierlich enthüllt wurde, seine Stelle gefunden hat) vorgebildet, bezog er im Jahre 1808 die Bergakademie in Freiberg, da er sich für das Bergfach, welchem Studium er sich auch mit ganzer Seele hingab, entschieden hatte. Zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung (um die Rechte, Geschichte und Philosophie zu studieren) bezog er nach zwei Jahren die Universität Leipzig und dann Ostern 1811 Berlin. Hier aber erkrankte er bald schwer, besuchte deshalb im Sommer 1811 Karlsbad, und ging dann im Herbste desselben Jahres auf des Vaters Wunsch nach Wien. Hier widmete er sich fast ganz der Dichtkunst, fand durch seine Theaterstücke vielen Beifall und wurde durch Kotzebues Vermittelung 1812 zum Hoftheaterdichter ernannt. Da kam das Jahr 1813, und als der Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk" erschien, beschloß Theodor Körner, sofort dem Rufe zu folgen, und sein Vater willigte ein. Am 19. März 1813 trat er in Breslau in die Freischar des Husarenmajors Lützow, wurde bald Lieutenant und Adjutant Lützows und machte die kühnen Streifzüge der Truppe mit. Bei einem Überfalle der Freischar bei Kitzen unweit Leipzig wurde Körner schwer verwundet (17. Juni 1813) und rettete sich nur durch seine Geistesgegenwart unter Freundeshilfe nach Leipzig. Als er wieder leidlich hergestellt war, ging er nach Karlsbad, wo er völlige Genesung fand, und begab sich dann durch Schlesien und über Berlin zu seiner Schar zurück, welche auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburg stand und hier des Wiederausbruches der Feindseligkeiten harrte. Am 17. August begann der Krieg wieder, und die Lützowsche Freischar war fast täglich im Gefechte. In diesen Tagen dichtete er „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", und am Morgen des 26. August „Du Schwert an meiner Linken". Es sollte sein Schwanengesang sein. An demselben Morgen ging's in den Kampf bei Gadebusch, und in demselben sank Körner, von einer Kugel getroffen, vom Pferde. Seine Leiche wurde unter einer Eiche bei Wöbbelin bestattet, welchen Wunsch er seinen Kameraden gegenüber ausgesprochen hatte. — Körner hatte schon früh Anlage und Neigung zur Dichtkunst gezeigt und sich Schiller zum Vorbilde genommen. Dies zeigt sich am deutlichsten in seinen dramatischen Dichtungen (Zriny, Hedwig, Toni, Rosamunde, Der Nachtwächter, Die Gouvernante, Der Vetter aus Bremen). Seine Bedeutung aber liegt in seinen lyrischen Gedichten, besonders in seinen Kriegs- und Wehrliedern, die sein Vater bald nach dem Heldentode

des Sohnes unter dem Titel „Leier und Schwert" herausgab, und unter denen einige von hinreißender Kraft und von einer Vollendung in Form und Ausdruck sind, die ihnen auch die Bewunderung der späten Nachwelt sichert: „Die Eichen", „Aufruf", „Gebet während der Schlacht", „Lützows wilde Jagd", „Durch", „Männer und Buben".

3. Gottfried Max von Schenkendorf wurde am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren, verlebte aber seine Jugend meist auf dem nahe gelegenen Erbgute der Familie. Auf Wunsch seines Vaters, der früher Offizier gewesen, jetzt aber Landwirt war, jedoch ganz gegen seine Neigung, studierte er in Königsberg die Kameralwissenschaften und trat später, nach einem längeren Aufenthalte auf der Domäne Waldau behufs Erlernung der Landwirtschaft, als Referendar in Königsberg ein. Während seines Königsberger Aufenthaltes wurde er in einem Pistolenduelle an der rechten Hand so verwundet, daß er sie in der Folge nicht mehr recht gebrauchen konnte. Als 1812 die Franzosen über Königsberg nach Rußland zogen, und viele seiner Freunde die Stadt verließen, gab auch er seinen Dienst auf und ging über Weimar, wo er Goethe kennen lernte, nach dem Rheine und nach Baden. In Karlsruhe vermählte er sich mit der Witwe eines Kaufmannes; aber als der König sein Volk zu den Waffen rief, da verließ auch er die Seinen und zog ins Feld nach Schlesien. Zwar verhinderte ihn jene Lähmung der rechten Hand, selbst mitzustreiten; aber überall war er dabei, und durch seine herrlichen Kriegs- und Freiheitslieder („Erhebt euch von der Erde", „Freiheit, die ich meine", „Die Feuer sind entglommen", „Wer sprenget auf dem stolzen Roß", „In dem wilden Kriegestanze", „Auf der Nogat grünen Wiesen", „Klaget nicht, daß ich gefallen") entzündete er die Herzen der Waffenbrüder und das ganze deutsche Vaterland. Auch nach dem Friedensschlusse sang er noch manch schönes Lied. In seinen Liedern hat er das Eigenartige, daß er den meisten derselben religiöse Gefühle unterlegt und daß er in denselben entschieden für ein geeinigtes Deutschland unter einem Kaiser eintritt, weshalb er auch von Rückert als der „Kaiserherold" bezeichnet worden ist. Allbekannt sind seine Lieder: „Wenn alle untreu werden", „Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut", „Als der Sandwirt von Passeier". — Nach der Leipziger Schlacht, der er beiwohnte, und die er durch sein Tedeum feierte, wurde er in Frankfurt am Main bei einer Verwaltungskommission angestellt, die für allgemeine Bewaffnung, wie für die Mittel zur Verpflegung und Errichtung von Lazaretten zu sorgen hatte. Im Jahre 1815 wurde er Regierungsrat in Koblenz; aber schon zwei Jahre später, an seinem Geburtstage, den 11. Dezember 1817, schied er aus dem Leben.

4. Friedrich Rückert ist ein besonders von Gott begnadeter, einer unserer größten Dichter. Kaum hat ein anderer größeren und tieferen Gedankenreichtum in einer solchen Fülle von Formen offen-

bart als er. Eine unübersehbare Menge und Mannigfaltigkeit ganz neuer Gedanken und Anschauungen hat er der Poesie zugeführt und diese mit einer Fülle neuer Stoffe bereichert, die er teils fremden Dichtungen, teils seinem eigenen reichen Geiste entnahm. Hierdurch und durch die Einführung fremder dichterischer Formen, denen er aber durch seine meisterhafte Behandlung vollständig deutsches Gepräge zu geben wußte, und indem er das Gebiet der Sprache durch neue, oft nur zu kühne Wortbildungen erweiterte, hat er einen großen Einfluß auf die Weiterbildung unserer Dichtung ausgeübt. — Geboren ist Rückert am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, wo sein Vater Rentamtmann war. Jedoch schon 1791 zog er mit seinen Eltern nach Oberlauringen in Unterfranken, wo sein Vater das freiherrlich Truchseßsche Justiz- und Kameralamt übernahm. Hier erhielt er in der Dorfschule den ersten zusammenhängenden Unterricht, und später während der Wintermonate wurde er von dem Ortspfarrer Stepf auch in den Gegenständen der Lateinschule unterrichtet. Nachdem er von 1802 bis 1805 die Lateinschule in Schweinfurt besucht hatte, ging er nach Jena, um Jura zu studieren, wendete sich aber bald ausschließlich den Sprachen und der Litteratur zu. Im Jahre 1809 verließ er die Heimat, um in dem österreichischen Heere mit in den Kampf gegen Napoleon einzutreten. Als er aber nach Dresden kam, war bereits Friede geschlossen worden. Deshalb kehrte er wieder in das Elternhaus zurück, aber nur für kurze Zeit; denn schon 1811 ging er nach Jena, um ein Lehramt an der Universität zu übernehmen. Indessen nur ein Jahr blieb er in demselben und begab sich im Januar 1813 nach Hanau, wo ihm eine Professorenstelle am Gymnasium zugedacht war. Aber auch Hanau verließ er wieder, bevor er noch das Amt angetreten hatte, und wandte sich nach Würzburg in der Hoffnung, von dort aus in das Heer eintreten zu können. Da er aber in der Ausführung dieses Vorhabens durch seine Eltern gehindert wurde, ließ er sich hier als Privatgelehrter nieder. So war ihm zwar der Lorbeer des Kriegshelden versagt, aber einen andern hat er sich durch seine patriotischen Lieder erworben, vor allem durch seine „Geharnischten Sonette". Im Jahre 1815 übernahm er in Stuttgart die Bearbeitung des poetischen Teiles von dem Cottaschen „Morgenblatt". Von Stuttgart aus, wohin ihn diese Thätigkeit gerufen hatte, ließ er den „Kranz der Zeit" erscheinen. Diese Lieder atmen warme Vaterlandsliebe, glühenden Haß gegen Napoleon und seine Zwingherrschaft, schütten bittern Spott aus über seine und seiner Marschälle Niederlagen und mahnen dringend zur Einigung Deutschlands unter starker Kaiserhand; so „Barbarossa", „Die Straßburger Tanne", „Drei Gesellen". — Nachdem er dann 1817 eine Reise nach Italien unternommen hatte, wohnte er abwechselnd bei seinen Eltern zu Ebern in Franken, in Koburg, Nürnberg und andern Orten, bis ihm durch seine Verheiratung mit Luise Wiethaus (— ihr gelten die

köstlichen Lieder seines „Liebesfrühlings", welcher in fast dreihundert Gedichten in der sinnigsten und zartesten Weise die Braut-, Gatten- und Vaterliebe besingt —) in Neuseß bei Koburg ein stilles Heim beschieden wurde, in welchem er den größten Teil seiner späteren Tage verlebte. Hier vertiefte er sich ganz in das Studium der persischen und der arabischen Sprache und ihrer Dichterwerke, und dies mit solchem Erfolge, daß er schon 1826 die Professur der morgenländischen Sprachen in Erlangen, wohin ihn der König von Baiern berief, annehmen konnte. In dieser Stellung blieb er bis 1841. Da wurde er von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in gleicher Eigenschaft und mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrates nach Berlin berufen. In Berlin indessen gefiel es ihm wenig; deshalb kehrte er schon nach wenigen Jahren, kurz vor dem Ausbruche der Märzrevolution 1848, wieder in die friedliche, einsame Stille seines Gutes Neuseß zurück. Hier lebte er in rastloser Thätigkeit, mit dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bis zum 31. Januar 1866, an welchem Tage er aus dem Leben abgerufen wurde. Im Jahre 1869 wurde ihm hier ein Denkmal errichtet. — Die Ballade und die Romanze lagen Rückert fern; dagegen behandelte er mit Vorliebe das einfach-kindliche Märchen, die Parabel und die Sage („Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen", „Chidher", „Des fremden Kindes heil'ger Christ", „Die Riesen und die Zwerge", „Der betrogene Teufel", „Der Mann mit dem Kamel"). Als gewandter Übersetzer und Nachbildner hat er uns die Gedankenschätze aus dem skandinavischen Norden, aus Hellas, Arabien, Persien, Indien und China nahe gebracht. Bei seiner Liebe für das Morgenland, die Wiege aller menschlichen Weisheit, ist er auch der größte lehrhafte Dichter der Deutschen geworden. Schon in seinen Parabeln, in den „Angereihten Perlen", den „Vierzeilen" giebt sich dies kund; aber die Krone seiner lehrhaften Dichtungen bleibt seine „Weisheit des Brahmanen". Die geringste Anerkennung hat er durch seine Dramen gefunden (Herodes der Große, Saul und David, Heinrich IV., Christophoro Colombo).

§ 49. Der schwäbische Dichterkreis.

An die romantische Schule schließt sich auch die schwäbische an, insofern das romantische Element immer noch als ihre Grundlage betrachtet werden muß; aber sie hat die Romantik von ihrer Einseitigkeit und Krankhaftigkeit befreit, sie wieder zu der Gegenwart und zu dem wirklichen Leben in Beziehung gesetzt und sich dem Glauben an eine bessere Zukunft nicht verschlossen.

1. Johann Ludwig Uhland ist der Hauptvertreter dieser schwäbischen Schule. Er ist geboren am 26. April 1787 zu Tübingen

als der Sohn des Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland. Schon im Knabenalter, als er noch die Lateinschule seiner Vaterstadt besuchte, zeigte er Neigung und Befähigung für die Dichtkunst. Auf der Universität seiner Vaterstadt widmete er sich in den Jahren 1802 bis 1808 in erster Linie dem Studium der Rechtswissenschaften, betrieb aber auch das Studium der Sprachwissenschaft und der mittelalterlichen Dichter mit Vorliebe, und eine ganze Anzahl seiner allgemein beliebten Lieder stammt aus dieser Zeit. Nach beendigten Studien ließ er sich 1808 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder und erwarb sich 1810 auch die Würde eines Doktors der Rechte. Bald darauf unternahm er eine mehrmonatliche Reise nach Paris, um das französische Gerichtswesen kennen zu lernen; indessen noch fleißiger studierte er hier auf der Bibliothek die Handschriften altfranzösischer und mittelhochdeutscher Dichter. Während der Jahre 1812 bis 1814 bekleidete er eine untergeordnete Stellung im Justizministerium; da er aber um seiner freieren Ansichten willen dem Minister nicht recht behagte, kehrte er wieder als Advokat nach Stuttgart zurück. An den politischen Bewegungen in seinem engeren Vaterlande nahm er lebendigen Anteil, und so wurde er 1819 auch Mitglied der neugeschaffenen Württembergischen Ständeversammlung, und in dieser erwies er sich als einer der freisinnigsten und biedersten Männer und suchte mit aller Kraft für das Wohl des Landes und des Volkes zu wirken. Im Jahre 1829 wurde ihm die Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Tübingen übertragen. In dieser Stellung suchte und wußte er die akademische Jugend in das Studium der altdeutschen Dichtung einzuführen und für dieselbe zu begeistern; aber bereits nach drei Jahren (1832) legte er dieses Amt wieder nieder, als die Regierung ihm den Urlaub zur Teilnahme an den Verhandlungen der Ständekammer, in die er gewählt worden war, verweigerte. In der Folge (1839) zog er sich, sein Mandat als Abgeordneter niederlegend, aus dem öffentlichen Leben zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen und litterarischen Studien widmen zu können. Erst das Jahr 1848 entriß ihn noch einmal auf kurze Zeit seinem Stillleben, indem er zum Abgeordneten in die erste deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt am Main gewählt wurde. Von 1850 an lebte er wieder in stiller Zurückgezogenheit nur seinen Lieblingsstudien, namentlich dem der Geschichte des deutschen Volksliedes. Er starb infolge einer Erkältung, die sich der Greis bei der Bestattung seines Jugendfreundes Justinus Kerner zugezogen hatte, am 13. November 1862 in Tübingen.

Uhland ist von bedeutendem Einflusse auf die Entwickelung der deutschen Dichtung geworden. Die Eigentümlichkeit seiner dichterischen Anschauung beruht wesentlich in seinem lebendigen Sinne für die Natur, in der er zugleich auch das Bild der sittlichen Welt sah. Ein deutsches Gemüt, frischer, fröhlicher Lebensmut, frommes, schlichtes

Gottvertrauen, echter Freisinn, tiefe Liebe zum Vaterlande, Mitgefühl für die Leiden und die Freuden des Volkes, ein gesunder, scharfer Blick für wahrhaft Poetisches in Gegenwart und Vergangenheit, eine klare, kräftige Sprache sind die Zierden dieses Lieblingsdichters des deutschen Volkes. An den Romantikern gebildet, zeigte er eine große Vorliebe für die mittelalterliche Dichtung, aber diese machte ihn nicht blind für die Bedürfnisse und die Bestrebungen der Neuzeit. Die Stoffe für seine lyrischen Dichtungen sucht er nicht weit, er nimmt sie aus der nächsten Umgebung; die Natur, das menschliche Leben mit seiner Lust und seinem Wehe und das Vaterland müssen ihm solche bieten; und für die Darstellung derselben steht ihm ein großer Reichtum des Ausdruckes und der Form zu Gebote. Obenan stehen seine Frühlings- und Wanderlieder („Bei einem Wirte wundermild"), und sodann die volkstümlichen Lieder „Ich hatt' einen Kameraden", „Ich bin vom Berg' der Hirtenknab'", „Ich bin so gar ein armer Mann" (Lied eines Armen), „Droben stehet die Kapelle", „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein", „Was klinget und singet die Straß' herauf?", „Zur Schmiede ging ein junger Held", „Jung Siegfried war ein stolzer Knab'", „Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch" und das religiös-innige „Das ist der Tag des Herrn". Der Grundton seiner vaterländischen Gedichte ist die deutsche Freiheit und die Tüchtigkeit und Herrlichkeit des deutschen Gemütes und Sinnes. — Größer noch steht Uhland als epischer Dichter da. Die Romanze und die Ballade hat er mit großer Meisterschaft behandelt, eine neue Gattung, die Rhapsodie, die es sich zur Aufgabe stellt, geschichtliche Begebenheiten und Thatsachen in der einfachsten, schlichtesten Sprache poetisch darzustellen, hat er erst geschaffen. Hierher gehören: „Graf Eberhard der Rauschebart", „Der Schenk von Limburg", „Graf Eberstein". Herrlich ist Uhland in seinen Balladen und Romanzen, in welchen er Sage und Geschichte innig zu verbinden versteht: „Des Sängers Fluch", „Das Schloß am Meer", „Bertran de Born", „Der blinde König", „Schwäbische Kunde", „König Karls Meerfahrt", „Roland Schildträger", „Klein Roland", „Das Glück von Edenhall", „Der schwarze Ritter". Weniger bedeutend sind Uhlands dramatische Arbeiten „Herzog Ernst" und „Ludwig der Baier", wenn dieselben auch treffliche Bilder und Auftritte enthalten. Um die Geschichte der deutschen Litteratur hat er sich ganz besonders verdient gemacht durch eine wertvolle, von ihm zusammengestellte Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder".

2. Gustav Schwab, geboren am 19. Juni 1792 in Stuttgart als Sohn des Professors an der Karlsschule Johann Christoph Schwab, schließt sich in seinen Dichtungen auf das engste seinem Freunde Uhland an, dem er an Innigkeit und Wärme des Gefühls und an Klarheit der Form ziemlich gleichkommt, während seine Frömmigkeit noch eine bestimmtere, kirchliche Färbung hat. Er besuchte das

Gymnasium seiner Vaterstadt und wurde, nachdem er von 1809 bis 1814 in Tübingen Theologie und Philosophie studiert hatte, 1817 Professor der alten Litteratur am Ober-Gymnasium zu Stuttgart. Zwei Jahrzehnte bekleidete er dies Amt. Dann aber übernahm er, um ungestörter, als es ihm hier möglich war, arbeiten zu können, 1837 die ländliche Pfarrei zu Gomaringen. Nach der Rückkehr von einer Reise nach Schweden und Dänemark wurde er 1841 zum ersten Prediger an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart und 1845 zum Oberstudienrate und Oberkonsistorialrate ernannt. Er starb den 4. November 1850. — Vortrefflich sind seine volkstümlichen Dichtungen: „Das Mahl zu Heidelberg", „Der Reiter und der Bodensee", „Das Gewitter", „Der Burgbau", „Ein Fund in der Opferbüchse", „Johannes Kant". Besonderes Verdienst aber hat sich Schwab erworben als Bearbeiter fremder Sagen, sowie als Sammler und Herausgeber älterer Dichtungen. Hierher gehören: „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums", „Buch der schönsten deutschen Sagen", „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte".

3. Andreas Justinus Kerner, geboren am 18. September 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg, wo sein Vater Regierungsrat und Oberamtmann war, erhielt seine Erziehung in dem Kloster Maulbronn und sollte, da sein Vater früh starb, und seine Mutter keine Mittel für eine wissenschaftliche Ausbildung besaß, Kaufmann werden. Deshalb brachte ihn, allerdings ganz gegen seine eigene Neigung, sein Vormund in eine Tuchfabrik zu Ludwigsburg; indessen durch die Bemühungen von Freunden, insbesondere des Stadt-Pfarrers Conz, wurde es ihm ermöglicht, das Kaufhaus zu verlassen und 1804 die Universität Tübingen zu beziehen, um Medizin zu studieren. Mit Uhland und später auch mit Schwab schloß er hier den innigsten Freundschaftsbund. Nach Beendigung seiner Studien begab er sich 1809 zunächst auf Reisen, hielt sich längere Zeit in Hamburg, Berlin, Wien u. a. O. auf und ließ sich nach seiner Rückkehr als Badearzt in dem Wildbade nieder. Im Jahre 1818 erhielt er die Stelle eines Oberamtsarztes in Weinsberg, wo er sich an dem Fuße der alten Burg Weibertreu auch ein Haus baute. Hier lebte er fortan. In späteren Jahren hatte er das Unglück fast ganz zu erblinden, sodaß er sich 1851 genötigt sah, sein Amt niederzulegen und seine ärztliche Thätigkeit einzustellen. Der König Ludwig I. von Baiern hatte dem Dichter ein kleines Jahrgehalt ausgesetzt, welchem König Wilhelm von Württemberg 1853 noch eine Summe zulegte. Er starb am 21. Februar 1862. — Kerner bildete sich in seinen lyrischen Dichtungen nach dem alten Volksliede, dessen Ton er auch in fast allen seinen Liedern auf das glücklichste getroffen hat, sodaß auch Kenner manches derselben für ein Volkslied nehmen. Im Munde des Volkes sind noch jetzt lebendig: „Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein", „Preisend mit viel schönen Reden". Seine Balladen und Romanzen haben vielfach etwas

Wehmütiges und suchen das Schauerliche und Geisterhafte. Zeugnis von seinem Glauben an das Hineinragen der Geisterwelt in die irdische giebt namentlich seine bekannte Erzählung der Lebensschicksale der „Seherin von Prevorst". Andere seiner Balladen und Romanzen sind: „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe", „Der Geiger zu Gmünd", „Preis der Tanne", „Der Wanderer in der Sägemühle".

4. Johann Peter Hebel ist eine ganz eigenartige Erscheinung nicht nur unter den süddeutschen Dichtern, sondern in der gesamten Dichterwelt, einmal, weil er es verstand, die Mundart seiner Heimat zur anerkannten Geltung zu bringen, und dann, insofern er in seinen Prosaschriften den Volkston aufs beste zu treffen wußte. Darum giebt es auch kein für Schulen und für die Jugend bestimmtes Lesebuch, in dem sich nicht dies und das an Geschichten und Gedichten von Hebel fände. Wir führen nur an: Die gute Mutter; Drei Wünsche; Kindesdank und Undank; Einer oder der Andere; Das Mittagessen im Hof; Der silberne Löffel; Der Barbierjunge von Segringen; Der Star von Segringen; König Friedrich und sein Nachbar; Untreue schlägt den eigenen Herrn; Herr Charles; Der Schneider in Pensa; Kannitverstan; Der geheilte Patient; — weiter die Gedichte: Der Kirschbaum; Der Wegweiser; Wächterruf; Der Winter; Das Habermus; Das Spinnlein; Sonntagsfrühe; Die Wiese; Der Abendstern. — Hebel wurde am 11. Mai 1760 in Basel geboren. Seine Eltern, arme, biedere und gottesfürchtige Webersleute, wohnten in dem Dorfe Hausen bei Schopfheim im Schwarzwalde. Im Winter arbeiteten sie dort hinter dem Webstuhle; im Sommer aber zogen sie nach Basel, wo sie bei ihrer ehemaligen Herrschaft, dem Major Iselin (der Vater war demselben als Diener in den Krieg gefolgt, und die Mutter hatte in seinem Hause im Dienste gestanden), freundliche Aufnahme und in Haus und Garten vollauf zu thun fanden. Hebels Vater starb bereits 1761; aber sein ehemaliger Waffengefährte sorgte dafür, daß der Knabe die Baseler Stadtschule besuchen konnte. Seine reiche Begabung und sein redlicher Eifer gewannen ihm bald auch andere Gönner, besonders den Kirchenrat Preußen in Karlsruhe, und diese ermöglichten es ihm, nach dem Besuche des Gymnasiums in Karlsruhe 1778 die Universität Erlangen zu beziehen und Theologie zu studieren. Der Mann hielt, was der Knabe versprochen hatte. Ohne seine Studien auf der Universität regelrecht zu Ende bringen zu können, sah er sich genötigt, in die Heimat zurückzukehren; er unterrichtete Dorfkinder und bereitete sich selbständig so weit vor, daß er die erforderlichen Prüfungen bestand. Zuerst wurde er 1783 Lehrer an dem Pädagogium zu Lörrach, und nach acht Jahren, 1791, Gymnasiallehrer und Subdiakonus an der Hofkirche in Karlsruhe. Allmählich stieg er bis zum Kirchenrate und Gymnasialdirektor empor, wurde 1821 von der Universität Heidelberg zum Doktor der Theologie ernannt und starb als Prälat und Mit-

glied der ersten badischen Kammer am 22. September 1826 morgens 4 Uhr, als er auf einer Dienstreise nach Mannheim zur Abnahme der Prüfung begriffen war, in Schwetzingen. Hier wurde er auch begraben. — Der Grundzug in Hebels Charakter ist Gemütlichkeit, Treuherzigkeit und kindliche Einfalt. Seinen Ruf begründete er durch die „Allemannischen Gedichte", die 1803 zu Karlsruhe gesammelt erschienen (ins Hochdeutsche hat sie Reinick übertragen). Es sind dies Lieder in der vokalreichen Mundart des Landstriches, in welchem Hebel seine Kindheit verlebt hat. Das Leben, die Denkart und die Gesittung seiner Heimat und ihrer Bewohner spiegelt sich in ihnen auf das allertreueste ab, und zugleich liegt über denselben ein warmer Hauch von Poesie und tiefer Gemütsinnigkeit. Darum wurden sie auch bei ihrem Erscheinen in ganz Deutschland mit der herzlichsten Freude begrüßt. Unübertroffen steht Hebel in seiner Prosa da; meisterhaft verstand er es, einen Volkston zu treffen, der Gebildete und Ungebildete in gleicher Weise ansprach und befriedigte. In seinem „Rheinischen Hausfreund" hat er, von dem Konsistorium mit der Ausarbeitung eines badischen Landeskalenders betraut, einen echten Volkskalender geschaffen, und die in dem „Schatzkästlein" gesammelten Erzählungen aus verschiedenen Jahrgängen desselben sind die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters und können nie genug gelesen werden. — Ein Denkmal, ein Stein mit des Dichters ehemer, lorbeerbekränzter Büste, ist Hebel, dem wahren Volksfreunde und Volksdichter, 1835 in dem Schloßgarten zu Karlsruhe errichtet worden.

Sechster Abschnitt.

Die neueste Zeit.

In keiner Zeit der deutschen Litteraturgeschichte ist wohl mehr geschrieben und veröffentlicht worden als in der neuesten Zeit; und was die schöne Litteratur anlangt, so scheint jetzt im allgemeinen zur Wahrheit geworden zu sein, was Uhland singt: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald." Auf allen Gebieten der Dichtung entwickelte sich eine bedeutende Rührigkeit, und wenn auch einzelne Männer Anerkennenswertes geleistet haben, eine ganz besonders über die andern hervorragende Dichterpersönlichkeit tritt uns vorläufig nicht mehr entgegen.

§ 50. Österreichische Dichter.

Unter den zahlreichen Dichtern der neuesten Zeit lassen sich rücksichtlich ihres Vaterlandes zunächst die österreichischen Dichter hervor-

heben, die sich größtenteils durch Wohlklang der Sprache und durch Frische und Tiefe des Gemütes auszeichnen. Dieser Dichtergruppe gehören vorzugsweise Nikolaus Lenau und Anastasius Grün an.

1. Nikolaus Lenau, mit seinem eigentlichen Namen Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau (seine Vorfahren waren in dem schlesischen Städtchen Strehlen ansässig gewesen), wurde am 13. August 1802 zu Csatad, einem ungarischen Dorfe unweit Temesvar, geboren. Seine Großeltern waren geachtete Leute und lebten in guten Verhältnissen; sein Vater aber führte ein wüstes, unordentliches Leben, sodaß er den Offizierstand hatte verlassen und, um sein Brot zu haben, die Stelle eines Amtsschreibers in Csatad annehmen müssen. Da er aber auch hier sein wüstes Leben fortsetzte, geriet die Familie in Not, und als er bald starb, wollten die Großeltern den Knaben zu sich nehmen. Die Mutter indessen gab dies nicht zu. Da aber unter den bestehenden Verhältnissen der Knabe nichts Ordentliches lernen konnte, was die Großeltern sehr schmerzte, ließen sie ihn nebst seiner Schwester Leni der Mutter heimlich entführen. In den nun ganz andern Verhältnissen lernte der junge Lenau so eifrig, daß er nach glänzend bestandener Reifeprüfung schon im Alter von siebzehn Jahren die Universität Wien besuchen konnte. Daß er aber hier mit seinen Studien beständig wechselte, entzweite ihn mit seinen Großeltern, und infolge dessen kehrte er zu seiner Mutter zurück. In dieser Zeit gab er unter dem Namen Lenau Gedichte heraus, die ihm nicht bloß eine hübsche Bezahlung einbrachten, sondern auch schnellen Beifall fanden. Die Absicht, seine Gedichte zu veröffentlichen, hatte ihn nach Stuttgart geführt. Hier gewann er die Teilnahme und die Zuneigung der schwäbischen Dichter, unter denen er sich besonders eng an Kerner und Schwab anschloß. Aber auf die Dauer vermochten die neuen Freunde ihn nicht zu fesseln. Sein unstätes Wesen trieb den Dichter in die Ferne, und trotzdem ihm die Freunde davon abrieten, segelte er im August 1832 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ab, nachdem seine Mutter, an der er mit großer Liebe gehangen hatte, im Jahre zuvor gestorben war. In seinen Hoffnungen und Erwartungen, mit denen er hinüber gegangen war, sah er sich aber gar sehr getäuscht. Deshalb kehrte er schon nach wenigen Monaten nach Europa zurück und lebte nun bald in Wien oder Ischl, bald in Stuttgart oder Weinsberg. Durch seine Gedichte kam er zu immer größerem Ruhme, und er wurde ein Liebling besonders der Jugend und der Frauen. Sich ein Familienleben zu gründen und in demselben Ruhe und Frieden zu finden, wonach er sich so sehr sehnte, war ihm nicht möglich, da ihm die Mittel dazu fehlten. So kam über seine Seele mehr und mehr eine Stimmung der Schwermut, und Mitte Oktober 1844, als er eben im Begriffe war, sich in Heidelberg als Privatdozent niederzulassen und sich zu verheiraten, brach der völlige Wahnsinn bei ihm aus. Da sein Zustand immer

hoffnungsloser wurde, und seine Geisteskrankheit sich schließlich als unheilbar erwies, brachte man ihn in die Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien, wo ihn erst am 22. August 1850 der Tod von seinen Leiden erlöste. — Den Grundton seiner Lyrik bildet unbefriedigte Sehnsucht und Schmerz über die Unzulänglichkeit der menschlichen Bestrebungen und das Ungewisse der menschlichen Geschicke; wenn dieser Schmerz sich zur stillen Wehmut mäßigt, dann gelangt seine dichterische Begabung zur höchsten Entfaltung. Ebenso gehören zu den schönsten Erscheinungen unserer Poesie seine Lieder, welche entstanden sind, wenn die Liebe zur Natur, zur Heimat und zur Freiheit sein Herz ergriff. Am weitesten bekannt sind seine Polenlieder und seine Schilflieder („Auf dem Teich, dem regungslosen"). Die Natur und das Leben seines Geburtslandes ist geschildert in „Die Heideschenke", „Die Werbung", „Die drei Zigeuner". Zu seinen schönsten Dichtungen gehören ferner „Am Grabe Höltys", „Der Lenz", „Liebesfeier" („An ihren bunten Liedern klettert"), „Der Postillon", „Primula veris", „Das Posthorn", „Die Wurmlinger Kapelle".

2. Anastasius Grün (sein eigentlicher Name ist Anton Alexander (Maria) Graf von Auersperg) wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain als der Sprosse eines uralten Adelsgeschlechtes geboren. Seine Jugendbildung erhielt er im elterlichen Hause und auf dem Theresianum in Wien, worauf er in Graz und Wien Philosophie und die Rechtswissenschaften studierte. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien machte er zunächst Reisen durch Italien, Frankreich und England, bis er 1831 die Verwaltung der ererbten Güter übernahm. In späterer Zeit wandte er sich der Politik zu und entwickelte als Mitglied des „Verstärkten Reichsrates" für Krain und als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses eine glänzende und einflußreiche Thätigkeit, sodaß er von der Stadt Wien zum Ehrenbürger, von der Wiener Universität zum Doktor, vom Kaiser Franz Joseph zum Geheimrate ernannt wurde. Gestorben ist er am 12. September 1876 in Graz. — Anastasius Grün ist ein furchtloser Kämpfer gegen geistige und bürgerliche Knechtschaft. Die allgemeine Aufmerksamkeit erregte er zuerst durch seinen Romanzencyklus „Der letzte Ritter", in welchem er eine Anzahl Begebenheiten aus dem Leben Kaiser Maximilians I. behandelt. Eine dieser Romanzen ist „Die Martinswand". Von derselben vaterländischen Begeisterung durchweht sind seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten", lyrische Dichtungen, die durch ihre Wärme, ihren dichterischen Schwung, ihren edlen Zorn gegen das Verkehrte und ihren scharfen Spott großen Einfluß hatten und den Namen des Dichters volkstümlich machten. Eine andere Sammlung ebenso freisinniger Gedichte gab er unter dem Titel „Schutt" heraus; sie besteht aus vier größeren, aber in nur losem Zusammenhange stehenden Teilen: „Der Turm am Strande", „Eine Fensterscheibe", „Cincinnatus" und „Fünf Ostern". Von seinen kleineren Gedichten sind ziemlich

allgemein bekannt „Der Ring", „Der Deserteur", „Der letzte Dichter", „Die Baumpredigt", „Seemärchen", „Am Strande", „Der treue Gefährte".

§ 51. Andere Dichter der Neuzeit.

1. Heinrich Heine wurde am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren. Anfangs wollte er in Hamburg Kaufmann werden. Da ihm aber dieser Stand bald zuwider wurde, wußte er von den Seinen die Erlaubnis zu erlangen, sich dem Studium der Rechte zu widmen, und besuchte nun nacheinander die Universitäten Bonn, Berlin und Göttingen. In Göttingen trat er 1825 zum Christentume über, indessen mit demselben hat er es nie ernst genommen. Nachher lebte er abwechselnd in Hamburg, Berlin und München und machte während dieser Zeit größere Reisen nach Oberitalien und England, bis er sich 1831 nach Paris begab. Hier hielt er sich nun, abgesehen von zwei flüchtigen Besuchen in Deutschland im Herbste 1843 und im Sommer 1844, beständig auf und widmete sich ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit; und hier starb er auch nach langjährigen, schmerzvollen Leiden am 17. Februar 1856. — Heine besaß eine hohe dichterische und besonders lyrische Begabung, und viele seiner Lieder gehören zu dem Besten, was die deutsche Lyrik aufzuweisen hat; so z. B. „Leise zieht durch mein Gemüt", „Du bist wie eine Blume", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Und wüßten's die Blumen, die kleinen", „Du schönes Fischermädchen", „Die Wallfahrt nach Kevlaar", „Belsazar", „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier". Am reinsten zeigt sich seine herrliche Beanlagung in dem „Buch der Lieder" und in seinen in Prosa geschriebenen „Reisebildern". Aber in vielen seiner Lieder bricht auch, oft mitten unter den zartesten Empfindungen, sein alles zersetzender Spott wieder einmal hervor, und dadurch zerstört er auf das mutwilligste die Tiefe und die Reinheit des ersten Eindruckes und verwandelt vielfach durch einen einzigen Zug die reinste Schönheit in ein Zerrbild. Darum hat man ihn nicht mit Unrecht die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes genannt.

2. Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 in Detmold geboren und besaß schon als Knabe eine lebhafte Einbildungskraft, die sich namentlich an der Lektüre von Reisebeschreibungen nährte. Sein Vater, Lehrer an der Stadtschule, ließ sich die Ausbildung seines Sohnes angelegen sein und gab den zehnjährigen Knaben auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, dem dieser nun fünf Jahre angehörte. Da er sich aber sagen mußte, daß, um den Sohn studieren zu lassen, ihm die Mittel nicht ausreichen würden, gab er diesen zu Soest in die Lehre zu einem Kaufmanne, der zugleich des Knaben Oheim war. Dieser ließ ihm auch für seine Fortbildung hinlängliche Muße. So lernte Freiligrath gründlich die englische, die französische und die italienische Sprache; dabei übte er sich auch fleißig im Dichten, denn

das Versemachen hatte er schon seit dem achten Jahre betrieben. Sein Lied „O lieb', so lang' du lieben kannst" entstand, als er, neunzehn Jahre alt, seinen Vater verlor. Von Soest begab er sich nach Amsterdam und fand Stellung als Gehilfe in einem Bankhause. Daß ihm bei seiner Neigung zur Poesie das trockene Geschäft wenig zusagte, läßt sich leicht denken; aber der Aufenthalt in der großen Stadt und das großartig bewegte Leben in der Nähe des Meeres, der Hafen mit den Schiffen, die fremden Matrosen, die Züge von Auswanderern, das alles machte auf ihn einen tiefen Eindruck und ließ jene farbenprächtigen, in hinreißender Sprache verfaßten Lieder entstehen, die zuerst in dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen Musenalmanache erschienen und ganz Deutschland entzückten. Nachdem er dann noch eine Zeit lang (1837—1839) Buchhalter in einem Handelshause in Barmen gewesen war, entsagte er, durch die ihm befreundeten Dichter Chamisso und Schwab ermutigt, dem Kaufmannsstande. Er wollte fortan nur seinem Berufe als Dichter leben und ließ sich am Rheine in dem Pfarrdorfe Unkel (oberhalb des Siebengebirges) nieder. Hier lernte er seine spätere Gattin Ida Melos, die Tochter eines Weimarischen Professors, welche in einer vornehmen Familie Erzieherin war, kennen. Nachdem er sich mit dieser vermählt hatte, nahm er seinen Wohnsitz in St. Goar am Rheine, von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. mit einem Jahrgehalte von 300 Thalern ausgestattet, und führte hier mit dem in gleicher Weise bedachten Emanuel Geibel ein heiteres, nur dichterischem Schaffen gewidmetes Zusammenleben. Als aber in den vierziger Jahren die allgemeine politische Bewegung auch ihn ergriff, verzichtete er 1844 auf dieses Jahrgehalt; ja er sah sich genötigt, Zuflucht in der Schweiz zu suchen, und als er auch hier ausgewiesen wurde, begab er sich nach England, wo er 1846 in einem Handelshause in London eine Anstellung fand. Nachdem 1848 auch Deutschland von der europäischen Bewegung ergriffen worden war, wagte er es, hierher zurückzukehren, und lebte zuerst in Düsseldorf, später in Köln. Um seiner politischen Gedichte willen wurde er hier unter Anklage gestellt, aber freigesprochen. Als er aber nochmals verhaftet werden sollte, entzog er sich der Verhaftung durch eine abermalige Flucht nach England und fand in London eine einträgliche Stellung in einem Bankhause. Als aber dieses zusammenbrach, verlor er seine Stelle und geriet in Verlegenheit und Not. Jedoch das deutsche Volk vergaß seines Dichters nicht: durch Konzerte, Bühnenaufführungen ꝛc., vornehmlich aber durch freiwillige Gaben, die in Nähe und Ferne gesammelt wurden, brachte man eine Summe zusammen, groß genug, ihn aller Sorgen zu entheben und ihm einen friedlichen, sonnigen Herbst zu schaffen. Infolge des allgemeinen Straferlasses von 1868 kehrte er dann auch nach Deutschland zurück und lebte in Cannstatt bei Stuttgart bis zu seinem Tode am 18. März 1876.

Freiligrath ist einer der bedeutendsten Dichter der Neuzeit. In seinen Dichtungen führt er uns gern in das Morgenland, in den brennenden Wüstensand und auf das Meer, und diese Gegenden treten uns in seiner lebendigen Schilderung mit solcher Wahrheit vor die Seele, daß man staunen muß, wie er, der diese Gegenden nie betreten hat, eine so getreue Schilderung von denselben geben konnte. Dies gilt besonders von seinen Dichtungen „Löwenritt", „Der Mohrenfürst", „Das Gesicht des Reisenden", „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren". — Daß es ihm auch nicht an einem warmen Herzen und an tiefer Empfindung fehlt, zeigen seine Gedichte „So laß mich sitzen ohne Ende", „O lieb', so lang' du lieben kannst", „An meine Tochter", „Die Auswanderer", „Die Bilderbibel", „Der Tod des Führers", „Der ausgewanderte Dichter", „Die Tanne", „Der Blumen Rache", „Mein Herz ist im Hochland" (nach Burns). In der großen Zeit des deutsch-französischen Krieges ließ auch er sich in mehreren schönen Liedern vernehmen: „Hurra, Germania!", „Die Trompete von Vionville", „An Wolfgang (sein Sohn) im Felde", „An Deutschland" (Widmung, der 1870 erschienenen Gesamtausgabe seiner Dichtungen vorausgeschickt).

3. Gottfried Kinkel, geboren am 11. August 1815 in Oberkassel bei Bonn, war der Sohn des dortigen Predigers und widmete sich nach erhaltener Vorbildung in Bonn dem Studium der Theologie, das er seit 1834 in Berlin fortsetzte. Nach beendigtem Studium hielt er als Privatdozent für Kirchengeschichte theologische Vorlesungen in Bonn. Im Herbste 1837 trat er eine Reise durch das südliche Frankreich und Oberitalien nach Rom an, und hier blieb er bis zum Frühlinge des folgenden Jahres. Nicht lange nach seiner Rückkehr nach Bonn wurde er Religionslehrer am Gymnasium und 1840 zugleich Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln, wohin er von Bonn aus sonntäglich fuhr. Als er sich 1843 mit einer geschiedenen Katholikin verheiratete, erregte dies Anstoß, und man nahm ihm die Hilfspredigerstelle. Bald darauf brach er offen mit der Theologie, legte auch seine Religionslehrerstelle nieder, trat zur philosophischen Fakultät der Universität über und hielt Vorlesungen über Kunstgeschichte und Poesie, die vielen Beifall fanden und ihm eine Professur an der Universität eintrugen. Das Jahr 1848 wurde für ihn verhängnisvoll; er beteiligte sich an dem Badenschen Aufstande und wurde schließlich zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, die er in Spandau, wohin er gebracht wurde, verbüßen sollte. Mit Hilfe eines Freundes, des Studenten Karl Schurz, gelang es ihm indessen, im November 1850 nach England zu entkommen. Nachdem er lange Jahre in der Verbannung hatte leben müssen, fand er in der Schweiz eine neue Heimat. Er erhielt im April 1866 einen Ruf als Professor der Altertumskunde und der Kunstgeschichte an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich, und hier starb er am 14. No-

vember 1882. — Kinkel ist besonders lyrischer und epischer Dichter. Die meisten seiner Lieder sind überaus weiche, seelenvolle, formschöne Herzensergüsse; am besten sind ihm die gelungen, in welchen er die Natur in ihren Wirkungen auf das Gemüt zur Anschauung bringt, z. B. „Abendstille", „Trost der Nacht", „Ein geistlich Abendlied" (Es ist so still geworden), „Sonntagsstille", „Nacht in Rom", „Die Auswanderer des Aarthales". Die Lieder, welche er in der Fremde gedichtet hat, sind voll der tiefsten Sehnsucht nach dem Vaterlande, besonders nach den heimatlichen Ufern des Rheines, und enthalten die innigsten Wünsche für des deutschen Volkes Einigung und Größe. Seine epische Dichtung „Otto der Schütz", eine rheinische Geschichte, reich an den glänzendsten Schilderungen rheinischer Natur und rheinischen Lebens, ist eine der besten ihrer Art in unserer Dichtung, und würdig steht ihr zur Seite „Der Grobschmied von Antwerpen", ein lyrisch-epischer Romanzen-Cyklus.

4. Heinrich August Hoffmann von Fallersleben, nach seinem Geburtsorte Fallersleben im Lüneburgischen benannt, wurde am 2. April 1798 geboren. Auf den Gymnasien in Helmstedt und Braunschweig vorbereitet, ging er 1816 auf die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, widmete sich aber mehr dem Studium der deutschen Sprache und Litteratur, welche Studien er nachher in Bonn, wohin er 1819 sich begab, fortsetzte. Von hier aus durchzog er die Rheinlande und Holland, um die Lieder zu sammeln, die in diesen Gegenden im Munde des Volkes lebten, und blieb in Leiden ein halbes Jahr. Nachdem er sich sodann eine Zeit lang auch in Berlin aufgehalten hatte, wurde er 1823 als Kustos an der Universitätsbibliothek zu Breslau angestellt und später auch zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur daselbst ernannt. Im Jahre 1843 erschienen seine „Kinderlieder für das junge Deutschland von fünf, sechs, sieben Jahren" (Die Sterne sind erblichen mit ihrem güldnen Schein — Der Sonntag ist gekommen, ein Sträußchen auf dem Hut — An einem grünen Baume hing ein kleiner bunter Schmetterling — Unsre lieben Hühnerchen verloren ihren Hahn — Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald — Wer hat die schönsten Schäfchen? die hat der goldne Mond — Der Kuckuck und der Esel, die hatten großen Streit — Im Winter, wenn es friert). — Indessen auch andere Lieder, die er „Unpolitische Lieder" nannte, waren von ihm erschienen, und diese hatten ihn, da sie sich über Zustände des öffentlichen Lebens und über Mängel der Regierung schonungslos mit Spott und Schimpf ausließen, in Ungnade fallen lassen. Deshalb wurde er am 20. Dezember 1842 wegen seiner Geistesrichtung und seiner anstößigen Grundsätze seiner Professur entsetzt, ohne irgend welches Gehalt entlassen und aus Preußen ausgewiesen. Von nun an führte er jahrelang ein unstätes Wanderleben, bis er im Jahre 1848 die Erlaubnis erhielt, sich wieder in Preußen aufzuhalten. Seitdem bezog er auch

das gesetzliche Wartegeld als Ruhegehalt. Nachdem er sich 1849 verheiratet hatte, lebte er am Rheine (in Bingerbrück und Neuwied) und später in Weimar, bis ihn 1860 der Herzog von Ratibor zu seinem Bibliothekare auf dem Schlosse Korvey an der Weser ernannte. Hier starb er, vom Schlage getroffen, eines sanften Todes am 19. Januar 1874. Auf der jetzt deutschen Insel Helgoland ist unter dem Gesange seines „Deutschland, Deutschland über alles" am 26. August 1892 des Sängers von Professor Schaper geschaffenes Bronze-Denkmal feierlich enthüllt worden. — Hoffmann ist ein Lyriker, wie ihn die deutsche Litteratur seit Goethe und Eichendorff nicht mehr gehabt hat; auch kein Dichter nach ihm hat den Ton des Volksliedes so zu treffen gewußt wie er, ja man kann sagen, alle seine Lieder tragen die Melodie schon mit in sich. Deshalb hat auch kein anderer deutscher Lyriker für die Tondichtung so viel Stoff geliefert wie er. Seine Kinder-, Volks-, Trink-, Wander-, Soldatenlieder kennzeichnen ihn als den berufenen Volksdichter („Das treue Roß", „Morgen müssen wir verreisen", „Morgenlied", „Abendlied", „Treue Liebe bis zum Grabe", „Kaiser Wilhelm", „Deutschland, Deutschland über alles", „Wie könnt' ich dein vergessen").

5. Emanuel Geibel ist einer der bedeutendsten und beliebtesten Lyriker der neuesten Zeit. Geboren wurde er am 18. Oktober 1815 zu Lübeck, wo sein Vater Geistlicher der reformierten Gemeinde war. Nachdem er auf dem trefflichen Gymnasium seiner Vaterstadt den Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung gelegt und hier auch eine besondere Vorliebe für Sprachen, Dichtung und Geschichte gewonnen hatte, bezog er Ostern 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studieren. Bald aber entschied er sich ausschließlich für die alten (griechische und lateinische) und die neueren Sprachen und deren Litteratur, und diese seine Studien setzte er im folgenden Jahre in Berlin, wo er in freundschaftliche Beziehungen zu Chamisso trat, fort. Bei seiner Sehnsucht nach dem Süden, vornehmlich nach Griechenland, war es ihm nach Beendigung seiner Studien hochwillkommen, daß ihm die Stelle eines Hauslehrers bei dem russischen Gesandten in Athen angetragen wurde. So verließ er im Frühjahre 1838 Berlin und langte, nachdem er sich unterwegs einige Monate im südlichen Deutschland und im nördlichen Italien aufgehalten hatte, im Juni in Athen an. Da die übernommenen Verpflichtungen seine ganze Zeit in Anspruch nahmen und ihm eigentlich keine freie Stunde ließen, so löste er schon nach Jahresfrist das eingegangene Verhältnis, blieb aber noch das folgende Jahr in Athen, um seine philologischen und poetischen Studien noch fördern zu können. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er im Sommer 1840, in jeglicher Hinsicht gereift, nach Deutschland zurück und gab seine während der Zeit entstandenen „Jugendgedichte" heraus, welche namentlich bei der weiblichen Jugend die günstigste Aufnahme fanden, da er es verstanden

hatte, das innigzarte, weiblich weiche Empfinden in denselben zum vollen Ausdrucke zu bringen. Demnächst legte er sich mit großem Eifer auf die spanische, die italienische und die französische Sprache und Litteratur und übersetzte eine Menge „Volkslieder und Romanzen der Spanier" ins Deutsche. Diese Studien wurden unterstützt von einem Freunde seines Vaters, dem Baron Karl von der Malsburg, der ihn 1841 auf sein Waldschloß Escheberg in Kurhessen, auf welchem ihm eine reiche Bibliothek spanischer und italienischer Dichter zu Gebote stand, eingeladen hatte. Inzwischen war durch seine Gedichte sein Name bekannt geworden, und so kam es, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihm Weihnachten 1842 ein Jahrgehalt zuwies, das ihn in den Stand setzte, frei und sorglos seiner Muse leben zu können. Er lebte nun bald hier, bald dort. Im Sommer 1843 ist er in St. Goar am Rheine, wo er in freundschaftlichem Verkehre mit Freiligrath steht; im Jahre 1844 finden wir ihn in Berlin, welches nun abwechselnd mit Lübeck sein Wohnort blieb, bis König Maximilian II. von Baiern ihn 1851 als Professor der Litteraturgeschichte und der Poetik an die Universität München berief und in den persönlichen Adelsstand erhob. Das Klima von München aber erwies sich als ein seiner Gesundheit verderbliches. Schon vor dem Tode des Königs Max lebte Geibel wieder einen Teil des Jahres in Lübeck, und 1869 legte er sein Amt in München nieder und nahm Lübeck zum bleibenden Wohnsitze. Bereits im Jahre 1868, als König Wilhelm I. von Preußen Lübeck besuchte, hatte Geibel ihn namens seiner Vaterstadt mit einem Gedichte begrüßt. Daß er in diesem der Hoffnung auf Preußens Erhöhung und Deutschlands Einigung Ausdruck gegeben hatte, hatte in München Mißstimmung erregt; und hiermit stand im Zusammenhange, daß Geibel im folgenden Jahre seine Stellung als Professor in München aufgab. Aber König Wilhelm I. nahm sich seiner an und gewährte ihm zu den 300 Thalern, die er schon von Friedrich Wilhelm IV. her bezog, noch ein Jahrgehalt von tausend Thalern. So lebte er seit 1869 in seiner Vaterstadt Lübeck, wo er nach langen Leiden am 6. April 1884 starb.

Geibel hat sich auf allen Gebieten versucht: er hat übersetzt, er hat selbst geschaffen als Lyriker, Epiker, Dramatiker. Von seinen Liedern ist manches, mit ansprechender Melodie versehen, Eigentum der sangeslustigen Jugend geworden: „Der Mai ist gekommen", „Der alte Barbarosse", „Wer recht mit Freuden wandern will". Außer seinen „Jugendgedichten" erschienen von ihm „Juniuslieder" (1848), „Neue Gedichte", „Gedichte und Gedenkblätter", „Heroldsrufe". In seinen vaterländischen Gedichten gab er der Sehnsucht nach des deutschen Reiches Einheit und früherer Herrlichkeit Ausdruck, und das neuerstandene deutsche Reich begrüßte er mit Jubel („Sedan", „Deutsche Siege"). Episch ist „König Sigurds Brautfahrt". Unter seinen Dramen treten hervor „Brunhild" (aus der Nibelungensage) und

„Sophonisbe", für welches Trauerspiel ihm 1869 der von dem Könige von Preußen auf das beste Drama ausgesetzte Schillerpreis von tausend Thalern nebst der goldenen Medaille zuerkannt wurde (Sophonisbe, gefangene Königin der Numidier, giebt sich, da sie dem Feinde und Vernichter ihres Vaterlandes, den sie liebt, nicht angehören kann, vor der Schlacht bei Zama den Tod).

6. Karl Gerok wurde am 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz in Württemberg geboren als Sohn des dortigen Diakonus, der aber später Generalsuperintendent in Ludwigsburg wurde. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart, studierte von 1832 bis 1836 in Tübingen Theologie und Philologie und wurde 1839 Hilfsprediger in Stuttgart. Während der Jahre 1840 bis 1843 war er Repetent (Wiederholungslehrer, Nachhelfer) am Tübinger Stifte, von 1843 bis 1849 Diakonus in Böblingen, und seit 1849 Stadtpfarrer in Stuttgart, bis er endlich im Oktober 1868 zum Oberhofprediger, Prälaten und Oberkonsistorialrate ernannt wurde, in welchen Ämtern er am 14. Januar 1890 starb. Gelegentlich der 400jährigen Jubelfeier der Universität Tübingen war er 1877 zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden. — Gerok zeigt stets einen edlen, reinen, für alles menschlich Schöne und Würdige offenen Sinn, eine sinnige Auffassung der Natur und des Menschenlebens, einen entschieden christlichen, doch milden Geist. Seine Dichtungen haben bei edler, leichter Form immer einen bedeutenden Inhalt, und auch der Humor ist ihnen nicht fremd. Sie sind in sechs Sammlungen erschienen: 1) „Palmblätter" (Religiöse Gedichte, in denen Bibelstellen poetisch erläutert werden); — 2) „Pfingstrosen" (Erläuterungen von Stellen aus der Apostelgeschichte); — 3) „Blumen und Sterne" (Vermischte Gedichte mit weltlichem Inhalte); — 4) „Deutsche Ostern" (Diese Sammlung enthält besonders die vaterländischen Lieder, zu welchen ihn die Jahre 1870 und 1871 begeistert haben. Aus diesen sind besonders hervorzuheben: „Des deutschen Knaben Tischgebet", „Die Rosse von Gravelotte", „Zwei Berge Schwabens", „Eine alte Geschichte", „Zum Friedensfeste"); — 5) „Palmblätter, neue Folge" (Religiöse Gedichte); — 6) „Eichenland" (Vaterländische Gedichte).

7. Joseph Victor (von) Scheffel, geboren am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe als Sohn eines in den Ruhestand getretenen Majors, studierte zu Heidelberg die Rechtswissenschaften und die Geschichte und war sodann eine Zeit lang als Rechtspraktikant in Säckingen thätig. Da inzwischen seine Verhältnisse sich so günstig gestaltet hatten, daß er seiner Neigung zur Poesie und zur schriftstellerischen Thätigkeit ganz sorglos folgen konnte, gab er seinen Beruf auf und unternahm längere Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien. Nachdem er dann mehrere Jahre in München gelebt hatte, ließ er sich dauernd in seiner Vaterstadt Karlsruhe nieder, wo am 16. Februar 1876 der 50. Geburtstag des inzwischen berühmt Gewordenen in

festlicher Weise begangen und der Dichter durch den Großherzog von Baden in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. Später zog er sich auf sein Gut bei Radolfszell am Bodensee zurück, und hier starb er am 9. April 1886. Sein erstes und zugleich sein berühmtestes Werk ist „Der Trompeter von Säckingen", ein Romanzen-Cyklus, der einen Stoff aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges behandelt und uns in echt deutscher Gemütlichkeit eine dichterische, mit gesundem Humor gewürzte Schilderung giebt aus dem Leben des siebzehnten Jahrhunderts. Eingeflochten sind in diese epische Dichtung zahlreiche Lieder, wie „Alt Heidelberg, du feine", „Das ist im Leben häßlich eingerichtet". Den glänzenden Humor des Dichters zeigt ganz besonders sein „Gaudeamus", eine Sammlung humoristischer, in ihrer Art ganz eigenartiger, zum Teil derb volkstümlicher Dichtungen. Das Liederbuch „Frau Aventiure" enthält Nachahmungen des Minnegesanges, Lieder aus der Zeit Heinrichs von Ofterdingen; den Mittelpunkt der Dichtung bildet der Sängerkrieg auf der Wartburg. — Sein geschichtlicher Roman „Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert" führt uns in die Zeit, in der unter unserem Volke das Christentum frisch emporblühte, der alte germanische Naturdienst dagegen im letzten Absterben begriffen war.

8. Karl Eduard von Holtei, geboren am 24. Januar 1798 in Breslau, ward nach dem Tode seiner Mutter im Hause seiner Großmutter erzogen und besuchte das Magdalenengymnasium seiner Vaterstadt. Als Freiwilliger im preußischen Heere nahm er an den letzten Feldzügen gegen Napoleon teil und begann nach seiner Heimkehr aus dem Felde in Breslau zu studieren. Sehr bald aber verließ er das Studium, um als Schauspieler, Theatersekretär, Theaterdirektor, dramatischer Dichter oder Vorleser ein unstätes Wanderleben zu führen, bis er die Leitung des Theaters in Breslau übernahm. Seit 1850 finden wir ihn längere Jahre in Graz bei seiner einzigen, dort verheirateten Tochter. Aber es trieb ihn doch wieder nach Breslau zurück, wo er sich zuletzt in das Kloster der barmherzigen Brüder zurückzog und hier nach langen Leiden am 12. Februar 1880 starb. „Er ist der vorzüglichste und eigentlichste Vertreter von Schlesiens Anteil an der deutschen Poesie." Auf der deutschen Bühne bürgerte er das Vaudeville (Singspiel) ein. Bekannt von ihm sind: „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Die Wiener in Berlin", „Die Berliner in Wien", „Der alte Feldherr" „Leonore" (dramatisierte Ballade von Bürger). Auch gute Romane haben wir von ihm: „Die Vagabunden", „Christian Lammfell". Als mundartlicher Dichter tritt er uns entgegen in seinen „Schlesischen Gedichten", die zum Teil voll köstlichsten Humors sind.

9. Zu den mundartlichen Dichtern gehört auch Fritz Reuter, der sich durch seine urfrischen, gesunden Dichtungen, obgleich dieselben in einer nur von etwa neun Millionen gesprochenen Mundart, dem

Plattdeutschen, geschrieben sind, in kurzer Zeit ganz Deutschland erobert hat. Geboren wurde Reuter am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater Stadtrichter war und mit diesem Amte das des Bürgermeisters verband. Da seine Mutter kränklich und sein Vater von den Amtsgeschäften und seiner Wirtschaft (er hatte zugleich eine ausgedehnte Vieh- und Ackerwirtschaft und beschäftigte zeitweise gegen 120 Menschen) sehr in Anspruch genommen war, wurde die Erziehung der Kinder allen möglichen Lehrkräften, wie sie das Ackerbürgerstädtchen grade bot, überlassen. Zunächst übernahm dieselbe nach dem Tode von Reuters Mutter (1825) deren Schwester „Tante Christine", dann ein launiger Hausfreund, der Amtshauptmann Weber, zuletzt ein Hauslehrer. Das eigentliche erziehliche Element aber bildete neben Tante Christine der sogenannte Onkel Herse (Bräsig). Später kam Reuter auf das Gymnasium in Mecklenburgisch-Friedland und dann auf das in Parchim, bis er, um die Rechte zu studieren, 1831 die Universität bezog, und zwar zuerst Rostock, dann Jena. Auf letzterer Universität gehörte er der Burschenschaft Germania an, und nur deshalb und „weil er am hellen lichten Tage in deutschen Farben umhergegangen sei", wurde er infolge der 1832 ausgebrochenen Demagogenverfolgungen 1833 in Berlin verhaftet und zum Tode verurteilt, von König Friedrich Wilhelm III. aber zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt. Nach vierjähriger Haft in den preußischen Festungen Silberberg, Glogau, Magdeburg und Graudenz wurde er 1838 nach Mecklenburg ausgeliefert und in der Festung Dömitz gefangen gehalten, bis er 1840 infolge des allgemeinen preußischen Straferlasses seine Freiheit wieder erhielt. Diese ungerechte Behandlung, die seine ganze Lebensentwickelung für immer störte, erbitterte ihn doch so wenig, daß er sie später mit dem liebenswürdigsten Humor in seinem prächtigen Buche „Ut mine Festungstid" erzählen konnte. Nachdem er auf freien Fuß gesetzt worden war, lebte er zehn Jahre lang als „Strom", mit welchem Namen man in seiner Heimat einen Landwirtschaftsbeamten bezeichnet, und bewirtschaftete das väterliche Gut. Aus dieser Zeit seines Lebens erzählt sein wertvollster Roman „Ut mine Stromtid". Im Jahre 1850 gab er den Betrieb der Landwirtschaft auf und ließ sich als Privatlehrer in Treptow nieder, wo er durch seine treffliche Frau Luise Kunze, die Tochter eines Pfarrers, mit der er sich jetzt verheiratete, zu einem etwas geregelten Leben kam. Im Jahre 1856 siedelte er nach Neubrandenburg über und fing an zu schriftstellern. Seit dem Jahre 1863, wo seine Werke in die Mode kamen, wohnte der Dichter in einer eigenen Villa am Fuße der Wartburg bei Eisenach, und hier starb er am 12. Juli 1874. Am 29. Mai 1893 wurde in Neubrandenburg auf einem Platze an der Eisenbahnstraße, von Eichen umgeben, das Denkmal Reuters enthüllt. Es ist ein treffliches Werk des Bildhauers Martin Wolff in Berlin, eines Sohnes